

---

This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

<https://books.google.com>





## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

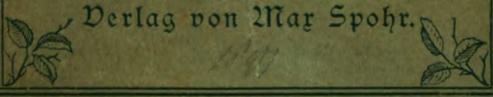


# Ein Weib?

Psychologisch-biographische Studie  
über  
eine Konträrsexuelle.



Leipzig  
Verlag von Max Spohr.



**M. oct.**  
**1068**

M. 8 01068

# Ein Weib?

---

Psychologisch-biographische Studie

über

eine Konträrsexuelle.



Leipzig,  
Verlag von Max Spohr.



---

Alle Rechten vorbehalten.

---

RIJKSUNIVERSITEIT TE UTRECHT



1776 0608

# Inhalt.

	Pag.
I. Kapitel: Einige allgemeine Bemerkungen über den perversen Geschlechtstrieb . . . . .	1
II. Kapitel: Die Kinderzeit einer Konträrsexuellen . . .	8
III. Kapitel: Die Verlobung zweier Perversfühlernden . .	11
IV. Kapitel: Ein folgenschweres Zusammentreffen . . .	15
V. Kapitel: Urning oder nicht? . . . . .	19
VI. Kapitel: Ist ein Mensch ohne Sinnlichkeit imstande zu heiraten? Darf er es? . . . . .	23
VII. Kapitel: Selbstbetrachtungen . . . . .	27
VIII. Kapitel: Konnte sie einen Mann lieben? . . . . .	30
IX. Kapitel: Das Erwachen der wahren Liebe . . . . .	36
X. Kapitel: Die ersten Spuren der Sinnlichkeit zeigen sich	40
XI. Kapitel: Kampf und Zweifel . . . . .	45
XII. Kapitel: Der kühne Entschluß, Weib zu werden . . .	50
XIII. Kapitel: Der mißlungene Kochversuch. . . . .	54
XIV. Kapitel: Neues Bangen und Sehnen . . . . .	59
XV. Kapitel: Gemeinsame Genüsse . . . . .	64
XVI. Kapitel: Wem gilt all ihr Sinnen und Träumen? . .	69
XVII. Kapitel: Der schwere Entschluß zur Heirat . . . .	74
XVIII. Kapitel: Warum dürfen wir den Konträrsexualismus nicht totschweigen? . . . . .	81
XIX. Kapitel: Die Freundinnen wollen auch für die Zu- kunft zusammen bleiben . . . . .	88
XX. Kapitel: Die endliche, langersehnte Vereinigung mit der Geliebten . . . . .	94
XXI. Kapitel: Der weitere Verkehr zwischen den Freundinnen	99
XXII. Kapitel: Die Geliebte wird frei . . . . .	103
XXIII. Kapitel: Die Gefühle auf dem Latenballe . . . . .	109
XXIV. Kapitel: Das Duell . . . . .	114
XXV. Kapitel: Ein Anormaler wird sich über seinen Zu- stand klar . . . . .	118
XXVI. Kapitel: Das Wiedersehen der Verlobten . . . . .	122

	Pag.
XXVII. Kapitel: Die Braut verrät ihre wahren Gefühle . . . . .	126
XXVIII. Kapitel: Träumereien . . . . .	130
XXIX. Kapitel: Eine ernste Aussprache zwischen den Verlobten . . . . .	133
XXX. Kapitel: Die Entlobung . . . . .	138
XXXI. Kapitel: Gefühle der Erleichterung . . . . .	142
XXXII. Kapitel: Das Glück der aufgeklärten Konträrsexuellen . . . . .	146
XXXIII. Kapitel: Worin besteht das Verbrechen, der Freund eines Perversführenden zu sein? . . . . .	151
XXXIV. Kapitel: Der Liebe Lust und Leid . . . . .	156
XXXV. Kapitel: Gewissensfragen . . . . .	159
XXXVI. Kapitel: Eine harte Liebesprobe . . . . .	164
XXXVII. Kapitel: Das Wiedersehen zwischen Lehrer und Schü- lerin . . . . .	168
XXXVIII. Kapitel: Eine schaurige Prophezeiung . . . . .	173
XXXIX. Kapitel: Fern von der Geliebten . . . . .	178
XL. Kapitel: Hoffnungen für die Zukunft . . . . .	183
XLI. Kapitel: Ein glückliches Wiedersehen . . . . .	186
XLII. Kapitel: Das Geheimnis der Freundin . . . . .	191
XLIII. Kapitel: Die Geliebte ist gegen Männerliebe gesetzt . . . . .	194
XLIV. Kapitel: Eifersuchtsphantasien . . . . .	198
XLV. Kapitel: Wirre, unglückliche Traumbilder . . . . .	202
XLVI. Kapitel: Wozu kann die blinde Eifersucht den Urning treiben? . . . . .	207
XLVII. Kapitel: Die Geliebte verlobt sich . . . . .	212
XLIII. Kapitel: Welche Liebe ist die stärkere? . . . . .	215
XII. Kapitel: Die letzten Tage vor der Heirat . . . . .	220
L. Kapitel: Konträrsexualismus und Intelligenz . . . . .	224
LI. Kapitel: Das Ende des „Romans“ . . . . .	228
LII. Kapitel: Weitere Schicksalsschläge . . . . .	233
LIII. Kapitel: Eine gefährliche Krankheit . . . . .	238
LIV. Kapitel: Die Fürsorge für die Kinder . . . . .	242
LV. Kapitel: Das Ende der Freundinnen . . . . .	245
LVI. Kapitel: Man studiere die Litteratur des Konträr- sexualismus! . . . . .	249

## I. Kapitel.

### **Einige allgemeine Bemerkungen über den perversen Geschlechtstrieb.**

Sie war die älteste von acht Geschwistern.

Das klingt fast wie ein Romananfang. Man könnte meinen, eine interessante oder auch uninteressante Dichtung vorgelegt zu bekommen. Diesem Irrtume muß von vornherein vorgebeugt werden.

Es ist kein süßes Ammenmärchen, keine walddurchrauschte Sage, kein poetischer Schmerzensschrei oder dergleichen, was ich bringen werde, sondern schlichte, nackte, einfache Wahrheit. Wohl werde ich Namen, Daten, Orte u. s. w. ändern müssen. Diese Rücksicht bin ich den noch lebenden Angehörigen „meiner Heldin“ — man erlaube mir diesen Kunstausdruck! — schuldig. Aber die Thatsachen, sowie das Gefühl und Empfindungsleben werden sich dem Leser unverschleiert und ungeschminkt vor Augen stellen.

Ich werde mich dabei manchmal in den Romanstil verirren; ja, ich werde sogar absichtlich diese Schreibweise brauchen; denn ich möchte die Fahne der Humanität und Aufklärung auch in die Schichten des Volkes, wie in die Kreise der sogenannten „Gesellschaft“ hineintragen. Es sind nicht einzelne Fachgelehrte, an die ich mich wende. Für diese bedarf es eines solchen Buches nicht. Es wäre mehr als Überfluß. Wer die Litteratur des Konträrsexualismus in den letzten Jahren verfolgt hat, der ist eingeweiht. Da ist ein weiterer Beitrag unnötig. Doch, wieviele sind ihrer? Um sie aufzufinden, möchte ich jenen griechischen Weisen, der mit seiner

Laterne Menschen suchte, bitten, mir das Licht für die nächste Zeit zu überlassen.

Es muß endlich anders werden! Alle, alle sollen sie sehen lernen und nicht im Hasenschlafe mit geöffneten Augen an den Dingen stumpffinnig vorübergehen, die ihnen, bei ein wenig Anregung, bei einem kleinen Anstoße, soviel des Interessanten, Beachtenswerten bieten würden!

Mit gelehrten Auseinandersetzungen und Doktrinen jedoch können wir nicht auf die große Masse wirken. Dazu gebrauchen wir vielmehr ein ruhiggehaltenes, leichtzuerstehendes Volksbüchlein, oder, was noch besser, einen spannenden, prickelnden Roman.

Warum wir einen solchen nicht direkt bringen? Fragt nur bei den Herren Verlegern an, welcher von ihnen sich nicht vor dem gestrengen Herrn Staatsanwalt fürchtet! Und habt Ihr wirklich einen mutigen unter denselben herausgefunden, so müßten wir doch bedenken, daß eine derartige Dichtung nicht mit dem Enthusiasmus aufgenommen wird wie eine gewohnte Speise, die dem Gaumen bekannt und vertraut ist.

Aber soll denn der perverse Geschlechtstrieb immer und ewig ein unverdaubares Gericht bleiben? Wessen Schuld ist es, daß wir in unserer Zeit der Toleranz, des Fortschrittes, der weltumgestaltenden Erfindungen nicht weiter kommen in der einfachen Erkenntnis dessen, was da war, so lange Menschen denken und fühlen konnten, und was erst mit dem Tode des letzten Sterblichen aufhören wird? Es soll damit selbstverständlich nicht gesagt sein, daß die vernunftbegabten Geschöpfe vom Anfang bis zum Schluß konträrsexuell waren, sind und sein werden. Nein, ich behaupte nur, daß es zu allen Zeiten neben den normalführenden perversgeschlechtliche Wesen gab, daß es deren noch jetzt giebt und auch in Zukunft geben wird.

Ich will dafür heute kein langes Beweisregister auführen. Wer sich weiter informieren will, der halte in

der neueren diesbezüglichen Litteratur Umschau, an welcher der Verlag von „Max Spohr, Leipzig“ besonders reich ist!

Auch ist es nicht meine Absicht, irgend jemand Vorwürfe zu machen wegen des gutgemeinten Augenverbindens der Un- eingeweihten, ich werde indessen stets meine ganze Kraft ein- setzen, das fade Blendwerk zerstören und die Blicke öffnen zu helfen. Dann erst, wenn man gelernt haben wird zu sehen, kann man die armen Geschöpfe, welche unverstanden und ungehört verdammt werden, oder, wenn man sehr gütig ist, an die man mit mitleidigem Achselzucken vorübergeht, richtig begreifen und beurteilen.

Das ist ein Urning! Wie dürfen wir weitere Notiz von ihm nehmen? Mit diesem harten, lieblosen Gefühle sagt man sich ein für allemal von seinem Mitgeschöpfe los.

Es soll, es muß endlich anders werden! Und kommen wir auch nur langsam vorwärts, es wird eines Tages ge- lingen. Die Sonne wird voll und hell herniederstrahlen und auch auf die Verachteten, die Ausgestoßenen ihr erwärmendes und belebendes Licht werfen. Aber dazu bedarf es noch eines mutigen, energischen Kämpfens. Und es ist unserer aller, die wir von dem Unrechte, von der grenzenlosen Härte gegen die Urninge überzeugt sind, Pflicht und Schuldigkeit, das Unrige, und sei es auch noch so wenig, dazu beizu- tragen, das Los dieser Unglücklichen erträglich zu machen.

Ich muß hier bemerken, daß ich, wo ich das Wort Urning, welches zuerst von Carl Heinrich Ulrichs angewendet wurde, gebrauche, ich dieses im weitesten Sinne nehme. Nicht nur die äußerlich männlichen Personen, sondern auch die weiblichen, wie diejenigen ohne sinnliche Gefühle bezeichne ich mit diesem Ausdrucke, da uns ja leider immer noch die richtige Anwendung des Artikels für das dritte Geschlecht, für die „Geschlechtslosen“ fehlt.

Freilich sind es nur die ersteren, denen für ihr unver-

schuldetes Denken und Fühlen eine wirkliche Gefahr droht, die fortwährend das Damoklesschwert der gerichtlichen Strafe über sich hängen fühlen; aber auch für die übrigen ist das Leben ein andauernder Kampf gegen ein oft absichtliches Nichtverstandensein, gegen alberne Vorurteile, Verleumdungen und Gehässigkeiten jeder Art.

Die Männer, so bedauernswert sie auch dastehen, — und vielleicht gerade deshalb, — haben fast zu allen Zeiten ihre Verteidiger gefunden; ja, in manchen Epochen hat man die Freundesliebe sogar mit Bewunderung angestaunt und ihr im weitesten Umfange gehuldigt. Denken wir nur an die alten Griechen, dieses Idealvolk des klassischen Altertums, an ihre großen Schriftsteller Plato, Aristoteles u. s. w.!

Die Frau kam wenig in Betracht. Namen, wie derjenige der berühmten Dichterin Sappho, der hervorragenden Königin Elisabeth von England und weniger anderer glänzen als vereinzelte Sterne. Und doch giebt die Zahl der perversführenden Weiber derjenigen der Männer nichts nach, obwohl wir fast immer nur von letzteren hören. Selbst Krafft-Ebing, der uns eine Reihe Lebensbilder aus seiner eigenen Praxis vorführt, berichtet nur über eine ungleich geringere Anzahl von Fällen, welche die Frauen betreffen. Woher kommt das?

Zunächst haben wir wohl den Grund in dem angeborenen Schamgeföhle zu suchen, welches beim Weibe viel tiefer gewurzelt ist als beim Manne. Und in diesem Punkte ist und bleibt die Konträrsexuelle eben Frau. Sie scheut sich, sich rückhaltslos einem Manne, und wäre es selbst der Arzt, anzuvertrauen. Sie mag ihr Geheimnis nicht preisgeben, auch nicht, um sich Befreiung, Heilung damit zu erkaufen.

Man könnte sich wundern, daß ich nach diesem Geständnisse es wage, das Bild eines Weibes bis in das Kleinste, bis ins Détail wiedergeben zu wollen. Jedoch wie beim schwachen Geschlechte, namentlich in der Urningsnatur, vieles intensiver ausgeprägt ist als bei dem starken, so kennt dort

auch der Opfermut, besonders wo es sich um das Allgemeinwohl, um Kunst und Wissenschaft handelt, keine Grenzen. Und ein einmal erwachtes Dankbarkeitsgefühl wächst weiter und weiter, treibt herrliche Blüten und kostbare Früchte und wird bei jeder Gelegenheit neu und frisch hervorgedrängt, so daß es schließlich alles überwuchert und endlich größer wird als selbst das Schamgefühl.

Ich hatte eines Tages Gelegenheit, meiner Heldin einen nach ihrer Meinung außerordentlich großen Dienst zu leisten. Von dem Augenblicke an trachtete sie darnach, mir meine That zu vergelten.

Und als sie später erfuhr, daß ich sie studierte, von Kind auf studiert hatte, ohne in sie verliebt zu sein, also mit Ruhe und Unbefangenheit, da lag, nach einem kurzen, aber heftigen Kampfe ihrerseits, ihr ganzes Leben wie ein aufgeschlagenes Buch offen vor mir da. Sie verbarg mir nicht die geheimste Regung ihres Herzens, und was sie sich nicht zu sagen getraute, das teilte sie mir schriftlich mit.

Es paßte nicht zu ihrer Natur, Tagebuchaufzeichnungen zu machen. Aber sie unterzog sich dieser Mühe im Interesse der Wissenschaft, und ich konnte nach ihrem Tode aus den hinterlassenen Blättern ergänzen, was mir noch an dem vollständigen Lebensbilde fehlte.

Dasfelbe steht mir so klar vor Augen, als wäre es mein eigenes, und gleichzeitig kann es als Gattungstypus dienen. Denn soweit ich Gelegenheit hatte, konträresexuelle Frauen zu beobachten und zu studieren, fand ich dieselbe Heftigkeit des Gefühls, die gleiche Glut der Empfindung, das wilde Temperament, die fiebernde Leidenschaft gegenüber dem geliebten Wesen und die Apathie und gleichmütige Ruhe für fast alles andere.

Darum gerade wählte ich die Schilderung dieses Charakters, obgleich mir ein männlicher wohl ebenso nahe gelegen hätte. Aber wir sind immer gar zu leicht geneigt, das Unsrige zu rühmen, zu verherrlichen, freizusprechen und zu

entschuldigen, während wir meinen, das andere ginge uns nichts an. Das wäre unserer Beobachtung nicht wert; unsere Erhabenheit erlaubt uns nicht, uns in Diskussionen über das untergeordnete Geschlecht einzulassen.

Und wer ist es, der als Schriftsteller auftritt, der das Heft der gelehrten Abhandlungen in der Hand hat? Vor allem der Mann. Wer traut überhaupt einem Weibe ein richtiges logisches Denken zu? „Logik ist bei keiner Frau!“ Sie selbst kann sich also nicht verteidigen, und wenn ihr irgendwo ein Ritter ersteht, so ist derselbe mehr oder weniger verliebt in sie. Er kann also nicht klar, nicht unbefangenen urteilen.

Da wird es den Gegnern, die von Weiberhaß erfüllt sind, — vielleicht weil sie von einer Falschen, einer Unwürdigen betrogen wurden oder sich von der Angebeteten, Heißbegehrten in aller Rechtsform „einen Korb geholt“ haben, — nicht schwer, denselben der Übertreibung, der Verblendung zu zeihen.

Was wir über männliche und weibliche Schönheit zu sagen haben, welcher von beiden wir den Vorzug geben sollen, darüber läßt sich nicht streiten. Das ist Geschmacksache. Und der Geschmack wird individuell bleiben, so lange die Welt besteht. Der Neger wird sich für unsere Venus bedanken, während wir uns wohl hüten werden, seine schwarze Aphrodite zum Gegenstande der Verehrung zu machen. Wir finden an derselben ebensowenig Gefallen wie an dem köstlichsten Throne, der dem Lappländer der Inbegriff alles Wohl-schmeckenden ist.

Aber gerade, weil der Frau so geringe Mittel zur Selbstverteidigung gegeben sind, ist es unsere Pflicht, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Das echte Weib ist dem Manne untergeordnet. Es fühlt dieses und klammert sich schutzsuchend an ein stärkeres Wesen an. Darum sollen wir es aber nicht verachten; sondern

wir müssen es hüten, schirmen, über demselben wachen wie über einem wertem Schatz, der uns anvertraut ist.

Gar zu leicht sind wir geneigt, ihm Fehler, wie Schwachhaftigkeit, Neugierde, Gedankenlosigkeit u. s. w. nachzusagen und vorzuwerfen. Schlagen wir doch einmal an unsere Brust, und fragen wir uns aufrichtig, ob dort nicht die nämlichen Mängel schlummern! Und fühlen wir uns wirklich frei von denselben, nun, so können wir unsere Überlegenheit doch wohl am besten dadurch zeigen, daß wir eben die Schwachheit des anderen Teiles mit auf die Waagschale legen, gründlich in Betracht ziehen und mit versöhnender Milde, mit Liebe und Sanftmut auszugleichen suchen.

Freilich giebt es auch Frauen, die dieser unserer Nachsicht nicht wert sind; aber sie stehen vereinzelt da. Und ihr Unrecht liegt nicht so sehr in ihnen selbst, wie vielmehr in der oft verkehrten weiblichen Erziehung der heutigen Zeit. Völlig gepropft von Sachen, die sie nicht verstehen, nicht verdauen können, wollen sie etwas anderes scheinen, als sie sind. Sie machen sich zu Affen der Männer, wodurch sie uns lächerlich und verächtlich werden.

Aber hüten wir uns wohl, mit dem Worte „emanzipiertes Weib“, sofort über viele den Stab zu brechen! Beurteilen wir nicht alle! Lassen wir unser ruhiges Denken nicht beeinflussen; sondern ziehen wir auch die Frauen inbetracht, die von Natur den Drang in sich fühlen, mehr zu leisten, zu schaffen als das Durchschnittsmaß ihres Geschlechtes, die den scharfen, klaren Verstand besitzen, vermittels dessen sie sich einen Platz erobern, der hoch und erhaben ist! Ich denke, vor diesen dürfen wir schon in Ehrfurcht den Hut ziehen.

Wo wir sie finden, sie zu suchen haben? Fast ausnahmslos in den Reihen der Konträrsexuellen.

Ein solches Weib ist es auch, welches ich heute meinen Lesern vorstellen will. Ich werde mich an einen biographischen Faden halten; da es jedoch nicht das äußere Leben ist,

welches ich zu schildern gedenke, sondern vielmehr die inneren, feelisthen Vorgänge, so werde ich meine Erzählung oft durch Reflexionen, Nebenbetrachtungen u. s. w. unterbrechen und das objektive Bild durch subjektive Einmischungen, Belege, Beispiele u. dgl. erklären müssen.

Wem dieses störend ist, wer darüber ärgerlich sein sollte, dem sage ich noch einmal, daß ich, trotz des Romanstiles, in den ich verfallen muß, keine Dichtung bringe, sondern ein Stück wirklichen Lebens. Sollte daselbe leicht von Romantik durchweht sein, so liegt dieses einzig und allein im Charakter, Denken und Fühlen meiner Heldin, nicht in meinem eigenen Dazuthun.

---

## II. Kapitel.

### Die Kinderzeit einer Konträrsexuellen.

Sie war die älteste von acht Geschwistern. Erblich belastet oder nicht? fragt der Mediziner sofort.

Ich will mir darüber kein ausschlaggebendes, kurzes Urtheil mit Ja oder Nein erlauben, da ich meine Studien in der Familiengeschichte leider nicht gründlich beenden konnte.

Deshalb führe ich nur an, daß der Vater, ein höherer Offizier, in seinen „besten Jahren“ an einem Gehirnleiden starb, welches er sich infolge der Kriegszüge zugezogen haben soll. Eine Schwester erlag, im Alter von ungefähr zwanzig Jahren, derselben Krankheit, und sämtliche Familienmitglieder wurden häufig von heftigem Kopfweh geplagt. Nur die Mutter und Herma — so werde ich meine Anormalfühlende nennen -- blieben davon verschont.

Ein Vetter, von dem noch später wiederholt die Rede sein wird, war gleichfalls konträrsexuell.

Herma wuchs in der kleinen Garnisonstadt fast wild und ohne alle Erziehung auf. Ihr Vater hatte früh einge-

sehen, daß ihre Natur zur Freiheit, zur Selbständigkeit drängte. Er war vernünftig genug, ihren Charakter sich aus sich selbst entwickeln zu lassen, wobei er sich nicht verrechnete.

Denn er urteilte richtig, daß, wenn er dieses Reis binden würde, er nur eine schwächliche Treibhauspflanze ziehen könne. Durfte es sich dagegen frisch entfalten, so mußte eine kräftige Feldblume erblühen, die Wind und Wetter mutig Trotz bieten könnte, wenn sie auch vielleicht einige wilde Triebe schöffe. Er meinte, daß der richtige Gärtner, wenn er erst erschien, diese schon in edle umwandeln würde.

So achteten die Eltern wenig auf sie, schrieben ihr auch die Zeit ihres Gehens und Kommens niemals vor.

Während sämtliche Geschwister sehr gute Schüler und Schülerinnen waren, die sich bei normaler Erziehung vor- schriftsmäßig entwickelten, mußte man Herma hervorragend begabt nennen. Zu ihrer leichten Auffassungsweise und einem vorzüglichen Gedächtnisse kam ein unbändiger Ehrgeiz, der sie nicht ruhen ließ, bis sie den ersten Platz in ihrer Klasse erreicht hatte.

Es genügte ihr nicht, was in der Mädchenschule gelehrt wurde, und sie nahm Privatunterricht in allen Gymnasialfächern, die ihr irgendwie etwas des Anregenden und Interessanten darzubieten schienen.

O, wie schlug ihr Herz in stolzer Freude, als ihr der Lehrer eines Tages verkündigte, sie könnte jetzt ein gutes Abiturientenexamen machen! Das Griechische war freilich erst im Anfangsstadium; aber dafür überstieg ihr Können in anderen Fächern das Verlangte.

Sie betete ihn übrigens an, ja, sie vergötterte ihn, diesen geliebten Lehrer. Wie manchmal streifte sie an seiner Seite durch Feld und Wald! Wie konnte er mit Begeisterung über jede Blume, jedes Vogelnest sprechen! Wie vertraut war er mit den Sternen am nächtlichen Himmel, und wie wunderbar

erklärte er dieselben, wenn sie sich Abends auf dem Heimwege befanden! Sie lernte soviel, so unendlich viel!

Aber, wie leicht vorauszusehen, die Folge der einsamen Wanderungen und des geistigen Zusammenlebens war, daß der ältere Lehrer, der schon einige Jahre vermählt, eine glühende Zuneigung für seine verführerische Schülerin faßte, die er ebenso heftig erwidert glaubte, wenn er in das in voller Begeisterung auf ihn gerichtete Auge seiner Gefährtin blickte.

Er war indessen edel genug, seinen Gefühlen nicht durch Worte Ausdruck zu verleihen, und eine schnelle Versetzung nach einem recht entfernten Orte zu beantragen, welche ihm auch bald gewährt wurde.

Eine stürmische, wilde, rührende Abschiedsscene! Dann war Herma mit ihren Gedanken allein. Aber sie konnte sich mit gutem Gewissen sagen, daß es nur unendliche Dankbarkeit, vielleicht auch etwas Kameradschaftlichkeit war, was sie an den geliebten Lehrer fesselte. Sie hat auch stets mit Freude und Vergnügen an die glücklichen Stunden zurückgedacht, welche sie unter seiner Leitung erleben durfte.

Bei aller Lernbegierde jedoch war ihr immer reichliche Zeit zu den Kinderspielen geblieben. Sie hatte wenig Umgang mit Mädchen. Es kam vor, daß sie plötzlich von einer heftigen Zuneigung zu einer Mitschülerin ergriffen wurde. Dann widmete sie sich dieser einige Tage ausschließlich. Doch bald ward der Verkehr für sie „fade,“ wie sie zu sagen pflegte, und ihre alten Kameraden wurden aufgesucht.

Auch später begeisterte sie sich oft für eine Dame so, daß sie für dieselbe „schwärmte“ oder in sie „verliebt war,“ nach ihren eigenen Ausdrücken. Doch war das alles vergessen, als sie denjenigen endlich begegnete, welcher vom ersten Augenblicke an ihr Denken und Sein geweiht waren.

Bis dahin waren es nur Personen männlichen Geschlechtes, mit denen sie Umgang hatte, in voller Vertrautheit, Harm-

lofigkeit und Burschenschaft. Stets war sie von einem Kreise toller Knaben umgeben, an deren Thun und Treiben, deren Spielen sie mit Wohlbehagen teilnahm.

Da ihre Brüder bedeutend jünger, war es der Vetter Hans, den sie fast überall mit sich herumzog. Er hatte seinen Vater, den Grafen Stein, schon sehr früh durch den Tod verloren. Die Mutter folgte ihm bald in das Grab. Der junge Graf, welcher nur wenige Jahre älter war als die Koufine, kam in das Haus von Hermas Eltern.

Das war eine Freude für das ausgelassene Mädchen! Der Vetter mußte mit ihr auf hohe Bäume klettern, über breite Gräben springen, auf dem Esel oder Pony dahingaloppieren und Unfug über Unfug treiben. Es war merkwürdig, daß Herma die Anstifterin von allem diesen, und daß sie wirklichen, großen Gefallen daran fand, während Hans bloß mit- und nachmachte, weil es der Gefährtin Freude bereitete.

Hätten beide dieselbe Kleidung getragen, man würde sicher ihr Geschlecht verwechselt haben. Wunderbar war es auch, wie sie suchten, einer des andern Wunsche zu erraten, und dieselben zu erfüllen, das wilde, unbändige Mädchen und der zarte, sanfte, blondlockige Knabe.

---

### III. Kapitel.

#### Die Verlobung zweier Perversfühlenden.

Als Hans im Kadettenkorps aufgenommen wurde, sahen sich die Kinder nur in der Ferienzeit. Dann mußte er die Koufine fechten, schießen und dergleichen lehren, in welchen Künften sie es ihm bald zuvorthat, obwohl er durchaus nicht ungeschickt darin war. Aber sie bereiteten ihm wenig Freude.

Der verwandtschaftliche Verkehr nahm keinen anderen Charakter an, als der Vetter eines Tages als stolzer Fähnrich

erschien. Der blonde, stattliche Schnurrbart stand seinem zarten rofigen Gesichte vortrefflich. Und wie groß er geworden war! Dadurch erkannte Herma, daß auch sie zur Jungfrau heranreife, und daß die Kinderzeit vorüber. Das änderte aber nichts an der gegenseitigen Liebe der Verwandten.

Die Eltern wünschten, daß beide später das Eheglück mit einander teilen möchten. Sie hatten durchaus nichts dagegen einzuwenden. Hatten sie doch als Kind so oft Braut und Bräutigam gespielt und sich in dem Maße an den Gedanken gewöhnt, dereinst gemeinschaftlich durch das Leben zu gehen, daß es ihnen anders ganz undenkbar erschienen wäre.

Kein heiliges Versprechen wurde gegeben; kein inniger, langersehnter Kuß besiegelte den Bund; kein feierlicher Treueschwur wurde beim Abschiede gesprochen: es bedurfte dessen nicht zwischen ihnen. Sie waren verlobt und wußten, daß sie einander herzlich zugethan. Sobald Hans seinen Premierlieutenant erreicht hatte, sollte die Verlobung veröffentlicht werden.

Er kam nach einer entfernten Garnison zu den Dragonern. So oft er Urlaub erhielt, trug ihn der Schnellzug in das friedliche Landstädtchen. Herma war stolz auf ihren schmucken Soldaten, und der Gedanke hatte etwas Erhebendes für sie, an der Seite eines Vaterlandsverteidigers durch das Leben zu gehen.

Als aber die Zeit immer mehr heranrückte, in welcher Hans das verhängnisvolle Patent davontragen mußte, bemächtigte sich ihrer eine heftige Unruhe. Sie sah wohl ein, wie unendlich viel ihr fehlte, eine tüchtige Frau zu werden; aber sie vermochte trotz allen guten Willens nicht, sich die mangelnden Eigenschaften zu erwerben. Wenn sie sich einmal in der Küche umsah, oder sich mit irgend einer häuslichen Beschäftigung vertraut machen wollte, so vertrieb man sie mit der Phrase: „Das steht Dir nicht! Das paßt nicht zu Deinem Wesen!“ u. dgl.

Wohl richtig: Hans beehrte sie nicht anders, als sie war. Aber was wollte er mit ihr? Warum mußte sie denn heiraten? Konnten sie nicht weiter mit einander verkehren wie getreue Kameraden, wie gute Geschwister? Sie fürchtete sich vor der Ehe. Der bloße Gedanke daran flößte ihr Widerwillen und Abscheu ein. Durfte sie so fühlen, wenn sie wirklich liebte? Bange Ahnung marterte sie oft. Jedoch sie war eine Natur, die sich nicht leicht erschüttern ließ!

Sie hatte auch inzwischen nicht aufgehört, vorwärts zu streben. Trotzdem sie des anregenden Unterrichtes ihres ersten Jugendführers entbehrte, hatte sie das Lehrerinnenexamen bestanden. Prüfungen machen gehörte in ihrem Städtchen zum guten Tone. Dieses war es aber nicht allein, was sie dazu bestimmt hatte, sondern sie war von einem wirklichen Wissensdrange erfüllt und hatte außerdem das brennende Verlangen, auf eigenen Füßen zu stehen, selbständig etwas zu leisten. Ihre Verlobung kam dabei für sie garnicht inbetracht.

Auf einer Reise nach der Schweiz hatte sie sich an einer der dortigen Universitäten immatrikuliert für das Studium der Philosophie und Astronomie. Aber sie mußte ihrem glühenden Wunsche, sich den Doctorhut zu erwerben, entsagen, weil die Mittel der Eltern für standesgemäße Unterhaltung einer zahlreichen Familie etwas karg bemessen waren. Mit ihrer Heirat machte Herma eine glänzende Partie. Darüber jedoch hatte sie kaum nachgedacht. Sie wollte sich die mangelnden Pensionsbeträge, wie auch die nötigen Studiengelder durch Privatunterricht verdienen, gab indessen endlich den dringenden Bitten der Mutter nach, vorläufig auf ihren Plan zu verzichten. Es kostete dieses einen harten Kampf; aber die Kindespflicht siegte endlich.

Sie kehrte in die Heimat zurück, wollte jedoch jetzt mit aller Macht eine Stelle als Erzieherin oder Gesellschafterin annehmen. Es war indessen ein Gedanke dabei, welcher sie etwas zurückschrecken und sie innerlich beben ließ. Sie fürchtete,

als Lehrerin in einem Privathause ihr Schlafzimmer mit den Kindern der Familie teilen zu müssen. Das war ihr unmöglich.

Sie konnte es nicht einmal über sich gewinnen, mit den eigenen Schwestern ein und denselben Raum für die Nacht zu haben. Schon als kleines Mädchen hatte sie es durchgesetzt, daß ihr ein eigenes Stübchen eingeräumt wurde. Es mochte so eng und bescheiden sein, wie es wollte: es genügte ihr. Die Eltern gaben es gern, weil sie ihren Lerneifer liebten und glaubten, sie müsse bei der Arbeit ungestört sein. Aber dieses war es nicht. Studieren konnte sie in der größten Gesellschaft, mochte man um sie her lachen, toben, spielen, tanzen: das alles störte sie durchaus nicht. Sie konnte sogar an der Unterhaltung teilnehmen, während sie dabei emsig weiter schrieb.

Nein, dieses hatte für sie nichts zu sagen. Es war einzig und allein das Schamgefühl, welches sie die Einsamkeit wählen ließ. Dasselbe war so sehr ausgeprägt, daß sie die Thür verschloß und verriegelte, wenn sie das Kleid wechselte, ja, wenn sie nur die Zähne putzte oder das Haar kämmt. Daß sie sich deshalb manche Neckerei gefallen lassen mußte, und daß man oft versuchte, sie zu überraschen, ist selbstverständlich. Bei ihrer großen Vorsicht in diesen Dingen jedoch gelang es nie.

Das Merkwürdige bei der Sache war, daß dieses ihr Empfinden beiden Geschlechtern gegenüber gleich stark ausgeprägt zu sein schien, daß sie sich vielleicht noch mehr vor Frauen schämte als vor Männern. Mußte sie ein neues Garderobestück anprobieren, so war der Vorgang von den komischsten Auftritten unterbrochen, und später zog sie es stets vor, ihre Kostüme bei einem Damenschneider anfertigen zu lassen.

Sie konnte auch nicht hören, wenn sich die Geschwister oder Gefährten manchmal unpassender Wörter bedienten, die

sie irgendwo aufgeschnappt hatten. An Spielen, die an das Triviale grenzen, wie sie bei Kindern häufig vorkommen, nahm sie nie teil, wandte sich vielmehr mit Abscheu von denselben und suchte auch die übrigen davon zurückzuhalten, drohte sogar, wenn sie nicht anders zu ihrem Ziele gelangen konnte, mit Anklage höheren Ortes, worauf man ihr natürlich nachgab.

Sie schien ohne Sinnlichkeit zu sein. Oder war sie es wirklich? Das werden wir aus dem Nachfolgenden beurteilen.

— Dieses ausgeprägte Schamgefühl, häufig verbunden mit Abscheu vor allem Sinnlichen, findet sich fast immer bei Konträrsexuellen. Es ist dies durchaus nicht unnatürlich. Haben wir nicht alle eine gewisse heilige Scheu dem anderen Geschlechte gegenüber, welche im Umgange mit unseres Gleichen weniger stark zum Ausdruck kommt?

Wozu soll sich nun der Perversfühlende zählen? Ist er äußerlich Mann, so sagt ihm sein Gefühl, daß er ein Weib, und umgekehrt. Wer ist es also, der zu ihm gehört, an den er sich halten soll? Vor wem braucht er sich seines Geschlechtes wegen nicht zu schämen? —

---

#### IV. Kapitel.

### Ein folgenschweres Zusammentreffen.

Trotz ihrer geheimen Angst, wie es mit dem eigenen Zimmer werden würde, beharrte Germa auf ihrem Wunsch, ihr Brot selbst zu verdienen, und erhielt endlich von den Angehörigen die entsprechende Erlaubnis unter der Bedingung, daß sie sich zunächst einige Zeit bei Verwandten aufhalte. Diese wohnten in einer kleinen Residenz und sehnten sich, da sie selbst kinderlos, die erwachsene Nichte in die Gesellschaft, die Hofreise einzuführen.

Es war keine angenehme Aussicht für Germa, die sich ihr hiermit eröffnete. Sie liebte die rauschenden Vergnügungen nicht und gehorchte nur, um dem Wunsche der Eltern nicht

entgegen zu handeln. Pflicht war ein Wort, welches sie unendlich hoch hielt.

Doch sie fand das Leben bei den liebenswürdigen Verwandten, die mit Glücksgütern gesegnet waren, und ihr gern den leisesten Wunsch erfüllten, angenehmer, als sie sich hatte träumen lassen. Sie konnte ihren Passionen in jeder Weise nachgehen, durfte die wildesten Pferde reiten, pirschen, jagen und sich, wenn sie Lust dazu hatte, ungestörten Studien hingeben.

Wenn nur diese Gesellschaften, diese unleidlichen Gesellschaften mit ihrem schrecklichen Tanzen nicht wären! Und doch gab es auch hier zuweilen gute geistige Anregung, und aus einer Réunion beim Fürsten sollte ihr sogar eine ganze Reihenfolge hoher Genüsse erwachsen.

Zu derselben war auch der wegen seiner bedeutenden wissenschaftlichen Arbeiten sehr bevorzugte Rektor Südmann geladen, auf den das junge Mädchen beim ersten Zusammentreffen einen eigentümlichen Reiz ausübte.

Er hatte es oft gesehen, wenn es auf seinem unbändigen Gradiger Hengste dahingesprengt war, als Meisterin in der Reitkunst. Das fesselte ihn nicht. Dafür hatte er nur ein mitleidiges Achselzucken. „Burschikos!“ damit wurden die Akten über Herma geschlossen. Was wird ihre Unterhaltung sein? Zirkusatmosphäre!

Wie war er aber erstaunt, als sie ihm so einfach offen entgegentrat, seinem Gespräche folgte, mit vollem Verständnis, wie er sehr bald einsah! Und es war durchaus nichts Alltägliches, um das sich ihre Unterhaltung drehte. Sie waren in das Gebiet der Metaphysik geraten. Auch hier war sie, wie in dem vorher Erörterten zuhause.

Absichtlich wechselte er den Stoff schnell, unvermittelt. Sie ließ sich nicht beirren. Sie schien in allen Sätteln gerecht. Jetzt kamen sie auf den Wohlklang der griechischen Sprache. Hier gebot Herma Einhalt.

„Wissen Sie, Herr Rektor, die griechische Sprache ist etwas, von dem ich bisher nur genascht, und alle Oberflächlichkeit, Halbheit ist mir ein Greuel. Ich habe eine große Bitte an Sie!“

„Was Sie verlangen werden, mein gnädiges Fräulein, soll gewährt sein zu jeder Zeit und Stunde.“

Herma hatte eine treffende Bemerkung, wie überhaupt ihre Unterhaltung von Witze und Geist sprühte. Dann sprach sie bescheiden den Wunsch aus: „Geben Sie mir Unterricht in diesem Fache!“

„Mein gnädiges Fräulein, Sie meine Schülerin? Aber—“

„Kein Wenn und Aber! Sie haben mir die Erfüllung im voraus zugesagt, und ich verspreche Ihnen, recht brav und fleißig zu sein. Nicht wahr, Sie sind mir nicht böse? Schlagen Sie ein!“

Sie hielt ihm die Hand hin. — Wie konnte er zürnen? — Er umschloß die dargereichte Rechte, die eiskalt war, wie dieselbe fast stets zu sein pflegte, mit einem leisen, wohl unbeabsichtigten Drucke und führte sie an seine heißen Lippen.

Sie sah ihn erschrocken an. Sein Auge schien mit Gewalt etwas zurückzudrängen. Ein leises Beben durchlief seinen Körper. Es war vielleicht die Kälte ihrer Hand, die sich ihm mitteilte. Hastig zog sie dieselbe zurück und wandte sich mit einem herzlichen: „Auf baldiges gemeinsames Arbeiten!“ von ihm zu einer heiter plaudernden Gruppe in der Nähe.

Er hörte, wie sie bald darauf mit einem jungen Offizier über Tatterfal, Pferdezucht, Hundedressur u. dgl. schwatzte. — Mit einem Gutsbesitzer sprach sie über die diesjährige Ernte, über Obstertrag u. s. w. — Sogar über den besten Tabak und die vorzüglichsten Weine fällt sie ein sachmännisches Urteil.

Und merkwürdig: was er bei jeder anderen Frau verdammt hätte, das berührte ihn bei ihr nicht einmal unangenehm. Im Gegenteil, so wie sie war, gefiel sie ihm. So

und nicht anders mußte sie sein. Obgleich ihr alles fehlte, was beim echten Weibe anzieht, weil es zu seinem Sein und Wesen gehört, so war doch über ihr ganzes Auftreten, ihr Sichgeben eine Harmonie gebreitet, die angenehm berühren oder frappieren mußte.

Sie war, wie die meisten Urninge, interessant, pikant. Sie ließ nicht kalt. Man mußte sie, wenn man nicht vollständig ohne Sinnlichkeit, hassen oder lieben. Gleichgültig konnte man kaum an ihr vorüber gehen.

Dieses war auch wohl der Grund, daß sie stets so vielfach begehrt wurde, und daß man sich ihretwegen in Streitigkeiten und Duellen verwickelte.

Da sie aber vollständig unberührt von allem Wirrwarr blieb, den sie anrichtete, und den heißesten Liebeswerbungen nur ein ruhiges Nein oder einen leisen Spott entgegenzusetzen hatte, so übergehe ich alle diese Ereignisse.

Nur werde ich später, was wohl selbstverständlich, von ihrem Vetter das bringen, was ich erfahren und beobachten konnte. Auch er gehört ja, wie schon angedeutet, zu den Konträrseguellen. Ich darf mich des Näheren über ihn auslassen, da er gleichfalls nicht mehr unter den Lebenden weilt.

Zunächst muß ich indessen den Rektor Südmann etwas ausführlicher schildern. Ich hatte ihn schon vor seinem Zusammentreffen mit Herma studiert, weil ich ihn für pervers hielt und mich diese armen Geschöpfe stets interessiert haben. Und noch jetzt möchte ich bezweifeln, ob je die Liebe in seiner Brust erwacht wäre, wenn nicht eine Konträrseguelle seinen Weg gekreuzt hätte.

Schon deshalb dürfte er Beachtung verdienen, dann aber auch weil er manchmal merkwürdig zutreffende Urteile über den Seelenzustand des jungen Mädchens fällte und endlich, weil er einen solchen Eindruck auf seine Schülerin machte, daß ich zuweilen glauben mußte, sie liebe ihn wirklich, und meine ganze Theorie würde durch dieses Verhältnis zunichte gemacht.

Urteilen wir weiter, nachdem wir auch sein Lebensbild in Umrissen und sein Gefühlleben vor uns haben! —

---

V. Kapitel.

**Arning oder nicht?**

In dem einfachen Pfarrhause eines ruhigen, weltentlegenen Dorfes stand die Wiege des Rektor Südmann's. Er lernte ein herzinniges Familienleben im trauten Elternhause kennen. Frömmigkeit, Einigkeit, Liebe verband alle Glieder eng mit einander.

Wie vergnügt spielten die Kinder in dem großen Garten am Hofe! Wie heiter fuhren sie des Abends auf dem blauen Teiche, spielten die Harmonika und sangen freundliche Weisen dazu!

Aber sie verstanden auch zu arbeiten. Sie trieben selbst ihre jungen Gänse, ja sogar die drei buntscheckigen Kühe, auf die Weide.

Während die vier Töchter mit der Mutter fleißig strickten und nähten, erteilte er, der älteste, den beiden kleineren Brüdern Unterricht. Der Vater sah zuweilen nach, was sie bei ihrem Robert gelernt hatten. Er konnte recht zufrieden sein.

Dem Großen gab er selbst Stunden und brachte ihn so weit, daß er seine Abiturientenprüfung, wobei er vom mündlichen Examen dispensiert wurde, mit Glanz bestand. Das war ein Jubel in dem frommen Pfarrhause!

Robert hatte durchaus nicht leicht gelernt. Es war ihm herzlich sauer geworden. Aber er hatte mit einem unermüdblichen Fleiße, mit einer bewundernswürdigen Ausdauer gearbeitet. Und was er einmal erfaßt, das saß; das konnte ihm keine Macht entreißen.

Festlich wurde der wichtige Tag begangen. Das ganze Dorf feierte mit, wie es überhaupt stets an den Freuden und

Leiden der Pfarrersfamilie anteil nahm, kam doch auch in der ganzen Umgegend kein trauriger Fall vor, wo diese nicht mit Tröstung erschien. Und konnte sie irgendwo helfen, so gab sie hin, was sie nur hatte. Ebenso teilte sie die Freuden der guten Dorfbewohner.

Heute war alles im Pfarrhose versammelt. Es war das letzte Mal, daß die vollständige Familie in Glück vereint war.

Robert mußte in die Welt hinaus, auf die Universität. — Die Geldmittel wurden ihm knapp bemessen, denn dem alten Vater blieb bei seiner Fürsorge für die Armen und Bedrängten kaum soviel von seinem spärlichen Gehalte, daß er seine zahlreiche Familie gut ernähren konnte.

Der junge Mann mußte während des Studiums gleichzeitig sein Militärjahr abmachen. O, wie schlug sein Herz höher in des Kaisers Rock; wie war er durchdrungen von echter, rechter Vaterlandsliebe, die man daheim schon gepflegt und großgezogen! Gern wäre er ganz bei der Fahne geblieben, wagte aber aus materieller Rücksicht nicht, diesen Wunsch zu äußern.

Mit doppeltem Eifer gab er sich seinen philosophischen und sonstigen Studien hin.

Im Freundeskreise liebte und schätzte man ihn als angenehmen Gefährten, der nie Spielverderber war, trotzdem er sich stets von rohen Ausschweifungen, wüsten Gelagen u. s. w. fern hielt.

Einem Korps, einer Verbindung war er, wieder der Unkosten wegen, nicht beigetreten. Trotzdem nahm er es im Fechten mit den geübtesten Meistern auf.

Amors Pfeile prallten jedoch an seinem eisumpanzerten Herzen ab. Der schöne schwarze Doktor, wie man ihn überall nannte, sah und hörte nicht, oder wollte nicht merken, wie sich manches Weiberherz nach ihm sehnte, sich in glühendem Begehren verzehrte. Die Frau ließ ihn kalt, und war sie aufdringlich, so erregte sie ihm sogar tiefen Ekel. — War er unempfindlich gegen ihre Reize?

Er dachte nicht darüber nach, obwohl er etwas in sich fühlte, das nicht zu seinem sonstigen klaren Sein paßte.

Man hatte alle Ursache, ihn für einen Urning zu halten, für einen gefühllosen, d. h. einen, der überhaupt keine Sinnlichkeit kennt. Denn er hatte auch keinen intimeren Umgang mit irgend jemand seines eigenen Geschlechtes.

Eltern und Geschwister hatte er zwei Jahre nicht gesehen. Die Reise war zu kostspielig. Zum nächsten Weihnachtsfeste sollte ihn aber nichts abhalten, die lieben Seinen daheim zu überraschen. Er hatte Privatstunden erteilt und sich ein Stämmchen erspart. O, wie freute er sich! Wie malte er sich das frohe Staunen aus, wenn sich plötzlich, während der gute Vater die Hände zum Christgebet faltete, die Thür öffnete und er bei ihnen war, bei den teuren Angehörigen!

Ach, er sollte eher zuhause sein, als er gedacht!

Der würdige Geistliche las am zweiten Adventsontage von seiner lieben Kanzel herab das Evangelium von den letzten Dingen. Da fühlte er auf einmal, daß ihn jetzt sein Schöpfer rief. Er sank lautlos zurück. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Aus dem Kreise seiner Herde, für die er aufopfernd gewirkt, aus der vollen Arbeit hatte ihn der Allmächtige zu sich geführt.

Wie ein plötzlicher Donnerschlag traf Robert die Nachricht von dem unvorhergesehenen Tode seines geliebten Vaters. Aber hier galt es, nicht unnütz zu jammern und zu klagen. Er mußte sich aufraffen, mußte ein Mann sein, lag doch jetzt die ganze Sorge für die Familie auf ihm. Er hatte nun für alle zu schaffen, zu arbeiten. Er war der Schutz, der Ernährer.

So schritt er gefaßt und mutig hinter dem blumengeschmückten Sarge her.

Die tiefgebeugte Mutter konnte sich nicht entschließen, ihr einsames Dörflein zu verlassen. Aber die beiden Brüder nahm er mit sich, damit sie ihre Studien vollenden und selbständig werden könnten.

Er arbeitete mit doppelter, dreifacher Kraftanstrengung, gab Unterricht bis in die Nacht hinein, darbt im geheimen und entbehrte oft das Notwendige; aber er hatte die Genugthuung, soviel zu erwerben, daß seine Familie bescheiden leben und er seine Studien fortsetzen konnte.

Endlich, endlich kam die Zeit des Examens! Robert wünschte herzlich, nach demselben die Universitätslaufbahn einschlagen zu können. Doch der Fürst eines kleinen deutschen Staates, welcher die Wissenschaft liebte und in dieselbe tief eingedrungen war, wurde auf einige seiner philosophischen Arbeiten, die er nach und nach veröffentlicht hatte, aufmerksam. Die Folge davon war, daß er dem Verfasser die Rektorstelle an einer von ihm selbst gegründeten Knabenschule anbot.

Die durfte er nicht ausschlagen; denn die Annahme derselben setzte ihn in den Stand, seinem alten Mütterlein ein sorgenfreies Auskommen zu verschaffen. Er kam ja auch dadurch wieder näher zu ihr.

Leider aber erfreute sie sich nicht mehr lange an dem Wohlergehen ihrer braven Kinder. Der Gram um den geliebten Gatten hatte ihre Gesundheit so untergraben, daß sie nach kurzem Krankenlager starb.

Wieder ein harter Schicksalsschlag!

Es folgten indessen auch frohe Zeiten. Der eine Bruder erhielt nach gutbestandenem Prüfungen die Pfarrstelle des Vaters. Der andere wurde Lehrer in dem Heimatsbüdchen. Von den Schwestern, die von der vortrefflichen Mutter zu tüchtigen, gediegenen Hausfrauen erzogen waren, heirateten die drei älteren kurz hintereinander und wurden glücklich in ihrem Ehestande. Die Jüngste blieb bei ihrem guten Robert, diesem ein friedliches, wohlliches Heim bereitend.

Jetzt schien für ihn die Zeit der Ruhe, der Behaglichkeit einzukehren. Er war befriedigt in seinem Amte, geliebt und geachtet von seinem Fürsten und von allen, die ihm näher standen.

Da fing eines Tages das Herz der Schwester Feuer. Ihre Neigung fand heftige Erwiderung. Sie erklärte dem Bruder, daß sie dem geliebten Manne folgen müsse.

„Und ich?“

„Heirate doch auch, Lieber! Es ist schon längst Zeit für Dich, daran zu denken.“

---

## VI. Kapitel.

### Isf ein Mensch ohne Sinnlichkeit imstande zu heiraten? Darf er es?

Robert seufzte bei dem Gedanken an die Ehe. Welche Frau war für ihn bestimmt? Er hatte Damen kennen gelernt, die ihn durch glänzende Geistesgaben, durch äußere Schönheit vielleicht hätten anziehen können. Den meisten indessen fehlte die innere Schönheit, der Seelenadel, und ein moderner Blauschmuck war ihm ein Greuel. Wo gab es noch Weiber, die wie sein Mütterlein, seine braven Schwestern waren?

Im Schulhause der benachbarten kleinen Stadt, glaubte er zuletzt, das Gesuchte gefunden zu haben. Das häusliche Leben der kinderreichen Lehrerfamilie bot ihm ein Bild, wie er es von Jugend auf gewöhnt, wie es ihm lieb und teuer war.

Marie, die älteste Tochter des Hauses, wurde seine Braut und bald darauf seine gute, treue Gattin. Es war nicht wilde, glühende Leidenschaft, welche ihn die Wahl treffen ließ, sondern herzliche Zuneigung und Achtung, wohl auch Verehrung vor dem echt Weiblichen. Sie war stets emsig, wußte mit einer Lautlosigkeit, mit einer sanften Thätigkeit zu schaffen, daß man sich in ihrer Nähe wohlfühlen mußte. Eine einfache, schlichte Hausfrau.

Wenn sie auch ihrem Gatten nicht in seinem Gedankenfluge folgen, nicht an seinen Arbeiten teilnehmen konnte, so

befah sie doch gediegene wissenschaftliche Kenntnisse und einen hellen, offenen Verstand. Mehr verlangte Robert nicht. Er schien glücklich.

Zwei liebliche Mädchen, holde Geschöpfe, blühten zur Freude der Eltern heran.

Doch es hatte den Anschein, als ob ihm im Leben keine volle Zufriedenheit beschert sein sollte. Gretchen war drei Jahr alt, Hannchen kaum zwei, als das finstere Geschick die sorgende Mutter von ihren Kindern, die stillwaltende Gattin von ihrem Manne riß. Sie hatte den Schwindsuchtskeim in sich getragen.

Ihre Schwester Anna zog in das Haus des Schwagers, um sich mit ihm in die Mühen für die Kinder zu teilen. Sie war ganz das Ebenbild der Verstorbenen im Wesen, im Thun und Handeln sowohl, wie ihm Äußeren, vielleicht noch etwas schöner; herzensgute, blaue Augen, üppiges, blondes Haar, zarter rosigangehauchter Teint.

Nach zwei Jahren wurde sie seine Hausfrau. Die Freunde rieten ihm von diesem Schritte ab, aus Furcht, daß die tödtliche Krankheit, die in der Familie erblich, auch an ihrem Körper nage. Aber er hatte nur die Kleinen im Auge, die wieder eine liebende Mutter haben mußten. Keine Fremde hätte diese schwere Pflicht so voll und ganz erfüllen können.

Nach und nach erholte sich der Rektor von all den herben Schicksalschlägen. Er hatte bei seinen lieben Büchern Trost gesucht und gefunden. Er ging wieder in fröhliche Gesellschaften, hielt wissenschaftliche Vorträge, wozu er wiederholt dringend aufgefordert war, und wagte sogar, die Einladungen des Fürsten anzunehmen. Obwohl nicht an diese Kreise gewöhnt, trat er doch mit einem solchen Taktgeföhle auf, wußte sich in einer so vorschriftsmäßigen Weise zu bewegen, daß er auch hier bald beliebt wurde.

Bei einem solchen Feste war es, wo er Herma von Feldbeck kennen lernte. —

Bis zu diesem Augenblicke hatte ich ihn für einen Urning

gehalten. Das klingt lächerlich, nicht wahr? wenn man bedenkt, daß er sich zweimal vermählt hatte, daß er sogar niedliche Kinder sein eigen nannte. Und doch liegt kein Widerspruch darin. Wieviele Menschen leben unter uns, die, unbekannt ihres Zustandes, oder weil die Verhältnisse es durchaus so wollten, sich in die Ehe begaben! Denn nicht bei allen ist ein stark ausgeprägter Widerwille gegen das andere Geschlecht vorhanden. Sie sind sogar fähig, die Vorzüge desselben anzuerkennen und zu bewundern. Freilich bleibt es eine kalte Bewunderung, wie wir auch ein schönes Bild anstaunen, welches wir nicht verstehen, das indessen mit Überzeugungstreue auf uns wirkt. Wir fallen nicht im Entzücken und Enthusiasmus vor ihm nieder; es zündet keine innere Glut in uns an, die uns immer und immer wieder zu ihm zurückzieht; aber wir können es ungestört neben uns dulden. Seine Nähe wirkt sogar in gewissem Sinne wolthuernd auf uns.

So geht es manchem Urninge betreffs des anderen Geschlechtes, wo sich dasselbe von seiner edelsten Seite zeigt. Wird er energisch zur Ehe gedrängt, so sträubt er sich nicht heftig dagegen und vollführt, nach geschlossenem Bunde, seine Pflicht, die er glaubt, nicht umgehen zu dürfen. Oft thut außerdem die Phantasie das ihrige, und so kommt es, daß er auch auf seine Nachkommen blicken kann.

Mir erzählte eines Tages eine konträrsexuelle, verheiratete Dame, daß es ihr nur deshalb gelungen sei, zweimal Mutter zu werden, weil sie sich bei der Umarmung des Gatten weit fort geträumt und gemeint hätte, an der Brust der geliebten „Freundin“ zu ruhen. Sie war von dieser Annahme vollkommen überzeugt, und auch ich konnte keine Gegengründe aufstellen.

Ich wagte nur die vorwurfsvolle Frage, weshalb sie sich denn überhaupt vermählt hätte, worauf ich zur Antwort erhielt, daß sie sich nicht gekannt habe, sich über ihren Zustand nicht klar gewesen sei.

Ja, es ist traurig, daß man in dieser Beziehung so unwissend weitergeht, daß totgeschwiegen wird und gewaltfam unterdrückt werden soll, was doch nicht zu unterdrücken ist. Wir können nicht laut genug unsere Stimme erheben, nicht oft genug predigen, mögen wir unsere Zuhörer auch immerhin einer anderen Gefahr aussetzen, nämlich der, zuviel zu vermuten, an falschen Orten zu suchen und zu ahnen, bei jeder unbedeutenden Kleinigkeit sofort mit einem wohlweisen Aha! zu kommen. Man muß eben von zwei Übeln das kleinere wählen.

An verkehrter Stelle das Urningtum aufstöbern, überall entdecken, wo nichts zu entdecken ist: das werden hauptsächlich die Symptome der Übergangszeit, die Resulte der Halbeingeheilten sein. Einmal in das helle, scharfe Licht geblickt, mit energischer Hand dem verschleierten Bild zu Saiz die Umhüllung gelüftet, heruntergerissen, und der Wahrheit frisch, ohne Furcht und Beben in das Angezicht geschaut: so muß es Tag um uns werden und bleiben!

Wievieles Unglück könnten wir verhüten, wenn wir uns, bevor wir den verhängnisvollen Schritt in das Eheleben thun, über uns selbst unterrichtet hätten!

Denn es ist natürlich nur eine bestimmte Kategorie von Urningen, die, wenn vermählt, ein scheinbar zufriedenes Dasein führen.

Ich sage absichtlich „scheinbar,“ weil ich nicht behaupten möchte, daß es ein wirklicher Genuß ist, wenn man den Geschlechtsakt als Pflicht, als Geschäft betrachtet, wenn man sich nicht erwärmt, nicht in Leidenschaft zittert.

Und wehe, wenn der andere Teil nicht vonhauseaus mit einem ruhigen Temperament, mit einem glücklichen, deutschen Phlegma begabt ist! Was dann? —

## VII. Kapitel.

### Selbstbetrachtungen.

Seit der Begegnung mit dem jungen Mädchen war eine Umwandlung mit dem Rektor vorgegangen. Sie hatte seine Bahn gekreuzt, auf die er so lange Jahre, ohne daß er sich dessen klar, gewartet. All sein Sehnen, sein Hoffen galt von diesem Momente an nur ihr allein. Was in dem verborgendsten Winkel seines Herzens fest geschlummert hatte, war erwacht, drängte hinaus, all die unbändige Glut, die heiße Leidenschaft, deren er fähig. Er liebte.

Selbst freilich sagte er sich dieses nicht. Er gestand es sich nicht, wußte es auch nicht; denn er hatte ja keine Zeit, über sich nachzudenken.

Sein Sinnen beschäftigte sich zunächst ausschließlich mit ihr.

Ist sie schön? Nein. Sie hat Herbes in ihrem Gesichte, einen Zug, den man an Frauen selten wahrnimmt. Aber sie hat etwas Fesselndes, ungemein Anziehendes, etwas Unerkklärbares. Jeder huldigt ihr, muß ihr huldigen, ohne zu wissen warum. Es geht ein Zauber von ihr aus, dem man sich willenlos, ohne Frage fügt. Was bei anderen abstößt, erhöht ihren Reiz.

Ihre üppigschlanke Figur wäre tadellos, wenn sie die Mittelgröße überschritte. Füße und Hände denkbar klein; aber bei letzteren die Nägel nicht ganz vorschriftsmäßig. An allem auszufehen, und doch vollkommen.

Allein: die Augen, diese Augen! Sind es Sterne, die ihr das Firmament geliehen? Hat sie sich dieselben von den Nigen aus der Tiefe geholt? Unsinn! Sie sind ja nur grau, sogar ins Grünliche schimmernd!

Doch sie selbst: ist sie ein überirdisches, geistiges Wesen? Aus anderem Schrot und Korn gemacht als wir armen Sterblichen? Schaumgeboren? Eine gütige Fee? Eine gefahr-

drohende, verderbenbringende Sphinx? Ende es, wie es wolle, er muß dieses schwierige Rätsel lösen.

Und so vorzüglich sie auch scheint, es fehlt ihr eines: Ihr Blick kann wohl in Begeisterung flammen, aber er bleibt gewiß stumm beim Tone der Liebe. Sie versteht unmöglich die Sprache des Herzens. Sie ist kalt; eiskalt wie ihre Hand ist, muß ihr Inneres sein. Eine glühende Umarmung in heiligem Vertrauen um Mitternacht, ein fieberndes Pressen an ein Herz, welches einzig und allein für sie schlägt: dieses fehlt ihr. Das nur kann sie zum Weibe, zum nach Liebe verlangenden Weibe machen, vor dem man nicht bloß bewundernd und anbetend kniet, dem man sich vielmehr begehrend naht, und welches man ebenso heiß wiederliebt, wie man selbst von ihm geliebt wird. Wer aber ist instande, ihr das Feuer einzuhauchen, dessen sie bedarf?

Jetzt fährt er zusammen. Er hat sich auf einem Gedanken ertappt, der Sünde und Verbrechen ist. O, gewiß, es wäre besser für ihn gewesen, er hätte sie nie kennen gelernt!

Doch nein! Er ist ja stark genug, kann kämpfen, überwinden.

Und was will sie denn von ihm? Er von ihr? -- Sie erregt ja nur sein psychologisches Interesse.

So bewegen sich die Bekenntnisse des Rektors zwischen Furcht und Hoffnung, Anklage und Entschuldigung hin und her.

Ähnlich erging es Herma, wenn sie über ihn nachsann. Auch sie war zu dem Endresultate gekommen, daß er sie vom psychologischen Standpunkte aus interessiere, und wir dürfen wohl mit Gewißheit annehmen, daß es bei ihr das Richtige.

Ihre Gedanken hatten sich lange mit ihm beschäftigt, und sie verhehlte es sich nicht, daß er einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Es war kein Gefühl der Wärme, was er in ihr hervorrief; es war vielmehr Staunen, Bewunderung. Er war ihr ein kaum zu lösendes Rätsel. Sie ahnte nicht, daß sie ein gleiches für ihn; aber sie fühlte, daß, wenn sie

nachgäbe, dieser Mann vielleicht eine Macht über sie gewönne, welche ohne Grenzen wäre. Er würde sie mit einem kurzen Blicke hypnotisieren und sie gebrauchen können, wozu er wollte. Er war ihr überlegen.

Wenn sie sich indessen vergegenwärtigte, wie unstät und wirr ihre Gedanken in seiner Nähe gewesen, und welche wohlthuende Behaglichkeit sie an Hansens Seite fühlte, so durfte sie sich mit gutem Gewissen sagen, daß es nicht Liebe ist, welche sie an ihn fesselt. Sie fürchtet sich sogar vor ihm.

Ist es besser, den beabsichtigten Unterricht zu vermeiden? Nein! Das geht nicht. Sie kann doch ihr Wort nicht zurücknehmen!

So verabredete man denn das Nähere inbetreff der Stunden, und Herma von Felbeck wurde die Schülerin des Rektor Südmanns.

Er wußte selbst nicht, wie er zu diesem Schritte Ja und Amen sagen konnte. Seiner Ansicht gemäß gehört die Frau in das Haus, an den Herd und nicht in den griechischen Unterricht. Es wird gewiß auch nur eine vorübergehende Laune ohne Ernst und Gewissenhaftigkeit sein, nur eitel Spiel und Ländelei. Dazu giebt er seine kostbare Zeit her? Er kann eben nicht anders; er hat seine Zusage in der Überumpelung geben müssen.

Daß ihn der Gedanke unendlich glücklich machte, sie würde nun oft zu ihm kommen, er könnte sie fast täglich sehen, sprechen, hören: das gestand er sich nicht.

Und wie erstaunte er von Tag zu Tag mehr über seine Schülerin! Ihr schien das Lernen wirklich nur ein heiteres Spiel, eine lustige Ländelei zu sein. Sie machte jedoch unbegreifliche Fortschritte.

Besitzt dieses seltene Mädchen wirklich Zauberkünste? — Was ihm unsägliche Mühe gekostet hatte, sich anzueignen, das begriff Herma im Augenblicke. Sie kam in einer Stunde weiter, als ihm in einer ganzen Woche gelungen war, und

er hatte sich doch gerade auch keine Faulheit vorzuwerfen.

Aber gewiß würde sie schnell vergessen? — Das gleichfalls nicht. Was sie erfaßt, bleibt ihr Eigentum für immer.

Es waren Stunden unsagbaren Genusses für beide.

Nach kaum ein halbjährigem Unterrichte — Germa brachte ja einige Vorkenntnisse mit — lasen sie zusammen die Odyssee. Sie vergaßen dabei Welt und Zeit. Aus einer Stunde wurden regelmäßig deren zwei, ja, oft drei, vier.

Wie manchmal mußte Anna sanft mahnend an die Thür klopfen und ihren Gatten erinnern, das Fräulein nicht zu lange aufzuhalten! Dann dankten sie der guten Frau, wünschten aber im Herzen, sie hätte nicht gestört.

Germa wechselte mit ihr ein paar freundliche Worte, — sie hatten sich gegenseitig gern — neckte sich ein wenig mit den Kindern herum, denen sie oft Süßigkeiten mitbrachte, welche sie selbst nie aß, warf Hut und Mantel über und machte sich eilig auf den Rückweg.

---

## VIII. Kapitel.

### Konnte sie einen Mann lieben?

Als eines Tages der Unterricht wieder über Gebühr ausgedehnt worden war und es schon anfing, dämmerig zu werden, zog ein heftiges Gewitter herauf. Sie waren so vertieft, daß sie mit ihren Büchern an das Fenster traten, um besser sehen zu können.

Da klopfte es bescheiden, und Anna fragte, ob sie hineinkommen dürfe. Sie fürchtete sich erschrocken bei einem Gewitter, namentlich, wenn sie allein. Die Kinder waren bei den Großeltern, und ein Dienstmädchen hielt sie nicht.

Sie setzte ihren Stuhl mitten in das Zimmer, wandte dem Lichte den Rücken und zuckte bei jedem Blitze, schrak

bei jedem Donnerfchlage zufammen. Einige Male fchrie fie fogar laut auf.

Herma ftand am Fenfter. Sie hatte um die Erlaubnis gebeten, es öffnen und hinaufſchauen zu dürfen. Sie ſah freudig in den Wetterſtrahl. Ihr Geficht leuchtete bei jedem neuen Scheine auf. Das dumpfe Rollen des Donners that ihr wohl. Und fielen gar beide zu gleicher Zeit, fo ſchien ſich ihre Bruſt zu heben, ihr Herz höher zu ſchlagen. Sie war in ihrem Elemente.

Der Rektor beobachtete beide Frauen. Die eine voll Begeiſterung dem erhabenen Naturschaufpiel gegenüber, die andere zitternd und bebend vor der Allmacht eines Höheren, ſich feiner Gewalt unterwerfend. Dort der verkörperte Sadiſmus, hier der Maſochismus. Mußte nicht fein Inneres für dieſe ſprechen? War er als Mann nicht berufen zum feſten Halt und zur Stütze für ein ſchwaches Weib? Bei dieſer Vergleichung konnte ihm doch die Antwort nicht ſchwer fallen, wem der Vorzug zu geben. Auf der einen Seite mußte man bewundern, auf der andern konnte man lieben. O, wäre doch fein Urtheil unbefangen geweſen! Hätte er nur noch ruhige Schlüſſe ziehen und ſo denken können!

Herma wandte ſich plötzlich.

„Wie ſchön es regnet! wie erfrifchend! — Ich denke, ich mache mich auf den Heimweg. — Unſeren Satz können wir wohl heute kaum beenden?“

„Jetzt, Fräulein Herma, bei dem fürchterlichen Gewitter?“

„Es iſt ja vorüber, gnädige Frau.“

„Sehen Sie denn nicht, wie ſchrecklich es noch blizt? Da, jetzt eben wieder! Und dieſer entſetzliche Donner! Ich fürchtete mich zu Tode, wüßte ich Sie bei dieſem Wetter unterwegs.“

„Wenn Sie ſich meinethalben ängſtigen, ſo warte ich noch ein weilschen.“

Nach einer halben Stunde war das Gewitter vorüber-

gezogen. Nur der heftige Regen wollte nicht nachlassen. Herma stand wieder zum Ausbruche bereit.

„Sie können bei diesem Wetter unmöglich fort; der Sturm würde nicht erlauben, den Schirm zu öffnen, der Ihnen übrigens gern zur Verfügung steht.“

„Danke recht herzlich. Ich nehme nie einen Schirm.“

„Auch nicht bei einem solchen Unwetter?“

„Auch dann nicht. Ich weiche gern einmal tüchtig durch.“

„Bleiben Sie noch ein Stündchen, und trinken Sie eine Tasse Thee mit uns!“

Herma sah flüchtig den Rektor an, der stumm der Unterhaltung gefolgt war. In seinem Blicke lag eine heftige Bitte.

„Wenn ich keine Umstände mache, gnädige Frau, gern.“

„Durchaus nicht, liebes Fräulein. Sie nehmen gewiß fürlieb, wie ich es bieten kann? — Entschuldigen Sie mich jetzt nur für kurze Zeit!“

Als seine Gattin das Zimmer verlassen, hob ein tiefer Seufzer die Brust des Rektors. Unbewußt öffnete er das Klavier und griff einige Mollakkorde.

„Spielen Sie, Fräulein Herma?“

„Leidenschaftlich!“

„Singen Sie?“

„Zuweilen!“

„Darf ich Sie um ein Lied bitten?“

„Gewiß; wenn ich etwas Bekanntes unter Ihren Noten finde, werde ich Ihrem Wunsche nachkommen.“

Sie suchte. Aber die meisten Sachen lagen ihr zu hoch. Die Gesänge gehörten der Frau Rektor und waren für hohen Sopran geschrieben. Endlich entdeckte sie etwas, das ihrer Stimme angepaßt schien. Es war ein einfaches Liedchen, „das Zigeunerkind“ von Hirschfeld. Sie setzte sich an das Klavier.

„Darf ich Sie begleiten?“

„Danke herzlich. Ich bin daran gewöhnt, es selbst zu thun.“

O, wie sie spielte! wie sie die Tasten anschlug! so sanft, so weich und doch, wo es verlangt wurde, mit ganzer Kraft! Und dann diese herrliche, schmiegsame, schmelzende, kraftvoll tönende Altstimme! Es berührte ihn durchaus nicht unangenehm, daß dieselbe etwas dumpf und belegt klang. Das gerade umgab sie mit dem Reiz des Geheimnisvollen, des Mystischen. Es war das Rauschen, das Grollen einer Geisterstimme. Nein, damit konnte sich der glockenhellste, reinste Sopran nicht messen! Er war dagegen nichts als ein schrilles Geträchze. Und wie sie den Komponisten sowohl als den Dichter gleichfalls richtig auffaßte! Dieses Gefühl, welches sich in ihrem Gesange kund giebt!

Atemlos lauschte er und träumte noch, als sie nach der zweiten Strophe unvermutet aufhörte.

„Das Lied ist nicht beendet,“ bemerkte er nach einiger Zeit, weil er nichts Weiteres hervorzubringen, keine treffenden Worte zu finden vermochte.

„Das Folgende erscheint mir matt nach diesem.“

Er hatte ihre Hand ergriffen.

„Ich danke Ihnen. Ich hatte nicht geahnt, daß Sie unglücklich seien.“

Sie sah ihn betroffen, aber aufrichtig an.

„Ich bin keineswegs unglücklich.“

Er gab die Hand frei.

„Trotzdem singen Sie das Lied mit einem solchen Ausdruck? Entweder, Fräulein Herma, — zürnen Sie mir nicht! — haben Sie das bedeutendste Schauspielertalent, oder Sie kennen sich nicht. Sie sind sich selbst nicht klar über Ihre eigenen Gedanken.“

Anna trat herein und bat, zum Thee zu kommen.

Die Unterhaltung bei demselben war einfach, doch heiter, anregend.

Als das junge Mädchen sich später mit herzlichem Danke verabschieden wollte, hatte auch der Rektor den Hut ergriffen.

„Sie gestatten mir, Sie zu begleiten?“

„Auf keinen Fall, Herr Rektor.“

„Sie können so spät unmöglich allein gehen.“

„O, ich fürchte mich garnicht.“

„Es ist aber sicherer, Fräulein Herma. Und meinem Manne schadet ein wenig frische Luft nicht. Er studiert zuviel und wird noch krank werden.“

„Außerdem bereiten Sie mir eine Freude.“

„Dann will ich weiter keinen Einwand erheben.“

Der Regen hatte aufgehört. In tiefem Grau prangte der Himmel.

„Fast so dunkel, wie ihre Augen,“ dachte er, „die des Abends schwarz schillern.“

Auf dem düsteren Grunde aber funkelte und glänzte das feierliche Heer der unzähligen Sterne. Ein duftgeschwängertter, milder, lauer Sommerabend.

Der Rektor hatte seiner Begleiterin den Arm geboten. Beide schwiegen, doch nicht lange. Bald waren sie in einem eifrigen, astronomischen Gespräche verwickelt. Sie war selig, lernen zu können, und er wunderte sich darüber, wie sie auch am Himmel Bescheid wußte. War sie denn in jeder Wissenschaft zuhause? Sie sprachen eifrig, disputierten, stimmten überein, ohne daß sie später genau hätten angeben können, was sie geredet. Sie wußten nur, daß es ein himmlischer Abend gewesen.

Der Weg zur Wohnung von Hermas Verwandten war zwar weit; aber sie brauchten die doppelte Zeit, die erforderlich gewesen wäre, an das Ziel zu kommen, trotzdem Beide sonst forsche Fußgänger. Waren sie heute so langsam gewandelt? Hatten sie Umwege gemacht? Dann wußten sie es selbst nicht; denn sie waren höchst erstaunt, das Haus so schnell erreicht zu haben.

„Ihre Angehörigen werden mir nicht zürnen, Sie so lange in der Stunde behalten zu haben?“

„O, nein; sie machen mir nie Vorschriften!“

Herma hatte damit nicht zuviel gesagt; denn auch die Verwandten sahen sehr bald ein, daß sie eine Natur, der man keinen Zwang auferlegen darf, wenn dieselbe nicht verkümmern sollte.

Jetzt bot sie ihrem Lehrer die Hand, bei deren Berührung ihn stets fröstelte.

„Vielen Dank für Ihre freundliche Begleitung, Herr Rektor. Eine herzliche Empfehlung Ihrer Frau Gemahlin!“

Sie slog die Verandatreppe hinauf.

Er stand noch lange und blickte sinnend empor zu den feierlichsten Sternen, zu dem melancholischen Monde. Dann trat er langsam den Heimweg an.

Klar und deutlich steht es nun vor seiner Seele, daß er dieses Mädchen liebt, liebt mit jeder Faser seines Seins. Sie ist ihm mehr als sein Leben, ja, als seine Ehre.

Aber die ihre ist ihm heilig. Darum soll sie nie erfahren, was in ihm vorgeht, nie auch nur ahnen, was sie ihm ist, was er denkt, was er für sie fühlt. Er ist ein Mann. Ueberwinden kann er nicht, nie; aber er kann schweigen. Er will im Geiste vor ihr knien, sie als seine Muse verehren. Ihr Bild soll, wenn es ihn lieblich umschwebt, ihn zu den höchsten Dingen anfeuern, ihn befähigen, sie zu vollbringen, ihm den Weg bahnen zum Ruhm, zur Unsterblichkeit. Sie selbst aber soll in ihrer heiteren Unschuld nicht getrübt werden.

Er giebt sich das heilige Versprechen, sein Geheimnis mit sich in das kühle Grab zu nehmen.

Ach, er ahnt nicht, daß dieses gewaltsame Zurückdrängen ihn zuletzt zum Wahnsinne, oder zur Sünde, zum Verbrechen treiben muß!

Auch Herma ist sich vollkommen klar, daß ihr der Rektor nicht gleichgültig. Sie hat sich daran gewöhnt, über sich selbst nachzudenken, und sich niemals schonend zu beurteilen.

Sie liebt ihn, aber durchaus platonisch (in der landläufigen Bedeutung dieses Wortes). Nie steigt in seiner Gegenwart eine unbestimmte Sehnsucht, ein sündiges Verlangen in ihr auf. Sie ist vielmehr gehoben, wenn sie bei ihm, fühlt sich voll von Verehrung zu ihm, empfindet eine heilige Scheu. Er ist für sie die Verkörperung der Wissenschaft, und dieser Göttin opfert sie. Sie würde jeden Tag mit ruhigem Gewissen vor Hans treten und ihm alle ihre Gefühle und Gedanken offen enthüllen können.

Bald trat überhaupt das Grübeln über ihren Lehrer etwas in den Hintergrund.

---

## IX. Kapitel.

### Das Erwachen der wahren Liebe.

In der Gesellschaft tauchte ein neuer Stern auf. — Kurt v. Scharfenberg war an den Hof des Fürsten versetzt. Er ließ das hübsche Schloß, welches romantisch im Walde auf der Höhe lag und von alten Zeiten her seiner Familie gehörte, wohnlich einrichten und führte dann seine bildschöne junge Frau und zwei niedliche Knaben in das neue Heim.

Seine Gattin Irmgard gefiel. Sie machte Aufsehen. Man bewunderte sie. Sie besaß einen Liebreiz, dem man schwer widerstehen konnte.

Man erzählte auch von ihr, daß sie eine Hausfrau sei, wie man kaum eine zweite finde. Sie kochte selbst, reinigte sogar oft mit eigenen Händen ihre Zimmer und erzöge die Kinder vortrefflich.

Dabei war sie stets heiter, vielfach ausgelassen und voll von tollen Streichen, wobei sie jedoch nie die Grenzen der Weiblichkeit überschritt und dadurch vorteilhaft abstach gegen Herma v. Feldeck, die in ihrem Uebermut sich an dem Sport der Männer beteiligte und es diesen manchmal zuvorthat.

Natürlich fehlte es auch Irmgard an übler Nachrede nicht. Denn, wo alle Männerzungen loben, pflegen Weiber leicht den Stab zu brechen.

Es war freilich wahr, daß sie die ihr dargebrachten Huldigungen freundlich aufnahm; aber sie ergötzte sich so unerschuldig daran, wie sich ein Kind über seine Puppe freut. Sie war eine durch und durch harmonische Natur.

Ihr Gemahl, der sie vergötterte, ließ sie in allem gewähren. Er wußte, daß er ihr trauen durfte. — Sie that dagegen alles, was sie ihm an den Augen absehen konnte. Aus ihren Handlungen sprach eine innige Dankbarkeit gegen ihn. Nicht, daß sie sich sflavisch unterordnete; nein, sie herrschte, indem sie diente.

Als das Ehepaar bei Feldecks seine Antritts-Bisite machte, war Herma in der Stunde. Ungern nur beteiligte sie sich am Gegenbesuche. Sie war nicht eifersüchtig auf den Ruhm der gefeierten Frau, der dieser vorausgeeilt; aber sie liebte es nicht, neue Bekanntschaften anzuknüpfen. Sie suchte keine Freundschaft, wollte lieber ihren eigenen Gelüsten leben.

Sobald sie aber Irmgard sah, war sie nicht mehr sie selbst. Wie ein elektrischer Schlag durchfuhr es ihren ganzen Körper. Es stieg ein heftiges Verlangen in ihr auf, nicht nur die Hand dieser Dame, sondern auch ihren Mund küssen zu dürfen. Ihr ganzes Streben mußte von nun an darauf gerichtet sein, sich die Freundschaft derjenigen zu erwerben, für die ihr Inneres so leidenschaftlich sprach, nach der es so wild begehrte.

Alles Blut wich aus ihrem Gesichte. Dasselbe war stets blaß. Jetzt jedoch erschien es marmorbleich, totenhaft. Dann wieder überließ es sie so siedendheiß, daß sie glühte. Was zog sie mit magischer, unwiderstehlicher Gewalt an? Irmgard war schön: doch Herma kannte größere Schönheiten. Sie war lieb, sanft, milde; Eigenschaften, die das junge Mädchen kaum zu würdigen verstand. Sie war Weib in

allem. War es das? — Herma wußte es nicht. Sie ahnte, daß der Rektor recht hatte, als er gesagt: „Sie kennen sich nicht ganz.“

Sie war unglücklich, als sich die Verwandten erhoben. — Wieder Fieberglut, sobald sie der Dame des Hauses die Hand küßte.

Auch sie hatte auf diese einen höchst angenehmen Eindruck gemacht und sich deren Wohlgefallen im Sturm erworben. Dieselbe lud sie in der liebenswürdigsten Weise ein, so oft zu kommen, wie Zeit und Lust es ihr erlauben würden, nicht zuviel nach unnützem Zeremoniell zu fragen.

Herma wartete nicht auf eine zweite diesbezügliche Aufforderung. Gegen alle Sitte war sie schon am folgenden Tage wieder auf dem Berge. Es zog sie so heftig hinauf, zu ihr, zu der innig, glühend Verehrten, daß sie dem Drange folgen mußte.

Sie wurde auf das herzlichste empfangen.

Während des gemüthlichen Plauderns war die Zeit so schnell dahingeflogen, daß Herma eilen mußte, wenn sie vor Dunkelheit die Stadt erreichen wollte.

Obwohl sie sich nicht fürchtete, willigte sie doch mit Freuden ein, die Nacht oben zu bleiben, nachdem die Baronin sie dringend darum gebeten hatte. Ein Bote, der noch in die Stadt ging, mußte die betreffende Nachricht den Angehörigen überbringen.

So glücklich, wie sie an diesem Abende im Bette lag, war sie nie gewesen.

Sie hatte sogar ihre griechische Stunde versäumt, ohne die geringsten Gewissensbisse zu spüren. —

Der Verkehr zwischen den beiden Damen wurde, trotz des nicht geringen Unterschiedes im Alter, — Jemgard war bereits länger als zehn Jahre vermählt — bald ein sehr inniger. Häufige Besuche beiderseits.

Auch Kurt hatte eine große Zuneigung für den Liebling

feiner Frau. Herma kam ihm vor wie ein guter Freund, ein braver Kamerad.

Wie oft durchstreiften sie gemeinschaftlich die Gegend nach Füchsen! Wie manchmal waren sie zusammen auf dem Anstande, um dem stattlichen Rehbock aufzulauern! Ihr Gesprächsstoff war auf allen Gängen Jrmgard.

Das junge Mädchen war überhaupt kaum noch imstande, einen anderen Gedanken zu fassen. Und wo es auch war, sein Thema mußte das geliebte Wesen und immer wieder dieses sein. Alle übrigen Bilder erblaßten dagegen. Herma grübelte nicht mehr über den Rektor Südmann nach, und sie freute sich, daß sie von ihrem Verlobten vorläufig weit entfernt war. Die große wahre Liebe hatte von ihrem Herzen Besitz ergriffen mit all der Allgewalt, wie sie perverse Naturen zu packen, zu durchrütteln und festzuhalten vermag. ---

Es ist eine eigenartige Erscheinung, daß bei der konträrsexuellen Frau die allgewaltige Liebe fast immer mit unbestechbarer Treue gepaart ist. Wohl treten, bevor „die Richtige“ erschienen, kleine Schwärmereien und Begeisterungen zutage. Doch dieselben sind meist sehr oberflächlicher Natur und zerfallen vor dem Lichte in Staub und Asche. Neben der Ausgewählten können sie überhaupt nicht mehr zur Bedeutung kommen. So erwärmt sich der weibliche Urning zuweilen für seine Lehrer, für Dichter, Schauspieler, Künstler überhaupt. Aber dieses hat nichts mit der Liebe zu schaffen. Er verehrt dieselben als Vertreter, als Inbegriff der Wissenschaft, der Kunst, nicht als Menschen. Er hat kein Begehren, kein Verlangen nach ihrem Körper, nach einer Berührung mit ihnen. Er will nur ihren Geist. Die perverse Frau ist überhaupt von Natur aus selten sinnlich beanlagt. Die Liebe entspringt nicht diesem Triebe, sondern die Sinnlichkeit ist vielmehr die natürliche Folge der unbändigen, unbezähmbaren Liebe. Sie erstreckt sich deshalb nur auf das einzige, begehrte Wesen,

und reißt dieses mit fort, während der ganzen anderen Welt gegenüber ruhige Gleichgültigkeit und Kälte vorherrscht.

Es ist auch gewöhnlich nicht die äußere Schönheit, welche die Konträrsexuelle anzieht, sondern in den meisten Fällen der wahre Seelenadel und die echte Weiblichkeit. Wie oft ist die erwählte „Freundin“ um viele Jahre älter! Wie manchesmal ist dieselbe bereits verheiratet!

Ganz entgegengesetzte Wahrnehmungen pflegen wir bei dem männlichen Urning zu machen. Er wechselt häufig in seinen Gefühlen und Empfindungen, ist von Sinnlichkeit erregt, welche ihn zu einem schönen, jüngeren Manne zieht, dessen Geist und Körper er sein eigen nennen möchte, um alles nach einiger Zeit, von anderen Reizen gelockt, wieder beiseite zu werfen, oder es weiter zu genießen, aber das Neue zu gleicher Zeit zu begehren und es auszukosten.

Daß es auch hiervon Ausnahmen giebt, und daß nicht bloß die Jugend und Schönheit den Perverfen anziehen, das beweist unter anderem das Verhältnis zwischen dem Könige Ludwig II. von Bayern und unserem berühmten Komponisten Richard Wagner.

---

## X. Kapitel.

### Die ersten Spuren der Sinnlichkeit zeigen sich.

Berging ein Tag, an dem Herma die Freundin nicht gesehen hatte, dann schien ihr dieser verloren.

So saß sie eines Abends recht unbefriedigt daheim, als sie im Zimmer ihres Onkels des Barons Stimme hörte.

Kurt noch unten? Und Irmgard allein? — Sie mußte zu ihr!

Auf ihre Erkundigung erfuhr sie, daß Herr v. Scharfenberg die Nacht in der Stadt bleiben würde. Jetzt stand ihr Entschluß fest.

Die Tante schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Du kannst unmöglich so spät allein durch den Wald reiten.“

„Dann gehe ich.“

„Das ist um nichts sicherer.“

Sie wußte Rat.

„Ich laufe schnell zur Post und begleite die Frau Moak.“

Das war die alte Botin, welche jeden Abend mit ihrem Sohne die eingelauenen Briefe, Pakete u. s. w. nach dem Berge trug.

Man ließ sie gewähren. — Sie kam indessen zu spät. Die Frau war bereits unterwegs. — Was thun? Umkehren? — Als gehorsame Nichte: Ja.

Aber der Zug zu ihr war mächtiger. Sie konnte nicht widerstehen. Trotz der Dunkelheit — weder Mond noch Stern standen am nächtlichen Himmel — stürmte sie vorwärts. Oft stieß sie mit dem Kopfe gegen einen im Wege stehenden Baum; oft stolperte sie über eine hervorspringende Wurzel. Einmal verirrte sie sich sogar und wäre fast im Moore stecken geblieben. Das beunruhigte sie alles nicht. Es ging ja zu ihr!

Als sie nach einer Stunde — sie war rasend gelaufen — ihr Ziel erreicht hatte, erfuhr sie, daß Irmgard sich schon zur Ruhe begeben habe.

Sie zögerte. Durfte sie das Zimmer der Freundin betreten? In ein fremdes Schlafgemach zu gehen, war ihr stets wie ein Verbrechen, eine Entweihung vorgekommen, erlaubte sie doch auch niemandem einen Blick in das ihre. Und jetzt wollte sie gar in dasjenige ihrer Göttin eindringen? Mit heiliger Scheu stand sie einen Augenblick an der Thür.

Dann aber — die Sehnsucht nach ihr war stärker als alle Erwägungen und jedes Überlegen — öffnete sie dieselbe mit raschem Entschlusse und lag am Halse des geliebten Wesens.

„Du noch, Kind?“

Das Wort war der jungen Frau unwillkürlich entschlüpft. Sie hatten sich bis jetzt mit „Sie“ angeredet.

„Du? Irmgard? Einzige Irmgard! Du, Du; o, nenne mich immer so! laß mich Dich stets so nennen! Darf ich?“

Die Baronin lächelte.

„Du nimmst Dir ja bereits das Recht.“

„Aber Du bist mir nicht böse?“

„Wie kann ich, liebe Herma?“

„Dann mußt Du mir noch eines gewähren!“

Ohne eine Antwort abzuwarten oder ihre Bitte auch nur auszusprechen, preßt sie die Lippen auf diejenigen der Freundin und erstickt dieselbe fast mit ihren zärtlichen Küssen.

„Nicht so stürmisch, Kind! Du raubst mir den Atem.“

„Bürne nicht! Ich habe Dich ja so lieb, so unendlich lieb! — Kannst Du mich auch wohl ein ganz klein wenig gern haben?“

„Ich bin Dir von Herzen gut, Kleine. — Doch nun beruhige Dich und gehe in Dein Bett!“

„Ach, laß mich hier bleiben! nur ein Viertelstündchen! Ich will still sein, mich garnicht rühren. Du sollst ungestört schlafen. Bloß ansehen will ich Dich.“

„Bist Du denn nicht müde?“

„Nein; keine Spur.“

„Dann plaudere nur vergnügt darauf los! Mit meinem Schläfe eilt es nicht.“

„Hast Du wohl während des Tages einmal an mich gedacht?“

„Offen: am Tage hatte ich keine Zeit dazu. Als ich indessen hier so ruhig lag, wunderte ich mich darüber, daß wir uns heute nicht gesehen, und mir war, Du müßtest noch kommen.“

„So hast Du mich erwartet?“

„Im grunde nicht. Dein Vater wollte ja morgen früh

um acht Uhr durch die Residenz fahren? Hat er abgeschrieben? Mußt Du nicht am Bahnhofe sein?"

„Doch, Herz. Leider werde ich Dich schon um sechs Uhr verlassen. Ich darf auf keinen Fall zu spät kommen — Ich stehle mich dann ganz leise fort, damit ich Dich nicht störe.“

„Du weißt, daß ich jeden Morgen um fünf Uhr aufstehe. — Doch Du, kleine Langschläferin, hast mir wieder ein großes Opfer gebracht. Ich sollte Dich wegen Deiner Unvernunft schelten. Zur Strafe: schleunig jetzt ins Bett!“

„Bitte, noch nicht!“

„Ich bedarf der Ruhe, Kind, und würde nicht schlafen können, solange Du mich wie ein Cerberus bewachst.“

Sie hatte ihre Müdigkeit vorgeschützt, weil sie sah, daß dieses das einzige Mittel, Herma zum Auffuchen des ihr so nötigen Schlummers zu bewegen.

Diese erhob sich langsam von dem Bettrande, auf dem sie gesessen, umarmte die Freundin wiederholt stürmisch, schritt zur Thür, wandte sich, drückte noch einen fiebernden Kuß auf deren Lippen und stürzte schnell in das für sie stets bereit gehaltene Zimmer.

Was war mit ihr vorgegangen? Welche wilden Wünsche durchstürmten sie? Durchwühlten und durchtosten ihr Inneres? Nie war sie sich bisher einer sinnlichen Regung bewußt geworden, niemandem gegenüber. Und hatte sie sich auch nach Irngards Küssen gesehnt, so erschien ihr der Körper dabei doch nur als ein armseliger Vermittler für den Austausch der Geister, der Seelen.

Jetzt war ihr zum erstenmale der Gedanke gekommen, daß eine Frau schön, wunderbar, entzückend, hinreißend, himmlisch schön sein könne. Die Freundin trug ein leichtes, mit zierlicher Stickerei besetztes Nachthemd, welches, der Hitze wegen, Arme und Hals unbedeckt ließ. Was sie so oft in den Gesellschaften, auf dem Balle unbeachtet gelassen, hatte

plötzlich ihre Aufmerksamkeit gefesselt. O, wie herrlich diese runden, vollen, blendendweißen Schultern! Konnte der größte Künstler sie jemals auch nur annähernd meißeln? Nein, nein, das war ja ganz unmöglich!

Und ihre Gedanken gingen weiter und fingen an, sich nach und nach in wirren Phantasieen zu verlieren. An ein Schlafen war natürlich nicht zu denken. Ihre Selbstanklagen indessen schwanden bald in Schemen dahin, und halbwachend lag sie da in seligen Träumen.

Glücklich erhob sie sich am Morgen; denn sie hörte bereits Jrmgarðs Schritte. — Nach gemeinsamem Kaffee begleitete diese sie ein Stückchen Weges.

„Nun, liebe Herma, muß ich umkehren. Die Kinder werden munter. — Mache mir keinen solchen Streich wieder!“

„Noch tausend ähnliche Irrfahrten, wie Du Dich vorhin auszudrücken liebtest, Jrmgarð, um zu Dir zu gelangen.“

Selbst wenn Du mich haßtest, mich von Deiner Schwelle wiesest: ich legte mich davor wie ein Hund und hörte nicht eher auf zu winseln und zu flehen, als bis Du mich aus Mitleid zu Deinen Füßen liegen ließeest. Für jeden Tritt dankte ich; denn es wäre ja eine Berührung von Dir.“

„Kind, Kind, Du sieberst! Halte Dich unterwegs nicht lange auf! — Nein,“ wehrt sie sanft ab, als das junge Mädchen sie umarmen will, „einen Kuß bekommst Du nicht. Es ist Dir nicht gut. — Lebe wohl!“

Wieder und wieder wandte sich Herma nach der Enteilenden um, warf ihr Kußhände nach und verfolgte noch mit den Augen den äußersten Zipfel ihres lustigen Morgenkleides, bis auch dieser entschwand.

Als sie endlich ganz erhitzt unten ankam, hielt der Wagen bereits, welcher sie und die Verwandten zur Station bringen sollte, wo man dann auch rechtzeitig eintraf. Glücklicherweise schob man ihre wilde Erregung einzig und allein auf die Freude des Wiedersehens mit dem geliebten Vater.

Dieser befand sich auf der Rückkehr von einer Dienstreise und konnte nur kurze Zeit verweilen. Er kam mit der Absicht, die Tochter mit sich in die Heimat zu nehmen. Aber die Pflegeeltern baten so herzlich und dringend um Hermas weiteres Verweilen, daß der Oberst gern seine Einwilligung dazu gab, wenn sein Kind, dem er ja ohnehin zuhause nicht viel bieten konnte, denselben Wunsch hege.

Selbstverständlich schlug die Tochter mit Freuden ein. Es wäre ihr nicht möglich gewesen, aus Irmgards Nähe zu gehen. Die frohe Aussicht, ihre teuren Lieben daheim wieder zu begrüßen, schien gegen den einen Gedanken, der in ihr lebte, zu verblaffen.

Nicht einmal der frühere Entschluß, energisch das Lebensschiff mit eigener Hand zu steuern, vermochte bestimmend einzuwirken. Sonst hätte sie dem heiteren Treiben, welches ihr hier geboten wurde, schon längst lebewohl gesagt.

So machte sich denn der Vater als Überbringer ihrer innigen Grüße für die lieben Angehörigen allein auf den Heimweg.

---

## XI. Kapitel.

### Kampf und Zweifel.

Herma hing mit voller Zuneigung an Eltern und Geschwister; aber es berührte sie in diesem Augenblicke fast gar nicht, daß sie noch länger von ihnen fern sein sollte. Sie hatte ja auch noch nicht an ein baldiges Wiedersehen gedacht.

Ihr Abschiedsschmerz machte sogar einer übergroßen Freude Platz, als sie bald nach der Rückkehr in die Wohnung von dem Onkel erfuhr, daß Scharfenbergs schon in der nächsten Woche in die Stadt zögen, um den Winter dort zuzubringen, und daß Kurt bereits alle Vorkehrungen zur Übersiedelung trafe.

Irmgard hatte es ihr absichtlich verschwiegen, um sie zu überraschen.

Welcher Jubel, als sie endlich da! — Die beiden schienen unzertrennlich. Herma war nur noch der Schatten der Freundin. Wo diese, da war auch sie.

Und als sie einmal eine entfernt wohnende Bekannte besuchen mußte, litt es sie nur einen Tag dort. Sie wäre bei einem längeren Verweilen vor heftiger Sehnsucht krank geworden.

Wenig gewöhnt, ihren Gefühlen Zwang aufzuerlegen, unarmte sie Irmgard oft plötzlich in der Gesellschaft, was diese ihr sanft wehrte und endlich sogar ernstlich untersagte.

Die Übrigen ließen es ohne bedeutende Klüge hingehen, war man doch an Herma v. Feldeck, dem verzogenen Lieb-linge, von jeher so viele Absonderlichkeiten gewöhnt, daß man auch diese mit auf Rechnung ihres excentrischen Wesens schrieb.

Am meisten litt der Rektor Südmann unter ihrer Gemütsverfassung. Sie war beim Unterrichte zerstreut, hatte die Gedanken ganz wo anders als bei den Büchern und sah oft plötzlich und unvermittelt nach der Uhr. Er fragte, ob ihr die Stunden zu langweilig wären. Sie gab zur Antwort, daß dieses durchaus nicht der Fall sei, daß sie aber annehme, die Freundin erwarte sie vor der Thür, und es wäre doch ungezogen von ihr, dieselbe über Gebühr harren zu lassen.

Eines Tages, als sie ihm, wie schon so oft, von Irmgard vorgeschwärmt, sagte er ruhig: „Fräulein Herma, ich glaube, sie treiben Kultus mit dieser Frau. Ich mag sie nicht leiden.“

Sie sah ihn groß an. Sie hatte wohl nicht verstanden, was er gesagt? Dann erwiderte sie gelassen: „Sie kennen dieselbe eben nicht; sonst könnten sie nicht so sprechen. Sie würden Irmgard lieben. Alle müssen das.“

„Alle, welche dieselbe mit Ihren Augen sehen. — Verzeihen Sie mir, liebes Fräulein, wenn ich Ihnen nicht beistimmen kann. Es ist möglich, daß ich ein ungerechtes Vorurteil habe. Aber ich werde mich nie für sie begeistern können. Ich beneide dieselbe; ich bin eifersüchtig auf sie.“

Er biß sich auf die Lippen. War er nicht auf dem

Wege, sein Geheimnis preiszugeben? Und was würde, müßte dann die notwendige Folge sein?

Sie hatte ihn glücklicherweise nicht verstanden; denn sie entgegnete nach kurzem Besinnen: „Sie haben recht, Herr Rektor, böse zu sein! Lassen Sie indessen Ihren Zorn keine Unschuldige entgelten! Ich allein bin die Sünderin und verdiente Strafe. Ich bin nachlässig, zerstreut, faul gewesen. Ich werde versuchen, mich zu bessern. Verhängen Sie jede Buße über mich!“

„Ist es Ihr Ernst, Fräulein Herma, mir eine Freude zu bereiten?“

„Ich würde gern alles für Sie thun, was in meiner Macht.“

„Wollen Sie mir noch einige Minuten Ihrer kostbaren Zeit opfern?“

„Mit Vergnügen.“

Sie sagte dieses nicht aus bloßer Höflichkeit. Da Irmgard mit ihrem Gatten einen größeren Ausflug unternommen hatte und ihr die Stunden bis zu deren Rückkehr zu Tagen wurden, war sie froh, die Zeit angenehm ausfüllen und dadurch abkürzen zu können.

„Erinnern Sie sich, daß Sie mir vor einigen Monaten ein kleines Lied vorsangen?“

„Sie wollen doch dasfelbe nicht noch einmal hören?“

„Ich will nicht zu unbescheiden mit meinen Bitten sein, da mir zunächst unendlich viel daran liegen würde, wenn Sie dieses Duett mit mir versuchten. Die Noten sind für meine Frau zu tief gesetzt. Unsere Stimmen wollen nicht zueinander passen.“

Herma blickte in das Heft. Worte und Weise des Gesanges waren ihr bekannt. Er behandelte eine einfache Romanze von einem Schäfer, der die Königstochter liebt. Sie zürnt seinem Werben, kann aber endlich dem Drange ihres eigenen Herzens nicht widerstehen und flüstert ihm Gewährung zu.

Herma hatte dieses Duett oft mit Hans gesungen. Sein hoher Tenor kontrastierte eigenartig mit ihrem tiefen Alt. Sie war jedoch an diesen Partner gewöhnt und bezweifelte ein gutes Zusammenklingen, als sie die Partie der Männerstimme für Bariton gesetzt sah. Sie äußerte ihr Bedenken, nahm aber auf die Bitte, den Gesang zu versuchen, an dem Flügel Platz.

„Wollen Sie begleiten?“

„Wenn sie es erlauben, möchte ich es gern.“

Er hatte natürlich nichts dagegen.

Weich erklang ihr Vorspiel. Sie präliederte etwas länger als vorgeschrieben. Es störte ihn nicht. Er setzte zur rechten Zeit ein, in tiefen, sanften Tönen, wehmütig, zart klagend. War das nicht ihre eigene Stimme? Sie erschrak, sah unwillkürlich erstaunt auf und hätte fast, ihren Anfangstakt verpaßt. Noch rechtzeitig indessen sammelte sie sich.

In grollenden Lauten gab sie Bescheid und wehrte sein Beschwören heftig, hochmütig ab. Sein Begehren wurde wilder, ungezügelter, worauf ihre Weigerung an Stärke verlor. Und als nun beide in der Klage zusammentrafen, war es ein merkwürdiges Verweben der Stimmen. Sie hatten sich gesucht, verfolgt; die Töne hatten sich umspielt und umschlungen. Jetzt waren sie untrennbar verschmolzen; sie gingen vollkommen in einander auf. Es waren ihrer nicht mehr zwei Personen, die da sangen; man vernahm nur einen Laut, einen Ton, eine Stimme. Der letzte Hauch erstarb zu gleicher Zeit.

Gehörten diese leidenschaftlichen Menschenkinder zusammen?

Herma wußte, daß sie anders wie je zuvor gesungen hatte. War sie von seiner verhaltenen Glut angesteckt? Oder verstand sie jetzt das Lied, weil es auch für sie ein Wesen gab, dem sie sich hätte hingeben mögen mit allem, was sie hatte, alles gebend, alles nehmend?

Und er? Sang er immer so? Er war als guter Sänger

bekannt. Sie hatte indessen bisher nie etwas von ihm vortragen hören.

In vollen Akkorden erklang ihr Nachspiel. Das befänftigte die erregte Phantasie. Mit ruhig fragendem Blicke wandte sie sich. Er hatte krampfhaft die Stuhllehne gefaßt, um sich zu halten, sich vor dem eigenen Selbst zu schützen. Er suchte ihr Auge. Ihre Kälte drängte sein Feuer zurück, welches sich in eine unsagbare Wehmut und Traurigkeit auflöste, bis auch in seinem Gesichte endlich wieder eine stille Entschlossenheit die Oberhand gewann.

Herma hatte oft, wenn sie unvermittelt von ihrem Buche aufschaute, gesehen, wie ein Blick heißen Verlangens, öfter derjenige herber Schwermut auf sie gerichtet war. Sie hatte sich ängstlich gefragt, ob er wohl ein tieferes Gefühl für sie habe. — Nein; das war ja ganz unmöglich! Er, der bedeutende, erfahrene Mann; sie, das alberne, unreife Mädchen, welches nur an Tand und Spiel dachte, und das sich nicht im entferntesten mit seiner Gattin gleichzustellen wagte. Denn jede echte Hausfrau flößte ihr einen großen Respekt ein. Man bewundert ja an anderen immer das am meisten, was man selbst nicht hat und trotz aller Anstrengung nicht erreichen kann. Ihm war ein Edelstein beschieden; es war also ganz unmöglich, daß sich sein Herz so verirren konnte.

Er hatte ja auch nie durch die geringste Andeutung, durch das leiseste Wort, durch die zarteste Berührung den harten Kampf verraten, der in ihm tobte. Aber sie fürchtete sich vor diesem Blick, von dem sie doch wieder mächtig angezogen wurde. Derselbe kam ihr vor, wie das scharfe Messer eines Arztes, das, unbarmherzig blutige Wunden schneidet, jedoch nur, um den kranken Körper zu heilen, ihn zu seiner ursprünglichen Natur zu führen.

Der Rektor war und blieb ihr ein Rätsel.

Sie erhob sich. Niemand sprach ein Wort über das Lied.

Um der Verlegenheit Herr zu werden, erbat sich das junge Mädchen ein Buch für die Lektüre daheim.

„Meine ganze Bibliothek — dieselbe war ziemlich reichhaltig — steht Ihnen zur Verfügung, Fräulein Germa.“

„Was würden Sie mir zum Lesen vorschlagen?“

„Nehmen Sie, was Ihnen beliebt! Sie sind so verständig, daß ich Ihnen alles in die Hände geben darf.“

Um nicht lange zu suchen, ergriff sie einen Band Shakespears, obgleich sie ihn selbst zuhause hatte, und verabschiedete sich schnell.

---

## XII. Kapitel.

### Der kühne Entschluß, Weib zu werden.

Das junge Mädchen nahm sich vor, seine Gedanken wieder mehr zu sammeln, eifriger zu studieren, und seinem Lehrer Freude zu bereiten.

Das alte Wohlbehagen in den Stunden wollte sich jedoch nicht wieder einstellen. Der Rektor hatte Irmgard kennen gelernt. Und obwohl er ihr volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, so war seine Schülerin doch gereizt, daß er nicht in überschwenglicher Weise ihr Lob sang. Er antwortete in demselben Tone, und die Folge war, daß Beide schließlich auf dem Kriegsfuße standen.

Als sie sich einmal wieder recht über ihn geärgert hatte, beschloß Germa, einesteils, um sich etwas zu rächen, andererseits, um diesem peinlichen Verhältnisse, dieser fortwährenden, andauernden Gereiztheit ein Ende zu machen, ihm gelegentlich einen kleinen Streich zu spielen. Sie wußte, daß er gern über ihre Dummheiten lachte und hoffte deshalb, daß durch eine harmlose Vermittlung alles wieder gut würde.

Die Gelegenheit, den Plan auszuführen, bot sich ihr bald. Man hatte sich für den Winter gemüthlich in der Stadt

ingerichtet, fleißig Theater und Konzerte besucht; einige Bälle sind glänzend verlaufen, und große wie kleine Gesellschaften jagen einander. Da erhält Kurt v. Scharfenberg plötzlich die unerwartete Nachricht: „Augenblicklich an den Rhein abreisen; große Erbschaft in Empfang nehmen; längere Abwesenheit vom Hause erforderlich!“

So angenehm nun auch die Aussicht im allgemeinen ist, so kommt das Ganze Irmgard Augenblicklich doch recht ungelegen. Was thun? Sie möchte am liebsten ihren Gatten begleiten. Er aber lehnt dieses Anerbieten auf das entschiedenste ab, da er die Kälte für sie und die Kleinen, welche natürlich nicht zurückbleiben sollten, fürchtet. Ohne ihn jedoch findet sie keine rechte Freude an dem geräuschvollen Karnevalsleben, welches jetzt beginnt, und so bleibt denn vorläufig nichts anderes übrig, als das Orakel in der Gestalt Herma v. Felbecks zu befragen.

Deren Antwort läßt nicht lange auf sich warten.

„Ganz einfach, liebe Irmgard; Du ziehst nach Deiner Sommerresidenz.“

„Topp! wenn Du mich begleitest!“

Es soll ein Scherz sein. Aber die Übermütige hat eingeschlagen. Man neckt sie mit Einsamkeitslaunen und dergleichen. Das erschüttert sie nicht. Sie faßt vielmehr begierig das ihr entgegengeworfene Wort auf und erklärt mit feierlich ernstem Pathos, daß wenn ihr Wunsch eine Laune wäre, es auch die letzte sein solle. Und da dürfe man natürlich nie mit einem energischen Nein kommen. Das wäre Unrecht und Sünde.

Kurt meint wirklich, daß sie daran denke, wie die Zeit immer näher rücke, in der sie als ehrbare Hausfrau zu walten und mit dem tollen Jugendübermute zu brechen habe. Er weiß auch, daß sich die Gattin während seiner Abwesenheit in Hermas Gesellschaft am glücklichsten fühlen würde, daß sie sich nicht nach anderen Zerstreuungen sehnt und denselben in der Stadt doch nicht aus dem Wege gehen kann. Der gemachte Vorschlag scheint ihm deshalb endlich der richtige zu

sein, und er erteilt gern dazu seine Erlaubnis, wenn Irmgard nichts einzuwenden gedenkt.

Diese hat die Schwachheit, daß sie der Freundin keinen Wunsch abschlagen kann. Es ist eine Unmöglichkeit, ihr zu widerstehen. Er versteht aber auch zu bitten, zu schmeicheln, dieser kleine, durchtriebene Kobold, so dringend, so überzeugungstreu, so zärtlich, daß sie schon von vornherein die Waffen streckt.

Darum ist sie jetzt freudig zum Flüchten in die Einsamkeit bereit, und die beiden Damen siedeln nach Kurts Abreise auf den Berg über.

Herma weiß sehr wohl, daß man sie nicht allzu lange in trüber Abgeschlossenheit wird schmachten lassen. Sie werden sich schon bald aufmachen, diese sonst so verwöhnte Residenzler, durch Schnee und Eis mühsam ihren Weg finden, um sich dann im wohldurchwärmten, behaglichen Neste bei einem dampfenden Trunke, bei Frohsinn und anmutigem Scherze um so wohler zu fühlen. Sie hat sich in ihrer Annahme nicht getäuscht. Ein Besuch ist dem anderen gefolgt.

Wäre es nicht geschehen, so würde sie sich auch nicht gegrämt haben. Im Gegenteil: sie wäre glücklich gewesen, wenn es außer Irmgard und ihr keine Menschen auf der Welt gegeben hätte. O, könnte sie doch mit dieser auf einer einsamen, weltentlegenen Insel wohnen, so düster und unheimlich, so wild, schroff und unzugänglich, daß sich niemand, niemand zu ihnen verirrete! Dann wollte sie schwelgen, in Seligkeit berauscht an dem Busen der Geliebten ruhen, Tag und Nacht, alles, alles vergessen, nur fühlen und genießen! Darum eben hatte sie dieselbe ja hierher entführt, um sie ungestört für sich allein zu haben.

Und nun kommen sie fast täglich, diese gräßlichen Gesellschaftsmenschen, was sie zwar gefürchtet hat, aber sich auch wieder auszureden versuchte, und nehmen ihr das Glück. O, wie sie dieselben haßte! Und warum braucht man überhaupt noch Leute um sich? Es sind nur wenige, die man mitge-

nommen. Sie bestehen aus einer Kinderfrau zur Beaufsichtigung der beiden Knaben, die man selbstverständlich bei sich hat, und Lore, dem Mädchen der Mädchen. Als tüchtiger thatkräftiger Beschützer, zugleich als Bollzieher jeder männlichen Dienstleistung ist Gustav da, der seiner geliebten Herrin und vor allem seinem angebeteten Fräulein gern gefolgt ist, obgleich er sich nicht recht klar darüber ist, weshalb man mitten im Winter diese Wildnis, diese Einöde auffucht. Dessenungeachtet hat er dem gnädigen Fräulein zugerufen, mit ihm selbst nach Grönland, durch dick und dünn, zu gehen, wenn auch seine Pferde bis am Halse im Schnee stecken sollten. Und umwerfen will er auf keinen Fall. Herma aber hat ihm feierlich versprochen, ihn beim Worte zu halten.

So kann sie wohl ab und zu mit den Dienstboten scherzen, wie auch mit den Kindern heruntollen, im grunde aber wünscht sie dieselben weit hinweg. Wozu brauchen sie noch Menschen um sich? Es ist genug, wenn sie Irmgard hat. Alles Nötige würde sich dann schon finden. Der Zorn, dero vielmehr eine heftige Eifersucht, steigt zuweilen plötzlich in ihr auf, wenn sie die Freundin lebenswürdig mit dem Mädchen sprechen sieht. Dann eilt sie aus der Küche, wohin sie derselben gefolgt ist, — sie pflegt fast überall hinterher zu laufen — und zieht sich, vor Aufregung bebend, in ein entferntes Zimmer zurück.

Die junge Frau scheint dieses seltsame Gebaren nicht zu bemerken. Sie handelt darin vollständig richtig; denn sobald sie wieder zu Herma tritt, hat diese allen Groll und Kummer vergessen und ist voller Seligkeit.

Sie fängt aber doch an, in einsamen Stunden über sich nachzudenken, und endlich nimmt sie den Anlauf zu einem gewaltigen Sichaufraffen.

Die Zigarette, auf der sie in tiefes Sinnen versunken, schon einige Zeit herumgekaut, fliegt energisch zur Seite.

„Was habe ich mir denn versprochen? — Häuslich und wirt-

schaftlich will ich werden, so ein echtes Hausmütterchen wie Irngard. Dazu braucht man keinen Zigarettenrauch. Nun warte, Du Liebe, Du sollst mit mir zufrieden sein! Jetzt stelle ich mir selbst ein Puddingrezept zusammen. Und dann in die Küche, an den glühenden Feuerherd!"

Jede Spur von Ermüdung, die vorher auf demselben lag, ist aus Hermas Gesicht verschwunden. Sie schreibt eifrig, durchstreicht, verbessert und legt endlich die Feder aus der Hand, indem sie mit zufriedenen Lächeln das Geschriebene überfliegt. Sie will hinaus, um sich zunächst mit einer großen Küchenschürze zu schmücken. Da hört sie draußen Irngards Stimme.

„Lore, trage den Brief dem gnädigen Fräulein hinein, und erzähle die Geschichte! Der Spaß war gut, und Du hast einmal wieder Deine Klugheit bewiesen.“

„Ach, was, Irngard,“ tönt es von innen hinaus, „sage Dich nur selbst einen Augenblick von Deinen Kochtöpfen los! Den Pudding übernehme ich für heute so wie so.“

Die Thür öffnet sich. Herma hängt am Halse der Freundin und drückt einen herzlichen Kuß auf deren Lippen.

„Warte, Du Böse! mich so lange allein zu lassen! Nun setze Dich jedoch, und plaudere ein Viertelstündchen mit mir! Länger habe ich nicht Zeit.“

Irngard weiß nicht, was sie aus diesem neuen Benehmen machen soll. Keine Zeit, wenn sie bei ihr ist, mit ihr spricht? Das geschieht heute zum ersten Male. Sie tröstet sich indessen damit, daß dieser seltsame Zustand, dieses räthelhafte Betragen nicht lange anhalten werden, oder daß sie sehr bald den näheren Grund erfahren müsse und überreicht dem jungen Mädchen ein zusammengefaltetes Papier.

---

### XIII. Kapitel.

#### Der mißlungene Kochversuch.

„Auch heute wieder ein zarter Brief angelangt? Eine Anmeldung? — Nun, das muß ich wirklich sagen: der Be-

sucher hat Mut, diesem heulenden, alles niederreißenden Sturme, diesem grauenvollen Schneegestöber mit Heldenkühnheit Troß zu bieten!“

„O, nicht zu früh triumphiert! Erst lesen! Man kommt nicht immer zu uns. Es scheint, man möchte auch einmal unsererseits gewaltige Thaten vollbracht sehen.“

„Vier Seiten? Nein, Kind, das ist des Guten zu viel. — Und vom lieben Rektor Südmann, mit dem ich ja noch ein Hühnchen zu rupfen habe? Nun ich will das Billet lesen, während ich meinen köstlichen Pudding bereite.“

Die Sprecherin will hinaus.

„Halt, noch einen Augenblick! eine Erlaubnis! Du gestattest wohl, daß ich mir heute den großen Genuß des Puddingessens versage?“

„Traust Du mir etwa nicht zu, — —“ erwidert Germa bitterböse; doch schnell sich zusammennehmend, fährt sie fort: „Gut, die Bitte sei gewährt, allein Dir zum schrecklichen Verhängnis. Ich werde auf keinen Fall mein Wort zurücknehmen. Kein Flehen, kein Schmeicheln, kein rührender Blick, kein liebkosendes Streicheln, kein zärtlicher Kuß soll Dich von Deinen Tantalusqualen befreien. Du sollst darben, während ich schwelge, zusehen, während ich in aller Seelenruhe, mit wonniger Behaglichkeit mein himmlisches Gericht verschmause. Punktum.“

Sie hat sich auf den zierlichen Füßchen herumgedreht und will grollend davoneilen. An der Thür wendet sie sich indessen noch einmal, schließt die Baronin stürmisch in ihre Arme und drückt einen heißen Kuß auf deren Stirn.

Diese folgt ihr kopfschüttelnd an den dampfenden Feuerherd.

Nun beginnt ein hastiges Laufen und Suchen, ein Mühren, Schmecken, Überlegen, Wiederprüfen. Endlich wandert die Mischung in den blinkenden Kochtopf.

Die Gequälte greift in die Tasche, um das Tuch hervorzuziehen; denn helle Tropfen stehen auf der weißen Stirn.

Dabei faßt ihre Hand den Brief, welchen sie in der Aufregung und bei der Erhitzung vergessen hat.

„Jrmgard?“

Diese ist jedoch längst dem Chaos, welches hier herrscht, entflohen.

„Lore?“

„Gnädiges Fräulein?“

„Wie ist das mit der Geschichte?“

„Die ich gemacht habe?“

„Ja, die Du wahrscheinlich wieder gemacht haben wirst.“

„Der Bote vom Herrn Rektor wollte sogleich Bescheid haben. Er hatte nicht einmal Zeit, seinen schönen, warmen Grog auszutrinken. Die gnädige Frau waren oben bei den Kindern, wollte ich also nicht stören. Das gnädige Fräulein spielten eines jener herzerreißenden Stücke, wobei einem immer so gruselige Gefühle überlaufen; — Sonaten, glaube ich, nennt man die Dinger — durfte ich natürlich nicht stören. Da er nun bloß wissen wollte, ob die Herrschaften kämen, sagte ich einfach „Ja“. Das hört man lieber als „Nein“.

„Und wenn wir nun nicht fahren?“

„Sie haben doch heute Gustav versprochen, daß er Sie ausführen darf. Da ist es gewiß ganz gleich, ob Sie hier im wilden Urwalde mit ihm erfrieren oder noch lebendig bis zur Stadt kommen?“

„Lore!“

„Nicht böse sein, gnädiges Fräulein, bitte!“

„Wenn ich aber nicht dorthin will?“

„So habe ich auch nicht gelogen. Ich habe dem Johann gesagt: „Die Herrschaften werden dort sein; jedoch der Herr Rektor wird sie nicht sehen. Mich werden der Herr Rektor sehen, trotzdem ich nicht dort sein werde.“

„Das klingt ja wie ein Orakel. — Deine Begründung?“

„Wenn das gnädige Fräulein nicht zum Vortrage wollen, dachte ich, werden Sie doch vielleicht mit Ihren Gedanken dabei

sein. Dann wird meine Schwester, welche Nachricht hat, hin gehen. Sie wissen, daß bei uns eine ausschaut wie die andere. Da sieht man nur den Anzug, nicht das Gesicht.“

„Gut überlegt! Nun die Rehrseite? Geseht, wir gingen?“

„Sie hatten doch schon längst vor, dem Herrn Rektor einen Streich zu spielen. Da ist dieses die beste Gelegenheit.“

Jetzt entrollt Lore ihren Plan. Sie hat sich viel herausgenommen; aber sie darf manches wagen; denn sie dient schon eine lange Reihe von Jahren in der Familie und ist bereits der Baronin mit in die Aussteuer gegeben. Herma ist überdies von der Erklärung so begeistert, daß sie ihr gern die angemäße Freiheit verzeiht.

Sie vertieft sich nun in den Inhalt des Briefes. Derselbe ist an Irmgard gerichtet. Sie weiß indessen, daß er auch ihr gilt. Sie hat der Freundin das Recht gegeben, jedes an sie gerichtete Schreiben zu erbrechen, wovon diese jedoch selten Gebrauch macht.

„Emanzipation? Frauenemanzipation? Hm! Gut gewählt, Herr Rektor! Zielt wohl auf mich? — — O, das Unglück, ein Weib zu sein, wenn die Gedanken, die Wünsche so aufrührerisch, so gar nicht wie —“

„Der Pudding, gnädiges Fräulein!“

„Dank Dir, Lore. Den hätte ich vergessen. Glücklicherweise noch nicht angebrannt! Geschmack gut. Nach Irmgards Anschauungen noch ein wenig Zucker. Sei's!“

„Halt, Fräulein! Um des Himmels willen, halt! Zu spät, zu spät! O!“

„Nun?“

„Das war ja Salz!“

Herma schmeckt. Ein eigenartiger Ausdruck legt sich über ihre lebhaften Züge. Ist es Weinen? Ist es Lachen? Kämpft sie mit ersterem? Plötzlich bricht sie in eine unnatürliche Heiterkeit aus und flieht, während ihr Lore verwundert nachblickt, aus der für sie unheimlichen Küche.

„Tante Herma, du spielst mit uns, nicht wahr?“ jubeln ihr der kleine Kurt und Hännschen entgegen. Mutter Mimi — das ist die bejahrte Kinderfrau — kann nicht mehr springen. Sie sagt, ihr wackeln die Kniee. Und Mama hat wieder so viel zu nähen.“

Die also Angeredete liebt im grunde die Kinder nicht, oder richtiger: ist keine Kindernärrin. Mit diesen holden Kleinen aber, von denen sie vergöttert wird, ist es etwas anderes. Nicht deshalb, weil Liebe Gegenliebe erzeugt, sondern einzig und allein darum, weil es Irmgards Sproßlinge sind, die Nachkommen derjenigen, welche sie so unendlich liebt, die ihr teurer ist als alles auf der Welt!

„Was wollen wir spielen? Verstecken? Blinde Kuh?“

„Ja, ja! Blinde Kuh!“

Für eine Weile ein tolles Durcheinander im Kinderzimmer.

„So, jetzt sind wir müde. Nun will ich Euch eine Geschichte erzählen.“

„O, Tante Herma, vom lieben Gott, bitte, bitte!“

„Dann aber ganz artig!“

Die großen, fragenden Kinderaugen sind gespannt auf sie gerichtet, während sie mit der ihr eigenartigen Ruhe und Überzeugung, mit dem einschmeichelnden, naiven Tone erzählt. Die Kleinen wagen kaum zu atmen. Nur zuweilen stellen sie recht drollige Fragen, die freilich für sie sehr ernsthaft und höchst wichtig sind.

„Tante,“ unterbricht Hännschen jetzt eben wieder, „Du sagst, der liebe Gott kann alles. Kann er auch wohl über diesen Stoc springen, wenn ich ihn ganz hoch halte?“

Das junge Mädchen, welches während der Erzählung seine Sicherheit, seinen natürlichen Humor zurückerlangt hat, unterdrückt ein Lächeln und antwortet ruhig:

„Freilich, Kind, kann er es. Ob er es indessen will, das weiß ich nicht. Ich werde einmal die Mama fragen. Mutter Mimi spielt solange mit Euch.“

„Du kommst doch wieder?“

„Wartet nur ein wenig! Das Mittagessen ist gleich fertig.“

Wieder denkt Herma an ihr begangenes Unrecht. Sie erfährt jedoch bald, daß Irmgard daselbe inzwischen längst gutgemacht hat. In ihrer geschäftigen, hausfräulichen Weise, die sich auch in den schwierigsten Fällen zu helfen weiß, fand sie bereits Ersatz für das verdorbene Lieblingsgericht. Ein neuer Pudding prangt in der Form.

„O, Du Gute, Du Liebe!“

Eine wilde Umarmung. Heftig preßte sie die Freundin an ihr erregt klopfendes Herz.

„Was ist Dir?“

„Ich werde nie, niemals eine Hausfrau werden!“

„Wegen eines einmaligen Verfallsens?“

„Nein, nicht deshalb, sondern weil ich überhaupt nicht mag, nicht will, nicht kann!“

---

#### XIV. Kapitel.

##### Neues Bangen und Sehnen.

Die Baronin schaut Herma betroffen an. „Kind, Kind! beruhige Dich! Was fehlt Dir? Du bist ja ganz aufgeregt. — Übrigens: die Post ist eingetroffen. Hier, das wird Dich auf andere Gedanken bringen.“

„Von Hans? Der Brief kommt einen Tag zu früh.“

„Gewiß keinen Augenblick zu bald für Deine Sehnsucht?“

„Nette nicht! — Es thut mir weh.“

Sie legt das Schreiben beiseite.

„Willst Du nicht lesen?“

„Nach dem Essen.“

Dieses ist in der Zwischenzeit aufgetragen. Die Kinder bringen einen heiteren Ton in die kleine Gesellschaft. Denn

Kurt stellt sofort die bereit gehaltene Frage, ob sich der liebe Gott auch jeden Morgen wäscht, und in ähnlicher Weise geht es weiter. Der Nachtsch, bei dem es Iringard an unschuldigen Neckereien nicht fehlen läßt, trägt endlich auch das seinige zur Heiterkeit bei, besonders als der Freundin großmütig die Erlaubnis erteilt wird, von dem fremden Nachwerke zu genießen.

Da diese indessen keine besondere Liebhaberin von Süßigkeiten ist, so macht sie von der Güte nicht den ausgiebigsten Gebrauch, fragt aber etwas später:

„Gestattest Du mir jetzt zu dem vorzüglichen Kaffee eine ganz kleine Zigarette?“

„Rauche, soviel Du willst, Kind! Was bedarf es da überhaupt noch einer Erwähnung?“

„Hast Du mir denn nicht verboten, — ? Ja so; nein; ich selbst habe mir diese schreckliche Entsagung auferlegt. Nun, noch einmal gesündigt! Wenn es geht, soll es nicht wieder vorkommen.“

„Was hast Du heute nur? — Ich will Dich ein wenig allein lassen, da ich auch noch verschiedene Vorkehrungen zu treffen habe. In dieser Zeit liest Du dann Deinen Brief!“

„Richtig, den habe ich ganz vergessen. — Hat Kurt geschrieben?“

„Pünktlich, wie immer.“

„Nichts Besonderes?“

„Raum. Ich bringe Dir das Billet hinein.“

„Du hast es schon gelesen? — Liest Du jeden Brief von Deinem Gatten sofort?“

„Wenn ich irgendwie Zeit habe, gewiß.“

„Also auch nicht immer? — Ich möchte Dich so gern etwas fragen.“

„Du weißt, daß ich Dir, wo es mir möglich ist, stets gern Auskunft gebe.“

„Nachher. Ich kann es jetzt doch nicht.“

Als es der thätigen Hausfrau endlich gelungen, sich frei

zu machen und hinauszueilen, kämpft Germa gewaltsam ihre Unruhe nieder, wirft energisch die braunen Böpfe zurück, als will sie mit ihnen alles bittere Weh und Herzeleid hinter sich schleudern, zündet eine frische Zigarette an, lehnt sich bequem in den Sessel und öffnet den Brief ihres Verlobten. Sie überfliegt ihn, liest, starrt auf das Papier. — Wie lange? — Sie vergißt zu rauchen. Das Feuer ihrer Zigarette erlischt. Eine helle Thräne rollt langsam die bleiche Wange hinab. Andere wollen folgen. Doch schnell trocknet sie die Augen.

„Nein; ich will nicht! . Es muß sein. Ich kann mich dem harten Geschick fügen. Ich bin nicht schwächer als ein Mann, der das Unglück tapfer, standhaft tragen soll. Aber so bald? Warum so bald?“

Sie wird in ihrem trüben Brüten durch den Eintritt Lore's unterbrochen, welche den versprochenen Brief von der Baronin bringt.

„Die gnädige Frau werden bald kommen.“

„Warum stehst Du so nachdenkend?“

„Ich möchte gern wissen, ob das gnädige Fräulein heute in die Stadt fahren?“

„In die Stadt? — O ja, natürlich, zu dem Vortrag! Gewiß: das wird einen auf andere Gedanken bringen. — Ich werde sogleich mit der Frau Baronin darüber sprechen.“

„Die haben durchaus nichts dagegen. Sie sagen, das Fräulein müssen einmal unter die Menschen. Das wäre notwendig.“

„Dann sage, daß ich gern gehe, Lore!“

Die Thür schließt sich hinter der vergnügten Dienerin.

„O, Jrmgard, Jrmgard! Die edle Seele! Sie denkt stets nur an mein Wohl. — Was schreibt Kurt? Die alte Geschichte: Sehnsucht, immer wieder Sehnsucht. Ja, er hat recht. Wie kann er sich nur einen Tag von einem solchen Geschöpfe trennen? Wäre ich an seiner Stelle, ich könnte keine Stunde, keine Minute ohne sie atmen. Und warum bin

ich nicht an seiner Stelle? Warum kann es, darf es nicht sein?“

Einen Augenblick preßt sie die erhitzte Stirn gegen die hohen, kalten Fensterscheiben. Dann gelobt sie sich zu schweigen und auszuharren. „Der Mensch kann alles, was er will,“ ist ihr Wahlspruch. Diesem gemäß will sie weiter leben. Sie eilt deshalb zunächst für einige Sekunden in das Kinderzimmer, um sich bei den lieben Kleinen vollständig zu sammeln, was ihr freilich nur mühsam gelingt.

So, jetzt darf sie zu ihr, zu ihr!

Irmgard ist in großer Beratung mit Lore, als die Freundin eintritt.

„O ja, gnädige Frau, das geht! Sie nehmen meinen Sonntagsanzug, und das gnädige Fräulein erhalten den zweitbesten! Die Taille nähen wir etwas enger.“

„Sieh da, Herma! Gerade wollte ich zu Dir kommen.“

„So bleibt es dabei: wir fahren?“

„Gewiß, Kind, wir müssen einmal andere Menschen sehen, damit wir hier oben nicht zu Kopfhängern werden.“

„Du sorgst immer nur für mich, Herz. Sei nicht so rührend gut!“

„Laß das, Herma, und rüste Dich langsam! — Wenn Du indessen noch vor der Fahrt Fragen an mich richten, mir Briefe vorlesen willst u. dgl., so bleibt uns dazu noch Zeit.“

„Nicht jetzt, Liebe, später. Ich freue mich so kindlich auf die Überraschung, daß mir alle anderen Gedanken fehlen.“

Die beiden Damen kleiden sich gemütlich um, Herma sogar in Irmgard's Zimmer. Dieser gegenüber schweigt ihr Schamgefühl beharrlich. Es scheint gestorben zu sein; denn sie empfindet es in Gegenwart der Freundin, aber auch nur in diesem Falle, nicht einmal als etwas Unangenehmes, Peinliches, daß die Dienerin anwesend.

Sie unterbrechen das Toilettemachen oft durch lautes

Lachen, und Lore klatscht vor heller Freude und seliger Bewunderung wiederholt in die Hände.

„Wie wunderbar schön die gnädige Frau sind, o! Und das liebe Fräulein! so ganz wie meine Schwester Sophie, ja, gerade wie die Sophie!“

Gustav hat inzwischen die feurigen Kappen angespannt und reibt die frierenden Hände an einander, vielleicht vor Vergnügen und in der freudigen Erwartung, der schönen Herrin heute so recht seine Fahrkunststücke zeigen zu können. Wie erstaunt er aber, als die Thür sich öffnet und zwei Bäuerinnen in der üblichen Landestracht aus derselben treten!

Der rote Rock, über welchen die blaue Schürze in anmutigen Falten hängt, sitzt vorzüglich. Das schwarze Sammetmieder ist etwas weit, aber desto stolzer prangt die blendendweiße, dicke Halskrause. Vornehm guckt die kostbare Bernsteinkette, von den Bauern „Koralle“ genannt, hervor. Ein Gesicht ist kaum zu erkennen. Denn der ungeheure Kopfpuz, an dem blinkende Ohrringe befestigt sind, läßt unter seinen unendlichen steifen Schleifen und Schleifchen nur die Augen, die Nase und das Mündchen heraus schauen, auch diese noch tief beschattend.

Nachdem der getreue Knecht eine Zeit lang auf die Angekommenen gestarrt hat, will er plötzlich in ein helles Lachen ausbrechen. Aber auf einen Wink der älteren Bäuerin legt er verständnisinnig die nun behandschuhten Finger auf die roten Lippen und hilft ehrerbietig beim Einsteigen, indem er gleichzeitig die mit Schafpelz gefütterten, warmen Mäntel dicht über die Damen zieht und dann für die sonstige Umhüllung sorgt.

Marko, der wachsame Hund, springt wedelnd an die Eingemummten empor und muß mit Gewalt zurückgehalten werden.

Luftig erklingt das Schellengeläute, während das Gespann eilig dahinrollt.

„Lore fährt zu ihrer Mutter“, sagt Kurt zu dem

Brüderchen, mit dem er vom oberen Fenster aus dem Vorgange zugesehen, „und Sophie ist auch dabei.“

Der Angeredete hat überlegend den Finger an das Stumpfnäschen gebracht.

„Ich weiß es besser,“ bemerkte er verständig. „Der Marko kann die Sophie nicht leiden; er knurrt sie immer an, und da steht Lore. Das waren Mama und —“

„Tante Herma! ja, nun merke ich es auch. Sie wollen sich einmal als Rotrock photographieren lassen und Papa das Bild schenken.“

„Ja, und dem Onkel Hans, den Tante dort im Album hat.“

„Magst Du den Onkel Hans leiden?“

„Natürlich! Wenn er kommt, soll er so hübsch Pferd mit uns spielen, hat Mama gesagt, und er hat solch einen schönen Säbel und blanke Sporen.“

„Ich habe ihn aber garnicht gern, weil er Tante Herma fortholen will.“

„Er bekommt sie einfach nicht. Ich werde sie heiraten.“

„Und ich auch, nicht wahr?“

„Ja, wenn wir groß sind.“

---

## XV. Kapitel.

### Gemeinsame Genüsse.

Während die Kinder weiter plaudern, hat Herma sich eng an die Baronin geschmiegt und blickt beseligt in die weiße, klare Winterlandschaft hinaus.

„Warum bist Du heute nicht auf dem Boocke, Kind? Du scheust doch sonst die Kälte beim Fahren nicht.“

„O nein, die thut mir nichts. — Ich muß bei Dir sein. — Wie lange werde ich Dich noch allein haben?“

„Es ist nicht recht von Dir, so zu sprechen. Kurt ist stets freundlich und lieb zu Dir. Er hat Dich sehr gern.“

„Ja, Kurt ist gut, aber — o, sieh nur! diese ungeheure Schneemasse, die mein mutiger Freund, der saufende Wind, dort emporwirbelt! Ist es nicht, als ob sie zu unserer Umarmung herbei eilt?“

Der Sturm, welcher schon den ganzen Tag über getobt hatte, nun aber beruhigt zu sein schien, hat sich mit erneuter Kraft und Stärke aufgemacht. Jetzt gelingt es ihm sogar, eine schlanke Tanne zu knicken und den Ast einer knorrigen Eiche mit solcher Gewalt dem munteren Schlitten entgegenzuschleudern, daß der Zweig fast den unschuldigen Gustav getroffen hätte.

Dieser hat mit thätiger Hilfe seiner feurigen Rosse das leichte Gefährt über manche Schneewehe glücklich geführt. Was aber zuviel ist, das ist zuviel. Erschöpft und glühend vom Kampfe gegen den schneidenden, eisigen Nordost wendet er endlich sein Gesicht zur Seite:

„Es ist kaum weiter zu kommen, gnädige Frau.“

„Laß uns einen Richtweg einschlagen, damit wir Zeit sparen!“

Herma lächelt. Sie kennt der Freundin Vorliebe für Richtwege, weiß auch, daß dieselbe dabei jedesmal das zweifelhafte Glück hat, eine Stunde länger unterwegs zu sein als auf bekannten Pfaden. Doch sie will ihr das besondere Vergnügen nicht rauben. Nur Gustav wendet schüchtern ein:

„Ich denke, wir dürfen nicht von der Straße weichen. Es könnte uns in die größte Gefahr bringen.“

„Versuche es nur! Wir sind im Walde mehr geschützt.“

Der gehorsame Kutscher wagt keine zweite Widerrede, sondern schlägt geduldig die ihm bezeichnete schmale Seitenallee ein. Der Erfolg des neuen, kühnen Unternehmens ist anfänglich ein so guter, daß Irmgard ganz begeistert über ihren Richtweg ist. Aber sie hat zu früh triumphiert. Nur für Minuten schwieg der Sturm. Er kehrt zurück und bringt neues Schneegestöber in seinem Gefolge.

Wieder wendet sich der Kutscher verzweiflungsvoll zurück :  
„Ich komme nicht mehr vorwärts, gnädige Frau!“  
„Ei, ei, Gustav“, spottet Herma, „Du wolltest mich ja nach Grönland fahren?“

„Ja, gnädiges Fräulein, aber —“  
„Und wenn Deine Pferde bis am Halse im Schnee stecken sollten.“

Jetzt erst bemerkt sie, daß dieselben bereits soweit darinnen sitzen. Nur mit großer Anstrengung und Mühe gelingt es den Tieren, sich wieder aus der Grube empor zu arbeiten, welche quer über den Steg gezogen ist. Nicht so leicht jedoch will der Schlitten folgen. Als er sich endlich gemächlich hebt, schlägt er zur Seite und schleudert seine Insassen weit von sich. Ein hübsches Bild, diese Farbenpracht, umrahmt von dem weißen Schmuck der Erde!

Man sieht sich verdutzt an, nimmt aber dann die Sache von der lächerlichen Seite, und harmlose Neckereien fliegen hin- und herüber. Die Tiere sind zum Glück so erstaunt, daß sie wie gebannt auf der Stelle stehen und Gustav in allem gehorchen. Dieser fragt ängstlich:

„Soll ich umkehren, gnädige Frau?“

„Nein; weshalb? Führe die Pferde langsam hinterher! Ich werde vorangehen und den Weg suchen.“

„Du, Irmgard? Bitte, laß mich dieses übernehmen!“

„Warum? Ich habe es zuerst gesagt und bleibe dabei.“

Um keinen nutzlosen Streit anzufangen, beschließt man abzuwechseln. So führt denn bald die eine, bald die andere der Damen stolz die kleine Karavane an, während sich die Abgelöste jedesmal fest in die warmen Decken des Schlittens hüllt. Weil aber das Umsteigen zuviel Zeit raubt, so kommt man endlich überein, neben einander herzuschreiten. Das ist durchaus nicht leicht; denn Grube auf Grube sind über den Pfad gezogen. Oft sind beide bis zum Knie im Schnee, während sie vom Stürme wild umspielt werden. Sie fürchten

sich indessen nicht. Gegen Unbilden des Wetters sind sie abgehärtet, und so macht ihnen die ganze Sache vielmehr Spaß. Man kommt dabei wenigstens vorwärts.

Endlich ist das Ende des Waldes erreicht. Aber sobald die Damen um sich blicken, gewahren sie, daß sie sich verirrt haben. Ein naheß Dörflein leuchtet ihnen aus dem Schnee entgegen. Gustav erhält auf seinen fragenden Blick die Antwort, auf dasselbe loszusteuern, damit man sich dort etwas erwärmen könne. Die Stadt ist dann in einer halben Stunde zu erreichen.

Weil man wieder eine sichere Straße vor sich und festen Weg unter sich hat, setzen sich die Damen gemüthlich im Schlitten zurecht. Der frohe Kutscher springt auf den Bock und fährt in flottem Trabe, bis er stolz an der Thür des kleinen Wirtshauses hält. Da das Scharfenberg'sche Gespann in diesem Dorfe, durch welches man nur selten fährt, gewiß unbekannt ist, darf man es wohl wagen, für einen Augenblick einzukehren.

„Vergiß aber auf keinen Fall, daß ich Lore heiße!“ bemerkt Irmgard lachend.

„Und ich Sophie!“ antwortet Herma. „Gustav, Du verräthst uns nicht!“

Der gute Glühwein, den die Wirtin eiligst fertiggestellt, durchrieselt die kalten Körper mit angenehmer Wärme. Als man ihr dafür anerkennend zunickt, will sie ein Gespräch mit dem Kutscher anfangen. Aber dieser muß jeden Augenblick zu seinen Pferden hinaus springen, so daß er kaum Zeit zum Antworten hat. Lore läuft beständig auf und ab, um ihre Füße zu erwärmen.

Nur Sophie läßt sich keck in eine Unterhaltung ein. Da sie des Plattdeutschen der Gegend ziemlich mächtig, so giebt sie unverfroren auf jede Erkundigung Bescheid. Als die redselige, wißbegierige Alte aber bemerkt, sie müßten wohl nicht

von hier sein, sondern hinter dem Berge fort, da wird es ihr doch ein wenig unheimlich, und sie ruft rasch nach Lore.

Diese ist, weil sie das Lachen nicht mehr unterdrücken kann, in das Nebenzimmer getreten. Sie scheint ihren Namen vergessen zu haben, denn erst bei der dritten Aufforderung kommt sie wieder zum Vorschein.

Schnell wird bezahlt, eingestiegen, und weiter geht es.

„Meinst Du, daß das reiche Bauern sind?“ fragte die Wirtin ihren würdigen Gatten, und als dieser nicht recht zu antworten weiß, giebt sie ihm die Aufklärung, daß dazu die Anzüge nicht sein genug gewesen seien u. s. w., u. s. w.

Dank Gustavs Geschwindigkeit — er ist im rasenden Galopp gefahren — erreicht er mit seinen Schützlingen noch bei einbrechender Dunkelheit, mit nur zwei Stunden Verspätung, die Stadt.

Auf Befehl fährt er nicht am Hause der Baronin vor, sondern sofort durch das Hofthor, welches Sophie, die wirkliche, zum Glück schon geöffnet hat.

Auch sie kann zuerst ihres Staunens kaum Herr werden. Dann aber macht sie sich eifrig an ihre Pflichten. Sie sorgt dafür, daß die Damen schnell Schuhe und Strümpfe wechseln, die durchnähten Röcke und Mäntel trocknen u. s. w. Der Thee dampft bereits in der spiegelblanken Maschine, und ein lockendes kleines Abendessen prangt auf dem Tische. Die treue Dienerin wird gelobt und darf sich jetzt Gustav widmen, der seine lieben Pferde bereits versorgt hat.

„Wie mollig warm es ist, wie behaglich und heimlich! Weißt Du, Herz, laß uns heute Abend hier bleiben! Dann habe ich Dich einmal so ganz allein!“

„Es würde Dir nachher leid thun, Herma, wenn der Zweck unserer mühevollen Fahrt verloren ginge.“

„Ich glaube kaum.“

„Aber es wäre schade um den Scherz. Ich möchte gern gehen!“

„Dann ganz, wie Du willst, Lieb.“

„Könntest Du nicht die Nacht unten bleiben? Ich lasse Dich holen.“

„Und Du?“

„Ich muß zu den Kindern.“

„Die sind ja gut aufgehoben. Mimi und Lore sorgen stets vortrefflich.“

„Ich habe trotzdem keine Ruhe, wenn ich ohne Grund lange fern bin.“

„So begleite ich Dich natürlich.“

„Aber, Kind, das ist durchaus nicht nötig.“

„Nur still! Wo Du bleibst, da bleibe ich auch!“

Und um jede weitere Erwiderung vorläufig abzuschneiden, drückt sie ihre Lippen fest auf die der geliebten Freundin. —

Die roten Röcke sind inzwischen wieder trocken geworden. Es kann also zum Vortrage gehen.

---

## XVI. Kapitel.

### Wem gilt all ihr Sinnen und Träumen?

Aller Augen sind auf die beiden Bäuerinnen gerichtet, als diese, noch gerade zur rechten Zeit, in den hellerleuchteten Saal treten. Was wollen nur die in einer so gelehrten Gesellschaft? Der Eintritt steht zwar jedermann frei; aber die werden sich wahrscheinlich zu Tode langweilen.

Sie nehmen bescheiden in einer der hinteren Reihen Platz. Die sonst so mutige Herma zittert ein wenig. Es ist ihr doch etwas angst und beklommen zumute.

„Sei nicht zaghaft, Kind! Niemand erkennt uns,“ flüstert Jrmgard der Freundin zu.

Da betritt in seiner edlen, vornehm bescheidenen Weise der Rektor Südmann das Podium. Man muß sich bei ruhiger, unbefangener Betrachtung gestehen, daß er eine ungemein an-

ziehende Erscheinung ist, von packender Schönheit für jeden, der sich für etwas Unbestimmtes, Unheimliches im Aussehen begeistern kann. Ein tiefschwarzer Vollbart und ebensolches Haar umrahmen ein bleiches, farbloses Gesicht mit römischer Nase. Die dunklen Augen haben einen ruhigen, klugen Blick. Aber man fühlt, daß sie Feuer sprühen und in wilder Leidenschaft aufblitzen können. Seine Figur entspricht allen Anforderungen, die man an eine männliche Schönheit zu stellen pflegt.

Herma zuckt bei seinem Eintritt etwas zusammen. Sie schlägt die Augen nieder und hält dieselben lange Zeit gesenkt.

Der Rektor läßt seine Blicke über die Versammlung streifen; er scheint unbefriedigt, faßt sich jedoch rasch und beginnt in ruhigem, klarem Tone. Er schildert die häufig falsche Erziehung der Jetztzeit, besonders diejenige der Frauen, geißelt das Betragen solcher, welche es durchaus den Männern gleichthun wollen, ohne dazu die Befähigung zu besitzen, führt Beispiele an und spricht mit solcher Wahrheit der Überzeugung, daß wohl niemand in Saale ist, der nicht in diesem Augenblicke jedes emanzipierte Weib verdammen würde.

Aber begeistert fährt er fort, von den Ausnahmen zu sprechen, die der allweise Schöpfer mit den höchsten Gaben ausgestattet.

„Vor diesen müssen wir knien,“ ruft er hingerissen von seinen eigenen Worten, von seinen glühenden Schilderungen aus. „Wir müssen sie anbetend verehren. Ihnen dürfen, sollen wir jedes Privilegium zugestehen. Es giebt nur wenige solcher Wesen; aber es sind deren vorhanden.“

Wieder scheinen seine Augen jemand zu suchen. Auch Herma hat die ihren erhoben. Ihre Blicke treffen sich. Sie fühlt, daß sie erkannt worden ist. Blässe und Röthe jagen sich auf ihrem Gesichte. Sie fröstelt.

„Du hast Dich auf der Fahrt erkältet,“ bemerkt Irmgard, die sie mit Sorge beobachtet hat, ganz leise; „laß uns gehen!“

Sie wehrt heftig ab.

Durch des Redners Glieder ist gleichfalls ein heimliches Beben gegangen. Seine Sprache wird etwas umschleiert, unsicher. Doch schnell erlangt er seine gewohnte Ruhe und Selbstbeherrschung zurück. Sein Ton steigert sich zur höchsten Begeisterung. Vollständig von dem Gegenstande seiner Behandlung fortgerissen, reißt er alles mit sich fort.

Man hat beim Weggange soviel zu beraten und erörtern, daß man nicht Zeit findet, auf die Bäuerinnen zu achten, welche auf diese Weise unbemerkt ihr friedliches, gemüthliches Heim erreichen können.

Dort angekommen, bittet Irmgard die Freundin noch einmal, unten zu bleiben.

„Du bist etwas erkältet, Herma,“ bemerkt sie.

„Aber Liebste, wir haben schon schlimmeres Wetter zusammen durchgemacht!“

„Du zittertest!“

„Nicht vor Frost, sondern weil mich der Rektor erkannte.“

„Nun, umso gelungener ist ja der Streich!“

„Wohl; doch wenn er uns bloßgestellt hätte?“

„Ich glaube, wir denken edler von ihm. Das würde er nie gethan haben. — Was sagst Du zu seinem Vortrage? Stand er nicht am Schlusse da wie ein von Gott Begeisterter?“

„Darüber laß uns sprechen, wenn wir unterwegs sind! Wir haben im Schlitten mehr Muße.“

„Kind, Kind! — Verzeihe mir meine Aufrichtigkeit! Nur die Angst um Dich läßt mich so sprechen. — Du hast doch nicht Feuer gefangen?“

„Ich liebe Dich, nur Dich allein und niemand sonst auf der Welt!“

Herma sagt das so einfach, so natürlich, so überzeugend, mit einem so treuen Blicke ihrer tiefen, grauen Augen, daß Irmgard ihr unbedingt glaubt. Sie wagt es nicht einmal, ihr Vorstellungen zu machen wegen der Zurücksetzung, welche

für andere, besonders für Hans in diesem unumwundenen Ausspruche liegt, auch vermag sie nicht den ersten Anprall des nun folgenden Zärtlichkeitssturmes von sich abzuwehren. Dann aber schlägt sie vor, sich noch schnell durch eine Tasse Thee und den nötigen Imbiß zu stärken, und bald aufzubrechen.

Erst jetzt denken sie daran, die Kopfputzstücke vom Haupte zu nehmen, wodurch sie sich recht erleichtert fühlen. Auch der Anzug wird gewechselt. Die Baronin hat noch Kleider zur Hand, und Herma findet gleichfalls passende. Während des Umziehens steigt die alte Unternehmungslust in ihr auf:

„Schade, daß wir jetzt keinen Besuch machen können! Wie wäre es, wenn wir Tante und Onkel überraschten?“

„Es wird zu spät, wenn wir um elf Uhr oben sein wollen!“

Gustav, welcher inzwischen, wie ihm geheißen, angespannt hat, erhält einen großen Korb mit Lore's Garderobe, nimmt von Sophie, die ihn wohl bewirtet hat, rührenden Abschied und treibt, nachdem sich alle im Schlitten wohl verpackt haben, die Pferde zu einem lustigen Trabe an.

Es ist ein wunderbarer Abend. Vollkommene Ruhe, die nur von dem melodischen Geläute der Schlittenglocken unterbrochen wird. Wind und Schneefall haben sich dem Schlummer überlassen und die nächtliche Wache dem silbernen Mondenglanze mit seinem unendlichen Meere von blinkenden, glitzernden Sternlein übergeben.

Herma hat ihren Kopf an die Brust der Freundin geschmiegt, welche den Arm fest um sie geschlungen hält. Sie kann nicht sprechen, nicht einmal denken. Sie ist ganz Gefühl, nur Gefühl. Was fühlt Sie? Bloß eins: daß sie glücklich, unendlich glücklich, selig ist. Träumt sie, in eines anderen Armen zu liegen? Sehnt sie sich nach Hans? nach dem Rektor? Wähnt sie sonst jemand an Irngards Stelle? O nein, sie ist es ja, um die sich stets all ihr Denken und Dichten dreht, in

deren Nähe allein sie Ruhe und Frieden hat, bei der sie wunschlos glücklich ist.

Auch die Baronin redet nicht. Sie will Herma nicht aus dem vermeintlichen Schlummer wecken. Um aber den Gedanken, die ungerufen in ihrem Innern aufsteigen, nicht nachzuhängen, summt sie eine zarte Weise vor sich hin, ein einfaches, schlichtes Kinderliedchen, ebenso herzlich und harmlos wie ihr ganzes Wesen.

Beide fahren erschreckt empor, als das Gespann plötzlich still steht und das muntere Klingeln der Glocken verstummt.

„Sitzen wir im Schnee fest?“

„Bewahre, gnädige Frau; wir sind zuhause. Bin ich nicht vorzüglich gefahren?“

„Ausgezeichnet, Gustav; ich glaubte, wir hätten kaum den halben Weg zurückgelegt.“

Friemgard steht bereits im Hausflur, wohin ihr die Freundin mit einem tiefen Seufzer folgt. Lore war halb und halb der Meinung, daß die Herrschaften heute nicht mehr kommen würden, hat aber doch für alles trefflich gesorgt.

„Wie wohnlich es auch hier wieder ist!“ ruft Herma entzückt aus. „Ich glaube, Schatz, Du verbreitest Wärme und Behaglichkeit um Dich, wo Du auch immer sein magst. Wo Du bist, da ist es schön!“

„Kleine Schmeicheltaxe!“

„Hast Du mich auch wohl ein wenig lieb?“

So und ähnlich konnte sie zehnmal am Tage und öfter fragen.

Ein zärtlicher Kuß ist die Antwort der Baronin, die aber dann zur Prosa des Lebens übergeht und bittend fragt:

„Willst Du nicht noch etwas genießen?“

„Ich danke Dir sehr. Es würde mir indessen nicht möglich sein.“

„Dann: Gute Nacht, Herz!“

„Schon?“

„Ja. Wenn wir erst anfangen zu plaudern, hören wir sobald nicht auf, und Schlaf thut Dir not.“

Noch einmal drückt Herma die Freundin fest an sich, welche darauf nach den Kleinen sieht und sich dann beruhigt zu Bett begiebt.

Sie liegt schon lange in festem, stärkendem Schlummer, während sich das junge Mädchen noch immer unruhig auf seinem Lager wälzt. Was geht ihm alles im Kopfe herum? Wie jagen sich die Gedanken in seinem armen Gehirn? Bald ruhen sie einen Augenblick bei Hans; bald halten sie beim Rektor Südmann still: dann aber drängen sie vereint wieder zu Irmgard hin, sie mit allem schmückend, was für den Menschen hoch und edel ist.

---

## XVII. Kapitel.

### Der schwere Entschluß zur Heirat.

Doch Herma ist nicht die einzige, auf welche der Schlaf heute seine segnenden Fittiche nicht senken will.

Unten im Thale sitzt in einem matt erleuchteten, einfachen Zimmerchen der Rektor Südmann unter seinen Büchern versteckt und studiert, nein: will studieren. Aber er vermag es nicht. Er schlägt einen Folianten nach dem anderen auf. Er klappt ihn eilig, hastig wieder zu. Denn darin steht nicht, was er sucht. Die Buchstaben sind daraus verschwunden. Nur ein Bild strahlt ihm entgegen, aus jedem Bande, von jeder Seite. Es ist mit einem Heiligenscheine umgeben, und große, kluge, graue Augen sehen ihn fragend an, aber ruhig, und kalt ohne Gefühl. Kann dieses Weib nicht fühlen?

Wieder wird ein Buch zugeschlagen.

Doch jetzt steht sie gar vor ihm: Herma v. Felbeck!

„Führe uns nicht in Versuchung!“ betet er leise und nimmt die Bibel zur Hand. Er hat sich trotz seiner gründ-

lichen, tiefen Gelehrsamkeit den glücklichen Kinder glauben bewahrt.

Das Lesen in Gottes Wort bringt seine aufgeregten Nerven, sein wallendes, siedendes Blut, sein stürmisch bewegtes Herz zur Ruhe. Nachdem er noch ein kurzes Abendgebet gesprochen, begiebt er sich in sein Schlafzimmer.

Während er wachend in Bette liegt, fängt dieser sonderbare Mann an, um gewaltsam die sündigen Gedanken abzulenken, über sein Leben nachzugrübeln. Wieviel hat er doch durchgemacht! Er hat Not, Sorge und Kummer reichlich kennen gelernt. Dann aber sind Glück und Ruhe bei ihm eingezogen, und endlich ist sie gekommen, seine Sonne, seine Göttin, sein Engel, auf den er stets heimlich gewartet und gehofft! Ob er sie morgen wieder sehen, sie sprechen hören wird? Mit der frohen Hoffnung, daß es nicht anders sein kann, schläft er ein.

Trotzdem kann er seiner Sache nicht so gewiß sein; denn seitdem Herma mit der Freundin auf den Berg übergesiedelt ist, kommt sie seltener zum Unterrichte. Eis und Schnee erlauben ihr oft nicht, den Weg in das Thal zu finden.

Wäre es Irmgard gewesen, zu welcher sie derselbe führen sollte, sie hätte ihn sich trotz aller Hindernisse gebahnt, und es würde ihr gelungen sein, mochten sich auch hunderte von Schwierigkeiten ihr entgegenstellen, sich immer neue vor ihr auftürmen.

Sie ist ja wunschlos in ihrem Zusammensein mit der Geliebten! Ist diese jedoch nur kurze Zeit entfernt, so fühlt sie eine Leere, eine Langeweile, die ihr früher gänzlich fremd gewesen sind. Dann beginnt sie wieder über sich nachzudenken, sich mit der Freundin zu vergleichen.

Irmgard ist eine heitere, vergnügte Natur, die gern an vorgeschlagenen Scherzen, wenn dieselben auch etwas bunt und toll, teilnimmt. Die Freude kommt ihr dabei so recht

aus dem Herzen. Es ist nichts Erheucheltes, nichts Erkünsteltes an ihr. Sie ist Wahrheit, volle Wahrheit.

Auch sie, Germa, ist lustig, ausgelassen; aber ihre Fröhlichkeit hat etwas Gereiztes, ist eine Art Galgenhumor, ein Mantel, mit dem sie unendlich viel zudecken muß. Was dieses indessen ist, darüber kann sie sich selbst keine Rechenschaft geben. Es liegt ein ungeheurer Zwiespalt in ihrer Natur, wenn sie ihn auch nicht findet, nicht die wunde Stelle entdecken kann. Es bleibt doch dabei: er ist da und läßt sich weder fortkeugnen, noch beseitigen. Der Rektor hat Recht: sie ist unglücklich, ohne daß sie es gewußt hat, es wissen will. Wie wunderbar, daß andere ihr Wesen als „harmonisch“ bezeichnen!

Und was soll sie aus ihrem Verhältnisse zu Hans machen?

Liebt sie ihn? Liebt sie ihn nicht?

Sie ist keinen Augenblick darüber im Zweifel, ob sie ihn sehr gern hat? Hierauf kann sie mit einem ruhigen, freudigen Ja antworten. Aber wenn schon die Freundschaft — damit bezeichnet sie ihr Verhältnis zu Irmgard — mit so verzehrendem Feuer brennt, so unbändige Gedanken und Wünsche wachruft, muß sich da die Liebe nicht durch viel, viel stärkeres Pochen und Klopfen, als es bei ihr der Fall ist, ankündigen, sich bemerkbar machen? Und sie ist stets so ruhig, so ganz ohne Begehr, ohne heißes Verlangen, wenn sie an Hans denkt. Sie ist nicht einmal besorgt oder von Sehnsucht durchdrungen, wenn ein Brief von ihm nicht zur rechten Zeit eintrifft.

Ist sie überhaupt nicht fähig zu lieben?

Ein neuer quälender, zweifelnder Gedanke, welcher sie beunruhigt und sie keinen erquickenden Schummer finden läßt.

Sie nimmt sich endlich vor, einmal ernstlich mit Irmgard darüber zu reden, und der Entschluß befestigt sich in ihr

mehr und mehr, als sie nach der lustigen Schlittenpartie die Nacht wachend in ihrem Bette verbringt.

Raum hat sie darum am nächsten Tage der Freundin zärtlich „Guten Morgen“ gewünscht, als sie diese auch schon bestürmt, ihr doch heute einmal eine halbe Stunde zu opfern.

„Ich will mich Dir sogar den ganzen Vormittag widmen,“ entgegnet diese, sie besorgt ansehend; „denn mein Täubchen soll mir nicht vor Langweile sterben.“

Ein stürmischer Ruß ist die Antwort.

„Du weißt noch nicht, was Hans geschrieben hat.“

„Erzähle mir den Inhalt des Briefes!“

„Nein; bitte, ließ ihn selbst!“

Irmgard überfliegt die Zeilen, in denen der junge Graf berichtet, das er unerwartet schon jetzt zum Premierlieutenant befördert sei, daß er hoffe, einen längeren Urlaub zu erhalten und in acht bis vierzehn Tagen bei seiner lieben Braut zu sein gedenke. Vielleicht könne man dann zusammen die teuren Eltern auffuchen.

„Ei, Kind, da kann man ja Glück wünschen?“

Irmgard drückt herzlich die Hand der Freundin und fügt lächelnd hinzu:

„Gespannt bin ich aber doch, wie Du Dich in Deiner baldigen Frauenwürde ausnimmst.“

„Frauenwürde?“

Die junge Sprecherin stampft heftig mit dem Fuße auf den Boden.

„Erst die Schwadron, und dann die Frau!“

„Herma!“

„Sei nicht böse!“

Beschwichtigend schlingt sie den Arm um der Freundin Hals und lehnt ihre heiße Wange an die der geliebten Frau.

„Du hast mir gestern erlaubt, eine Frage an Dich zu stellen.“

„Ich habe Dir gleichzeitig versprochen, wenn möglich, gern darauf zu antworten.“

„Du darfst aber nicht zürnen!“

„Frage nur zu!“

Einen Augenblick zögert Herma noch; dann aber stößt sie in hastigem Flüstertone hervor:

„Hast Du Kurt aus Liebe geheiratet?“

Jrmgard sieht die Freundin erschreckt an, aber nicht lange. Dann erwidert sie einfach:

„Ich weiß, Kind, daß Du Dich nicht aus alberner Neugierde darnach erkundigst und antworte Dir deshalb ruhig: Nein. — Ich besitze für meinen Gatten nicht das, was man so nennt ein „Hangen und Bängen in schwebender Bein,“ ein „Himmelhochjauchzen, Zumtodebetrübt.“

„Warum hast Du ihn dann erhört?“

„Aus inniger, festgewurzelter Dankbarkeit.“

Ich habe Dir bereits erzählt, daß sich meine Mutter wenig um unsere Erziehung kümmern konnte, da sie fast das ganze Jahr, auf Anraten des Arztes, im Süden leben mußte. Der Vater war, wenn ich so sagen darf, zu gut. Hatten wir eine ernstliche Strafe verdient, so nahm er einen Strohhalm, um uns zu züchtigen.

So wuchsen wir fast wild auf. Man ließ uns jede Freiheit, was den Brüdern glücklicherweise nicht schadete. — Auch bei Dir hat eine solche Erziehung keinen Nachteil gehabt. Du hast einen sicheren festen Halt, ein eisernes Wollen in Dir. Mir fehlt diese Energie. Ich lasse mich von jedem Winde hin und her treiben. Man kann mich ebenso leicht zum Guten, wie zum Schlechten führen. — Ich wäre sicher den Versuchungen des Lebens, die so vielfach an mich herantreten, erlegen; ich wäre gestrauchelt, —“

„Du? Nimmermehr!“

„Kind, das verstehst Du nicht. Du mit Deinem kalten Herzen gegen das andere Geschlecht ahnst nicht, wie jemandem

bei dem das Fleisch schwach, zumute ist, wenn die Verlockungen so verführerisch nahen. Wehe dem, der dann keine sittliche Stütze hat! Diese besaß ich nicht in mir selbst; aber sie war stets schützend in meiner Nähe und zwar in Gestalt Kurts. Ich wäre vielleicht erlegen, hätte ich ihn nicht zur Seite gehabt.

Er, der Sohn des Gutsnachbarn, war der einzige, welcher über mich Gewalt besaß, der einzige, vor welchem ich Respekt hatte. Der Umgang mit ihm veredelte mich, und er wachte über mich wie ein väterlich strafender Richter, wie ein sanft mahnendes Gewissen. Ließ ich mir das Geringste zu Schulden kommen, so sagte er mir offen die Wahrheit; er bemäntelte nichts, entschuldigte nichts, und doch war er kein Tyrann. Sein milder, sittlicher Ernst war es, wodurch er herrschte. Ich schämte mich meiner Schwachheit vor ihm.

Konnte er nicht persönlich mit mir sprechen, so sandte er mir Briefe, und diese, voll von wohlmeinenden Ermahnungen, waren das Tau, welches mich über Wasser hielt. Ich las sie oft in einsamen Stunden und stärkte meinen Mut, meine Willenskraft an denselben.

Ich wußte auch, wie innig Kurt mich liebte, trotz der vielen Dummheiten, die ich machte, trotz meiner Albernheiten und großen Fehler. — Nein, bitte, unterbrich mich nicht! — Ich durfte stolz sein auf dieses Gefühl, und als er um meine Hand anhielt, schlug ich freudig ein. War ich ihm nicht so unendlichen Dank schuldig? Und mußte ich mir nicht auch sagen, daß von meiner Antwort sein Glück oder Unglück abhinge?“

„Das heißt: Du opferst Dich für das Wohl eines anderen. — Selig, wer diesen Entfagungsmut besitzt!“

„Nein, Herma, ich opferte mich nicht.“

„Wurdest Du nicht unglücklich, um ihn unaussprechlich glücklich zu machen?“

„Ich bin nicht unglücklich, Herz. Das mußt Du mir doch ansehen.“

„Möchtest Du nicht wieder frei sein?“

„Nein. — Ich verehere meinen Gatten aufrichtig, und ich denke, daß eine solche Liebe mehr gilt und zu gleicher Zeit höhere innere Befriedigung gewährt als eine wilde, blinde Leidenschaft. — Und wie ich von Kurt geliebt werde, weißt Du.“

„So bist Du wirklich glücklich?“

„Vollkommen, Herma.“

Irmgard sieht der Freundin dabei fest und treu in das Auge.

„Nun, dann kann ich Hans auch heiraten. Ich begehe kein Unrecht. Es giebt einfach keine Liebe. Wir Frauen wenigstens verstehen es nicht, zu lieben.“

„Still, still, böje Schmeicheltage! Du verrätst Dich! Mich versicherst Du am Tage zehnmal Deiner innigsten Gefühle, und nun soll es garnicht einmal Liebe geben?“

„Ja, Dich, Dich! Das ist etwas ganz anderes!“

Sie erdrückt die Freundin fast in ihren Armen.

„Dich habe ich lieb, o, so lieb! — Aber das ist doch Freundschaft“, fährt sie, plötzlich nachdenkend, fort: „Ich spreche von einer Liebe zwischen Mann und Weib, von einer solchen, welche die großen, sowohl wie die kleinen Dichter besingen, die sie in unzähligen Liedern verherrlichen, von der unsere Romane, unsere Dramen, die Litteraturen aller Völker voll sind. Solche giebt es nicht. Die besteht einfach nur in der Phantasie der Schöngeister. — Ich wenigstens bin nicht imstande zu lieben. Ich bin nicht fähig dazu und ich glaube, andere Frauen sind es auch nicht. Widersprich mir, wenn Du kannst!“

Irmgard seufzt; doch sie entgegnet nichts und giebt der Unterhaltung bald darauf eine andere Wendung.

XVIII. Kapitel.

**Warum dürfen wir den Konträrsexualismus nicht  
tosschweigen?**

Als man über den gestrigen Vortrag und den damit verbundenen Scherz gesprochen hat, bemerkt Herma:

„Weißt Du, Liebe, ich möchte morgen, wenn es das Wetter erlaubt, in die Stunde, schon deswegen, um zu sehen, wie unser Spaß gewirkt hat.“

Irmgard ist viel zu wenig über des Rektors Gefühle unterrichtet, und von Seiten der Freundin hat sie nicht das Geringste zu fürchten. Der gestern rasch aufgeflamnte Verdacht ist sofort wieder erloschen. Darum entgegnet sie zustimmend:

„Gut. Ich begleite Dich; ich habe in der Stadt wichtige Einkäufe zu besorgen.“

„Dann gehe ich natürlich auf jeden Fall. O, wieder so eine Fahrt wie gestern! Irmgard, Irmgard, wie freue ich mich! — Ich habe mich zwar nicht angemeldet; aber ich denke, unten nicht zu stören.“ —

Sie ahnt nicht, als sie am nächsten Tage, behaglich und im Glücke schwelgend, neben der Geliebten im leicht dahingleitenden Schlitten sitzt, daß sie bereits mit Sicherheit von ihrem Lehrer erwartet wird. Schon gestern sah er ihrem Erscheinen hoffnungsvoll entgegen. Heute aber hat er sich früh beim Erwachen gesagt:

„Sie wird kommen; ja, sie kommt gewiß.“

Er hat darin ein untrügliches Gefühl.

Auch am vorletzten Abende wußte er, daß sie in seiner Nähe war, wenn er sie auch nicht sofort sah. Er suchte, bis er fand. Die wunderbare Vermummung ist nicht dicht genug, sie vor ihm zu verbergen. Dieselbe ärgert ihn auch nicht. Er ist zufrieden, daß seine Herma bei ihm, er eine Lust mit ihr atmen darf.

Heute weiß er wieder, daß sie kommt. Sein gequältes Herz ruft es ihm laut zu. Als er aber der Unruhe, die sich seiner bemächtigt, nicht mehr Herr werden kann, sucht er, wie so oft, Zuflucht im Reiche der Töne. Das Klavier ist geöffnet, ein Notenheft aufgeschlagen. Es ist das abgeleierte und doch schöne „Trompeterlied“ von Neßler „Behüt' dich Gott!“ welches er vor sich sieht. Das paßt zu seiner Stimmung.

Herma vernimmt bei ihrer Ankunft im Vorzimmer den einschmeichelnden Gesang. Sie will den Rektor mit einem übermütigen Scherze unterbrechen.

Aber wie angewurzelt, wie gebannt bleibt sie auf der Schwelle der Thür, die sie leise geöffnet hat, stehen. Er singt nicht, nein: seine Seele schwebt in Tönen und spricht aus ihnen. — Sie sieht, daß die Welt grau wie der Himmel vor ihm liegt. Sie weiß, wer die schlanke Maid ist, an die er in Treuen denken wird, ob es sich zum Guten oder Bösen wendet. Jetzt dieses „Behüt' dich Gott!“ Sie kann nicht weiter hören. Heimlich, wie sie gekommen ist, will sie von dannen schleichen.

Da steht er vor ihr und hat ihre Hand fest umschlossen.

„Ich weiß, daß Du hier, — daß Sie bei mir, liebes, liebes Fräulein Herma. Gehen Sie nicht fort, nie wieder! bitte, bitte, bleiben Sie!“

O, dieser unheimliche, dieser tieftraurige Blick! Das junge Mädchen ringt nach Fassung. Es vermag nicht zu antworten. Bei seiner großen Wahrheitsliebe ist ihm jede Lüge verhaßt. Es hat sich bisher sogar gesträubt, konventionelle Rücksichten auf Kosten der Treue zu beobachten und läßt sich lieber ungezogen und roh schelten. Jetzt aber scheint es dem Jesuitengrundsätze zu huldigen, daß der Zweck die Mittel heilige, und es stößt mühsam hervor:

„Ich kann nicht bleiben, Herr Rektor; ich werde erwartet. Ich kam nur, um Ihnen mit herzlichem Danke den Schattenscareband, welchen ich kürzlich mitnahm, zurückzubringen.“

Damit legt Herma das Buch, welches sie glücklicherweise bei sich hat, auf den Tisch.

Er bemerkt es nicht, daß die Finger ihrer linken Hand auch die Schulbücher und -hefte umschlossen halten. Wie in leisem Gebete richtet er den Blick nach oben. Dann wendet er sich von neuem an sie mit den hastigen Worten :

„Sie haben recht, gnädiges Fräulein, Sie müssen gehen. Leben Sie wohl!“

Er begleitet sie darauf zur Treppe. Zurückgekehrt, bricht er zusammen. — Wie lange er leblos gelegen, weiß er nicht. Er erhebt sich, schwer atmend. Sein Entschluß ist gefaßt: er darf sie nicht mehr sehen, um ihretwillen nicht. Denn er ist der Meinung, daß es nicht möglich ist, seiner entfesselten Glut zu widerstehen. Sie würde mit fortgerissen werden, ob sie will oder nicht. Er hat längst erkannt, daß, trotz aller äußeren Ruhe, auch sie eine wilde, unbändige Natur ist, bei der es nur des richtigen Anstoßes bedarf, um sie zu sich selbst zu führen, die Schranken der guten Gesellschaft, des Wohlstandes, der Gesittung und Erziehung, denen sie sich mechanisch, aus Gewohnheit, unbewußt fügt, zu durchbrechen. Wehe ihr, wenn ihr Gefühl sich auf einen Punkt konzentriert! Sobald sie liebt, ist sie verloren. Die Verlobung mit dem Better will nichts sagen. Das wird, wenn es überhaupt so weit kommt, eine einfach konventionelle Ehe, wie dieselbe ja an der Tagesordnung. Läßt nicht schon ihre Begeisterung, ihr Enthusiasmus für die Freundin, die er in gewissem Sinne als eine Art Ableiter betrachtet, unendlich tief blicken? Hätte er Gelegenheit gehabt, den Verkehr zwischen den beiden Damen näher zu beobachten, er wäre vielleicht auf andere Gedanken gekommen. Er hätte sich gesagt, daß hier noch etwas, worüber er sich nicht klar, daß dem Benehmen seiner Schülerin ein Problem zu Grunde liegt, über welches er sich notwendig unterrichten, sich Aufklärung verschaffen muß. Und wer sucht, der findet. Die notwendigen Bücher hätten ihm in die Hand

fallen müssen; er würde mit Staunen gesehen haben, daß der Konträrsexualismus bereits seine wissenschaftliche Bearbeitung gefunden hat und wäre nach und nach dazu gekommen, Herma von diesem Gesichtspunkte aus zu betrachten.

Wieviel Unglück hätte verhütet werden können! Ich will nicht sagen, daß die Liebe des Rektors mit der Erkenntnis des wahren Zustandes seiner Schülerin abgenommen hätte. Die war viel zu fest und tief gewurzelt; denn auch er ist meiner Meinung nach ein Urning. Ich rede hier von einem solchen, der wohl jemanden aus dem anderen Geschlechte lieben kann, ihn sogar heftig und begehrend liebt, bei dem dieser Zustand jedoch nur möglich ist, wenn der Gegenstand seiner Neigung selbst pervers fühlend.

Man könnte sich über meine vielen Kategorien der Anormalen wundern und wohl darüber spötteln. Man bedenke indes, daß wir in der bekannten geschlechtlichen Liebe, sobald wir die Augen offen haben, tagtäglich das Gleiche beobachten können. Sind die Unterschiede vielleicht auch nicht so scharf markiert, so sind sie doch vorhanden. Ich erinnere nur daran, daß sich der eine zum Alter, der andere zur Jugend hingezogen fühlt, daß einer das ausgesprochen Schwarze, der zweite das Blonde, ein dritter etwas Gemischtes vorzieht, daß sich dieser für ein feuriges, wildes Temperament, jener für stilles, ruhiges, gefestetes Wesen begeistert u. s. w., u. s. w.

Das Sprichwort: „Der eine liebt die Mutter, der andere die Tochter“ will nicht nur sagen, daß der Geschmack bei den meisten Menschen verschieden ist, sondern daß jedem eine eigenartige, natürliche Anlage, ein sicherer Hang innewohnt, dem er nicht entgegenarbeiten kann, welchem er nachgeben und sich fügen muß.

Auch der Rektor Südmann stand unter dem Banne seines Empfindens; aber die schwere Krankheit, von der ich noch sprechen werde, die Verzweiflung, welche sich seiner bemächtigte, war nicht die Folge seines Gefühles, sondern das

notwendige Ergebnis des Schweigenmüssens. Hätte er sprechen dürfen, so wäre ihm nach der Zurückweisung ein heftiger Kampf nicht erspart geblieben. Muß man nicht auch bei der normalen Liebe Körbe mit in den Kauf nehmen? Und doch heißt es: Noch niemand ist an einem gebrochenen Herzen gestorben, oder: Aus Liebe wird man heutzutage nicht mehr wahnsinnig. Man ist es auch früher nicht geworden. Keines von den medizinischen Büchern, welche mir bekannt, und ich habe deren aus allen Zeitaltern durchstudiert, giebt eine diesbezügliche Auskunft oder auch nur einen Anhalt dafür. Wo man, wie z. B. bei Nikolaus Lenau, unserem bekannten Dichter, unglückliche Liebe als Motiv des Irreseins konstatieren will, kommen zu gleicher Zeit noch verschiedene andere Gesichtspunkte in Betracht. Um bei Lenau zu bleiben, so wissen wir, daß seine Krankheit hauptsächlich auf das viele Reisen im Postwagen, wie auf den übertriebenen Genuß zu starken Kaffees geschoben wird. Diese Gründe kann man gelten lassen, wenn man dazu erwägt, daß die Nerven des Dichters von Haus aus schon sehr angegriffen und sensitiv waren.

Und so ist es bei den meisten, von denen man sagt, sie seien aus unglücklicher Liebe wahnsinnig geworden. Sie sind häufig belastet, tragen die erbliche Veranlagung in sich und harren nur auf den äußeren Anstoß, der die schreckliche Krankheit zum Ausbruche bringt.

Wo dieses nicht der Fall, da wird nie die Liebe an und für sich so weit treiben: sondern es ist das gewaltsame Zurückdrängen, das einsame Kämpfen, die Angst, sich nicht zu veraten, welche den Weg für das Irrenhaus bahnen.

Der Rektor Südmann durfte sich nicht aussprechen, niemanden an seinem Schmerze teilnehmen lassen, und das wurde ihm zum Verhängnis. Und bei all der Sorge, der Aufregung, dem Zweifel wagte immer wieder die Hoffnung ganz leise und schüchtern das Haupt zu erheben, was wieder zu neuen

heftigen, inneren Kämpfen Veranlassung gab. Das war zu viel für ihn.

Hätte er gewußt, daß Herma konträrsexuell, er würde sich keinen unnützen Illusionen hingegen haben, besonders, sobald er sich darüber klar, daß sie gerade von der Art, welche nur ein Weib, ein echtes, rechtes, unverfälschtes lieben kann.

Er würde aber auch sein Gefühl nicht für ein Verbrechen, eine Sünde gehalten haben und hätte seinem vertrautesten Freunde, seiner Gattin das Herz ausschütten können. Das bringt Erleichterung.

Ja, und wollen wir mit noch mehreren Wenn und Aber, mit noch weiteren Vielleicht kommen, so würden wir uns sagen, daß der Rektor Südmann garnicht geheiratet hätte, sobald er gefühlt, daß er eine Urningsnatur; er würde gewartet haben, bis jenes Wesen, welches zu lieben er fähig war, sich ihm genah. Mit dem empfangenen Korbe würde er sich dann eben so gut, wenn auch wohl nach schweren Kämpfen, abgefunden haben wie der Normalgeschlechtliche.

Es ist noch der Einwand offen, ob er denn wirklich vollständig ununterrichtet war, ob er nicht Eingeweihte in seiner Umgebung hatte, die ihm Aufklärung geben konnten.

Wohl kannte er als Gelehrter die griechische Liebe, auch die lesbische war ihm nicht verborgen geblieben. Aber er hielt beide Arten für eine sinnliche Ueberreiztheit, einen frivolen Lebensgenuß, dem sich nur Völker hingegen konnten, welche der Beredelung des Christentums nicht teilhaftig geworden waren, eine moralische Versumpfung, die Ausgeburt der Sittenlosigkeit. Wird es uns nicht so in den Schulen gelehrt, wenn man nicht lieber versucht, ganz mit einer Geberde des Abscheues über betreffende Bücherstellen hinwegzurutschen und unseren diesbezüglichen Fragen auszuweichen? Wie sollte der Rektor dazu kommen, anders über dergleichen Sachen, die ihn nicht einmal speziell interessierten, zu denken?

Er hatte auch ein Gefühl dafür, daß bei Herma nicht

alles war, wie es sein sollte. Doch er redete sich ein, daß es nur des richtigen Arztes bedürfe, um sie zu heilen, daß ein versengender Kuß von ihm, in brennendem Verlangen gegeben, sie augenblicklich in ein liebendes, ein wild und leidenschaftlich liebendes Weib verwandeln würde.

Was seine Umgebung anbetraf, so war niemand von den Eingeweihten intime genug mit ihm, um ihn zu warnen, solange es noch Zeit zu sein schien, d. h. vor seiner Hochzeit. Man wußte ja auch nicht, wie weit er selbst zu den Wissenden gehörte, und ob er nur aus Zartgefühl schwieg. Nebenbei bemerkt: man darf ja garnicht männlicher Urning sein, wenn man nicht die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich lenken will, sei man auch ein ganz unschuldiger.

Später mochte man nicht sprechen, um ihn nicht unglücklich zu machen. Es ist ein alberner Wahn, den auch ich eine zeitlang teilte, zu denken, man müsse die Menschheit betreffs des Konträrsexualismus in Unwissenheit lassen, damit sie sich wohler befände, derselbe gehöre in das Gebiet der Medizin, in ein Professorenkollegium und ginge die Laien nichts an. „Was mich nicht brennt, das blase ich nicht“ mag in manchen Fällen ganz richtig angewendet sein. Hier jedoch paßt es durchaus nicht hin.

Wie mancher Justizmord — ich brauche dieses Wort absichtlich: denn eine Schädigung an der Ehre, an der Achtung bei der Mitwelt, ist nach meiner Anschauung nichts Geringeres als ein Mord; ja, sie übertrifft denselben noch — könnte vermieden werden, wenn die Richter nicht aus Prinzip in der Verdummungsathmosphäre des Mittelalters verharren und nur eines der einschlägigen Bücher zur Hand nehmen wollten!

Seitdem ich gesehen habe, wieviel Unglück gerade durch die Unwissenheit in diesem Punkte heraufbeschworen wird, vor wieviel Übel eine richtige Erkenntnis behüten kann: seitdem habe auch ich angefangen, meine Stimme zu erheben, und hoffe, noch weiterhin durch betreffende Schriften mitsprechen zu dürfen.

Es können deren vorläufig nicht zu viel werden. Wir müssen Licht haben, „mehr Licht.“

Ich hielt es endlich auch für meine Pflicht, Herma auf ihren Zustand aufmerksam zu machen und auf keinen Fall zu gestatten, daß sie unwissend in den Ehestand träte. Als dieser Entschluß bei mir feste Wurzeln gefaßt hatte, erfuhr ich zu meiner großen Freude, — ich kam in dieser Angelegenheit gern zu spät — daß mir bereits ein anderer vorausgeeilt war und die schwere Mission übernommen hatte. Das junge Mädchen erhielt unvermutet durch den eigenen Bräutigam die nötige Aufklärung. Wie nahm sie dieselbe entgegen?

Ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen und den abgerissenen Faden wieder anknüpfen.

---

## XIX. Kapitel.

### **Die Freundinnen wollen auch für die Zukunft zusammen bleiben.**

Als Herma ihren Lehrer verlassen, giebt sie sich auf dem Heimwege dasselbe Gelübde, welches auch er gethan hat, nämlich: Sie dürfen sich beide nie wiedersehen. Weiß sie doch jetzt, daß er sie liebt: leidenschaftlich, innig, treu bis in den Tod. Gewiß, hätte sie ihm vorgestellt, mit ihr gemeinschaftlich in das Grab zu gehen, er würde freudig eingeschlagen haben. Das muß sie sich gestehen, sie, die noch gestern behauptet hat, daß es keine Liebe zwischen Mann und Weib giebt. Heute muß sie sehen, wie sie begehrt wird, wie sich ein Männerherz nach ihr in hoffnungslosem Sehnen, in bitteren Qualen und unergründlichem Schmerz verzehrt.

Könnte doch das ihre darauf antworten! Sie würde den Mut der Sünde, der Schande haben, ihm zu folgen, wohin er sie führte! Aber es ist stumm wie Stein, kalt wie

Eis. Ach, der Mann kann wohl das Weib lieben; — sie hat ja noch ein weiteres Beispiel an Kurt und Irmgard — doch nie wird das Weib dieses Gefühl für den Mann haben.

Auch sie hat es nicht für den Rektor. Gerade deshalb darf sie nicht mehr in den Unterricht gehen.

Einen Entschuldigungsgrund für ihr unvorhergesehenes Abbrechen der Stunden findet sie bereits vor, als sie das Haus ihrer Verwandten betritt. Sie wird hier von der Freundin erwartet, welche während ihrer Abwesenheit die Postsachen geholt hat. In ihrer Aufregung bemerkt sie nicht, daß dieselbe etwas traurig, und reißt hastig den Brief auf, welcher von Hans für sie eingetroffen ist. Wahrscheinlich seine Anmeldung? Beim Lesen verklärt sich ihr Gesicht zunehmend. Sie atmet erleichtert auf und dreht dann die Varonin mehrere Male im wildesten Wirbeltanze im Zimmer herum.

Als diese endlich zu Worte kommen kann, bemerkt sie gepreßt:

„Ich bin froh, Kind, daß Du vergnügt bist und Dich auf die baldige Ankunft Deines Bräutigams freust. — Wir müssen uns trennen.“

Herna steht wie versteinert, wie vom Blitze getroffen, indem sie Irmgard starr anblickt. Dann bricht sie plötzlich in ein heiteres Lachen und in die Worte aus:

„Das ist ja ganz unmöglich! Das kann ja garnicht sein! -- Warte, Du Böse, mich so zu erschrecken! Nicht wahr, Du machst keinen solchen Scherz wieder? Bitte, bitte, nie wieder!“

Sie fällt der Geliebten um den Hals.

„Ich scherze durchaus nicht, Kind“, erwidert diese; „es ist bitterer Ernst.“

„Rede nicht so! Ich müßte ja sterben, wenn ich Dich nicht umarmen könnte, mich nicht an Deinen himmlischen Küßten satt saugen dürfte. Sie sind mir Nahrung, Lebens-

odem! Hörst Du, Irmgard, Liebe, Süße, Einzige? Ich würde sterben!“

„Fasse Dich, Herz! Wenn Du heiratest, schlägt sicher unsere Abschiedsstunde. Nun ist sie früher da, als wir dachten.“

„Wenn ich heirate? Ich Dich lassen? Nimmermehr! Dann heirate ich einfach nicht. Wir bleiben zusammen.“

„In Gedanken, Herma, stets, ob Du auch in Schwedt bist und ich hier sein muß.“

„Nein, Lieb; Hans läßt sich versehen. Wir ziehen zu Dir und wohnen an einem Orte, in einem Hause. Wir essen an einem Tische und —“

Sie flüstert Irmgard etwas ins Ohr. Diese wehrt heftig ab und antwortet bestimmt:

„Du willst doch nicht, daß Dein Bräutigam Deinetwegen die Uniform wechselt?“

„Ob Dragoner oder Jäger; ob blau oder grün: das ist alles einerlei, wenn ich Dich nur habe, mein Leben, meine Seligkeit!“

„Beruhige Dich, Herma; nimm Vernunft an! — Über die Zukunft sprechen wir später. Setz laß uns an den bevorstehenden Abschied denken!“

„Das kannst Du so ruhig sagen?“

„Was sein muß, Kind, das können wir mit unserer schwachen Kraft nicht ändern. Wir müssen uns im Leben in vieles fügen.“

„Ich will mich aber nicht fügen; ich mag mich nicht fügen! Nein! Laß mich! Erkläre mir, was Du vor hast!“

„Lies selbst, Herz!“

Das junge Mädchen hält Kurts Brief, welcher soeben eingetroffen, in der Hand.

Der Baron schreibt, daß die Erbschaftsangelegenheit vorzüglich geregelt sei, daß er selbst sich aber auf den vielen anstrengenden Wegen, welche er zu machen gehabt, gehörig erkältet habe, und daß er außerdem kürzlich mit dem Pferde

gestürzt sei. Irmgard möge sich nicht ängstigen. Er habe durchaus keine bedenkliche Verletzung davongetragen, fühle aber zeitweise in der Nähe des Herzens einen ungewissen Schmerz. Der Arzt habe ihm geraten, nach einer süddeutschen Universitätsstadt zu gehen, um sich dort von einem anerkannt geschickten Professor gründlich untersuchen zu lassen. Das mildere Klima wäre gleichzeitig, seiner Erkältung wegen, sehr vorteilhaft für ihn. Er fügt hinzu, daß er absichtlich bis jetzt über seinen Unfall geschwiegen habe, weil er Irmgard nicht unnütz beunruhigen wollte. Er habe gehofft, sie recht bald zu umarmen, und sie persönlich von seinem frischen, gefunden Aussehen zu überzeugen. Jetzt aber habe er vor, wenn sie damit einverstanden und der Fürst, woran er nicht zweifele, seinen Urlaub verlängern würde, in einigen Tagen nach Süddeutschland abzureisen, um alle nötigen Vorbereitungen zu ihrer dortigen Übersiedelung zu treffen. Sobald es dann möglich wäre, möchte sie mit den Kleinen nachkommen.

Herma reicht, nachdem sie gelesen, der Freundin die Hand:  
„Armes Kind, Du bist gewiß sehr besorgt?“

„Ich hoffe, es wird nichts Bedenkliches sein. Kurt ist stets etwas ängstlich.“

„Daß uns also das Beste denken und heiter sein! Es giebt auch dort eine herrliche Natur. Die Menschen sind uns gleichgültig. Genügt es nicht, daß wir uns gegenseitig haben? Wir können dort ebenso vergnügt leben wie hier.“

„Wir? Willst Du mich denn begleiten, Herma?“

„Ist das nicht ganz selbstverständlich? — Ja, freilich, Verzeihung! Ich vergaß, daß mich Deine hochhehrwürdige Herrlichkeit noch garnicht eingeladen haben.“

„Halt! Nun ist die Reihe an mir, böse zu sein. Bedarf es dessen zwischen uns? Daß ich mich stets über Deine Anwesenheit freue, weißt Du wohl.“

„Ob jedoch Dein gestrenger Herr Gemahl vielleicht —“

„Bitte, Kind! Was mir Freude macht, ist Kurt immer

recht und angenehm. Außerdem ist ihm der Umgang mit Dir so zum Bedürfnis geworden, daß ich gewiß bin, er würde Dich sogar herzlich ersuchen mitzureisen, wenn er Dir das Opfer zumuten möchte.“

„Von Opfer kann hier keine Rede sein. — Du nimmst mich gern mit, nicht wahr, Herz?“

„Natürlich. — Aber —“

„Was giebt es da noch für Aber? Ich denke, wir sind einig.“

„Du kannst doch unmöglich reisen, wenn Hans kommt.“

„Er kommt ja garnicht!“

„Richt?“

„Jetzt magst auch Du selbst lesen. Eine Liebe ist der anderen wert.“

Hermas Brief von ihrem Verlobten enthält die Nachricht, daß derselbe ganz plötzlich und unverhofft nach Berlin auf die Kriegsschule versetzt worden. Er sei sich dieser unverdienten Ehre zwar vollkommen bewußt, freue sich auch recht darüber, sei aber doch betrübt, daß er nun im Laufe des Jahres auf keinen Fall zu ihr eilen und sie öffentlich als seine Braut in die Arme schließen könne.“

„Nun, Kind, betrübt scheinst Du nicht zu sein über die Aussicht auf weitere Trennung. — Ich wünsche Dir übrigens von Herzen Glück. Du kannst auf Deinen Bräutigam stolz sein.“

„Das bin ich auch, liebe Irmgard, am meisten jedoch auf seine unfreiwillige Großmut, die uns erlaubt, vorläufig noch allein bei einander zu bleiben.“

Plötzlich aber wird Herma nachdenklich:

„Liebe, sage mir offen: Ist es nicht unverschämt, daß ich Deine Gastfreundschaft so lange, so unmotiviert —?“

Die Baronin verschließt ihr mit einem Kusse den Mund.

„Was fällt Dir nur ein? Soll ich Dir vielleicht Komplimente machen, Dir sagen, wie unentbehrlich Du mir bei dem Unterrichte der Kinder bist, wie —“

„Nein, nein! Es ist genug.“

Es war nur ein kurzer Gedanke, welcher das junge Mädchen durchzuckt hatte, ein Aufflackern seines alten Stolzes, der ihm nicht erlauben will, eine Wohlthat, ein Geschenk anzunehmen. Als es denselben jedoch kaum ausgesprochen, schämt es sich innerlich. Darf denn der Geliebten gegenüber ein derartiges Bedenken aufsteigen? Fühlt es sich nicht vollkommen eins mit derselben?“

Irmgard stellt indessen noch die ängstliche Frage:

„Und Deine Eltern?“

„O, ich bin sicher, daß die nichts einwenden werden. Bitte Du nur für mich! Nicht wahr, Du schreibst? Wer könnte Dir etwas abschlagen? Wir dürfen ihrer Zusage gewiß sein.“

„Dann also reisen wir zusammen? — Ich will es Dir nur gestehen, Herma, auch mir ist das Herz leichter, nun ich weiß, daß Du mit mir gehst. Ich bin so froh darüber!“

„Du hast mich wirklich lieb?“

„Nur zu sehr, Kind. Ich habe mir schon manchmal instillen Vorwürfe darüber gemacht, daß ich an Kurt mit meiner Neigung zu Dir ein Unrecht begehe.“

Sie hat einen Sturm wilden Gefühlsausbruches heraufbeschworen, den sie kaum dämpfen kann.

Endlich fällt ihr ein, daß sie ja Hermas Tante rufen müsse, welche sie gebeten hat, sie zunächst mit der Nichte allein zu lassen, um den kleinen, wilden Troßkopf besser zur Vernunft zu bringen. Als dieselbe von dem Entschlusse der Pflagetochter hört, ist sie recht enttäuscht und bietet ihre ganze Überredungsgabe auf, denselben zum Wanken zu bringen. Vergebens. Es gelingt nicht. Und da auch der Onkel mit seinen Gegenvorstellungen nicht durchdringen kann, müssen sich die Verwandten schließlich mit dem Gedanken vertraut machen, die Nichte auf unbestimmte Zeit zu verlieren, und sich mit der Hoffnung trösten, vielleicht in einer von Hermas Schwestern einen baldigen Ersatz zu finden.

## XX. Kapitel.

### Die endliche, langersehnte Vereinigung mit der Geliebten.

Die beiden Freundinnen begeben sich nach der Unterredung mit den Angehörigen zurück nach ihrem lieben Berge, um dort alles zur Abreise zu ordnen. Sie haben sich nicht einmal die Zeit genommen, unten etwas zu essen, trotzdem alles für sie bereit war und die Tante eine solche Eile kaum verstehen kann. Es ist Irmgard auch nicht aufgefallen, daß Herma so bald aus der Stunde zurück, hat sie doch selbst nicht daran gedacht, ihre Besorgungen zu machen. In beiden liegt der unbestimmte Drang, mit einander allein zu sein. Alles Übrige scheinen sie vorläufig vergessen zu haben. Sie müssen ihrer Unruhe, ihrer Bewegung Herr werden. Unterwegs jedoch, in der frischen, gesunden Waldbesluft, erlangt Irmgard schnell ihren inneren Frieden, ihren praktischen Überblick zurück.

Sie schlägt der Freundin vor, mit ihr auf einige Tage zu deren Eltern zu reisen. Dieses meint sie, derselben schuldig zu sein; denn die Entfernung zwischen ihr und den nächsten Angehörigen vergrößert sich ihretwegen, und sie weiß ja nicht, wie lange die Verbannung dauern wird. Herma ist natürlich entzückt, begeistert über diesen Plan.

Weniger will es ihr einleuchten, daß sie die letzte Zeit ihres hiesigen Aufenthaltes unten in der Stadt zubringen wollen, was aber nicht zu umgehen ist. O, ihr Berg, ihr lieber Berg! Wird sie je wieder im Leben so glücklich sein, wie sie es hier gewesen?

Sie überlegt einen Augenblick, ob sie der Geliebten den Auftritt mit dem Rektor, der ihrem Gedächtnisse fast entfallen ist, beichten soll. Sie hält es für ein Unrecht, derselben irgend etwas zu verschweigen, und betrachtet es für eine selbstverständliche Pflicht, ihr den leisesten Gedanken des

Herzens zu offenbaren. Aber sie haben beide jetzt nicht die nötige Stimmung für eine solche Mitteilung, und später sagt sich Herma, daß es ja nicht ihr Geheimnis ist, welches sie preisgeben will, sondern dasjenige eines Menschen, dem sie zu vielem Dank verpflichtet ist, und dessen Ehre ihr heilig sein soll. Sie giebt sich deshalb das feierliche Versprechen, vorläufig zu schweigen, auch der Geliebten gegenüber, trotzdem sie weiß, daß sie derselben in allem trauen kann.

Bald ist auch schon wieder ihr Sinnen und Denken mit etwas ganz anderem beschäftigt. Oben angekommen, bestürmt sie sofort die Freundin, sie möge ihr doch erlauben, während der kurzen Zeit des Hierseins mit ihr in deren Zimmer schlafen zu dürfen.

„Ich werde Dich nicht mehr lange haben,“ fügt sie halb wie entschuldigend, seufzend hinzu. „Bald wird Dich Dein Herr und Tyrann aus meinen Armen reißen.“

Jrmgard untersagt ihr ernstlich dergleichen Bemerkungen, deren unberechtigte Äußerung sie selbst fühlt, die ihr jedoch gegen ihren Willen entschlüpfen. Ihre Bitte erfüllt indessen die Baronin gern.

Als aber Herma am Abend in ihrem Bette liegt, wird sie von einer heftigen Unruhe geplagt, deren Grund sie sich nicht erklären kann. Sie hat ein Gefühl, als ob sie namenlos unglücklich sei, wirft sich auf ihrem Lager hin und her, stöhnt und bricht endlich in krampfhaftes Schluchzen aus. Sie, die fast nie in ihrem Leben geweint hat, jammert wie ein kleines Kind, und ihr ganzer Körper zittert so gewaltig, daß die Bettdecke auf und nieder fliegt.

Da steht Jrmgard neben ihr und fragt teilnehmend:

„Was ist Dir, Herz? bist Du krank?“

„Nein, nein; ich weiß nicht. — Ich bin nicht krank.“

„Wird Dir der Abschied so schwer?“

„Ich weiß nicht. Aber es thut so weh! Es schmerzt so! Hier, hier!“

Sie zeigt auf ihr Herz und fährt dann fort:

„Mir ist, als ob ich mich auf immer, auf ewig von meinem Glücke trennen müßte. Laß uns hier bleiben! Dort werden sie Dich mir entreißen. Ich darf Dich nicht mehr mein Eigen nennen. Ich, ich vergehe!“

„Soll ich mich einen Augenblick zu Dir legen, damit Du Dich beruhigst?“

„Irmgard!“

Ein Ausruf unendlicher Wonne; ein Blick verzehrender Sehnsucht, der auf die Freundin gerichtet ist. Sie zieht dieselbe zu sich, umschlingt sie wild, drückt sie heftig an ihre Brust und bedeckt ihren Mund mit glühenden Küssen, wieder und immer wieder.

Die Baronin wehrt die Stürmische zuerst sanft ab; dann giebt sie dem Liebeswerben nach, und ein langer, inniger Kuß ist die Antwort ihres Herzens. Herma zuckt in allen Gliedern. Wie ein Blitz durchfliegt es ihren Körper. Jeder Muskel bebzt; jeder Nerv zittert. Ein Gefühl unendlicher Seligkeit überkommt sie.

„Irmgard, ich sterbe!“

Diese legt ihren Arm fester um die Geliebte und drückt sie herzlich, zärtlich an sich.

„Laß mich sterben!“ fleht die Glückliche, „so Arm in Arm, Herz an Herz, Lippe auf Lippe! Irmgard, laß mich sterben an Deinem Busen!“

Sanft beschwichtigend fährt ihr die Freundin über Stirn und Haar. Sie wird ruhiger. Nur ihre Brust hebt und senkt sich rasch; der Atem fliegt, und das Herz schlägt zum Zerspringen.

Dann wird es still, ganz still. Jeder Gedanke schwindet. Bloß das Glücksgefühl bleibt. Gehört ihr doch jetzt das einzige Wesen voll an, welches alle ihre Sinne beherrscht, nach dem sie sich in banger Sehnsucht und heiliger Ahnung ver-

zehrt, das sie liebt, liebt mit ihrem ungebändigten Herzen, liebt, wie nur sie lieben kann.

Vermag sie denn zu lieben? — Ja, sie kann es. Das ist mehr als Freundschaft, was sie für Irmgard fühlt; das ist Liebe, reine, wahre, treue Liebe.

Dieselbe besteht also nicht bloß im Kopfe, in der Phantasie der Dichter? — Nein; sie wandelt wirklich auf Erden. Auch sie ist derselben fähig.

Nur ist es ein Weib, welches sie das ihre nennt, das sie sich nach harten Kämpfen erobert hat. Nach keinem Manne trägt sie Verlangen. Die Frau ist es, welche sie begehrt: diese eine Frau.

Was ist sie dann aber?

Heute denkt sie darüber nicht nach, wie ihr überhaupt alles klare Bewußtsein erst viel später kommt. Sie genießt im Selbstverlorensein.

„Schläfst Du, Kind?“ fragt die Freundin leise.

„Ich schlafen? Wie kann ich? O, ich bin ja so glücklich, so unsagbar selig! Sind wir denn noch auf der Welt? Ich glaube, Irmgard, ich bin im Himmel. So muß es dort oben sein. Nicht wahr, auch Du bist glücklich?“

Wieder ist die Antwort der Angeredeten ein tiefgefühlter Kuß.

„Gute Nacht, Herz! Laß uns jetzt schlafen! — Soll ich in mein Bett gehen?“

„O, bleib, bleib! Verlaß mich nicht! Ich muß Dich behalten! Du darfst nicht fort! Nein, nein, Du darfst nicht! Kannst Du denn?“

„Ich bleibe gern, wenn ich Dich nicht belästige, Dich Deines Platzes nicht beraube.“

„Sprich nicht so, Irmgard! Sprich überhaupt nicht! Laß mich träumend genießen!“

„Gute Nacht denn, meine Herma!“

„Gute Nacht, mein Lieb!“

Ein Weib?

Die gleichmäßigen Atemzüge der Baronin verraten bald, daß diese in erquickendem Schlummer liegt.

Als sie früh am Morgen munter geworden ist, macht sie sich behutsam aus den Armen der Freundin los, um diese, welche erst soeben nach einer fiebernd durchwachten Nacht eingeschlafen, beim Aufstehen nicht zu stören. Kaum aber hat sie ihren Platz verlassen, als Herma auch schon aufspringt, laut rufend:

„O, verlaß, verlaß mich nicht!“

Von ihren eigenen Worten erschreckt, reibt sie sich die Augen.

„Du hier im Zimmer, Irmgard? — Ich habe einen wunderbaren Traum gehabt.“

„Einen Traum, Herz?“

Herma steht bereits neben der Freundin und schaut ihr fragend in das Auge. Sie gewahrt denselben Glanz darin, welchen sie in ihrem eigenen fühlt.

Hätte der Rektor Südmann sie jetzt gesehen, er würde ihren Blick sicherlich nicht als kalt, ruhig und eifrig geschildert haben.

Sie weiß nun, daß sie nicht geträumt, sondern daß alles berauschende Wahrheit ist.

Glücklicherweise hat sie heute nicht viel Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen. Es giebt zu räumen, zu packen, zu ordnen, und da sie selbst recht unpraktisch ist und doch wieder nicht Irmgard allein schaffen lassen will, muß sie ihre fünf Sinne gehörig zusammennehmen.

Auf das Dienstpersonal ist wenig Verlaß, da jeder mit sich zu thun hat. Denn Lore entschließt sich schnell, ihre gute Herrschaft zu begleiten; auch Mutter Mimi und Gustav wollen an der Auswanderung teilnehmen.

Jeder rüstet indessen so eifrig, daß die Freundinnen schon nach einigen Tagen die Reise zu Hermas Eltern antreten können. Diese lernen Irmgard, die sie bereits aus den

Briefen der Tochter kennen, sehr bald schätzen und lieb gewinnen. Sie haben durchaus nichts gegen die Reise ihres Kindes einzuwenden, sind auch über das Hinausschieben der Hochzeit erfreut, da sie sich ihren Wildfang noch nicht als würdige Hausfrau denken können. Gern gewähren sie ihm die Bitte, die älteste Schwester zu den Verwandten mitnehmen zu dürfen.

Als sie dort angekommen, sind dieselben, welche nicht auf die Erfüllung ihres Wunsches zu hoffen wagten, höchst angenehm überrascht, obwohl sie herzlich bedauern, ihren Sonnenschein, wie sie Herma nennen, nun bald verlieren zu müssen.

Die letzten Tage, die auch Irmgard bei ihnen zubringt, gehen natürlich unter vieler Aufregung und Unruhe dahin. Abschiedsbefuche müssen gemacht, die Garderobe muß in den besten Stand gesetzt werden u. s. w., u. s. w.

Das junge Mädchen findet keine Zeit mehr, sich von seinem Lehrer persönlich zu verabschieden und vollbringt deshalb diese schwere Pflicht schriftlich.

Er ist später wieder verhindert, bei der Abreise der Damen auf dem Bahnhofe zu erscheinen, wohin die übrigen Freunde und Bekannten geeilt sind.

Beide haben sich also vor der Abreise nicht mehr gesehen.

---

## XXI. Kapitel.

### Der weitere Verkehr zwischen den Freundinnen.

In der süddeutschen Musenstadt angekommen, wo sie von Kurt, der sich auch über Hermas Anwesenheit aufrichtig freut, auf das Innigste begrüßt werden, erregt zunächst Lore in ihrer fremden, bunten Tracht ein ungeheures Aufsehen.

Läßt sie sich auf der Straße blicken, so läuft die Schul-

jugend schreiend und jubelnd hinter ihr her mit dem Ausrufe: „Maske, Maske!“

Zuweilen muß sie die Bemerkung hören: „Es ist ja nicht mehr Karneval; wir sind bereits in der Fastenzeit!“ Und ähnlich geht es weiter. Auf dem Markte wird sogar einmal der Auflauf so groß, daß die Polizei einschreiten muß. Sie aber marschirt, unberührt von all dem Trubel, welchen sie anrichtet, stolz wie eine Königin daher, weder rechts noch links schauend. Nur zuweilen wirft sie einen mitleidigen Blick auf die dummen, ungebildeten Städter, die nicht einmal wissen, wie eine anständige Bäuerin aussehen muß. Sie versteht es, sich ein so würdiges Air zu geben, daß man sie endlich in Ruhe läßt und sie für eine vornehme Dame hält.

Frgard fühlt sich bald wohl in dem schönen Städtchen, welches mit seiner lieblichen Umgebung einen hübschen, malerischen Anblick gewährt. Anmutig liegt es im Schmucke des erwachenden Frühlings da, von sanften Nebenhügeln eingeschlossen, auf denen eine Wallfahrtskapelle und, dieser gegenüber, die würdigen Reste der ehemaligen Festung gar stattlich prangen. Ruhig schlängelt sich der Fluß dahin, von Flößen und zierlichen Gondeln bunt belebt.

Auch der Baron liebt den freundlichen Ort.

„Ist das nicht ein hübsches Bild?“ ruft er eines Tages Herma zu, als diese mit seiner Gattin neben ihm auf einem Hügel steht, im Anschauen der Gegend versunken.

„Nein,“ entgegnet diese schroff. „Das Panorama besticht im ersten Augenblick. Man ist eine Minute lang überwältigt; aber es fehlt ein gewisses Etwas: der lebenatmende Wald. Die Landschaft ist kalt, tot. Sie erscheint mir wie eine stolze, erhabene Schönheit, die man anstaunt, bewundert, vielleicht anbetet, für die man sich aber nicht erwärmen kann, die man nicht begehrt, nicht liebt.“

Sagt sie dieses aus innerer Überzeugung, oder nur, weil sie Kurt widersprechen muß, gegen den sie von einer

rasenden Eifersucht gequält wird, trotzdem sie sich selbst täglich sagt, wie unrecht sie ihm thut? Er ist stets so freundlich und fürsorgend zu ihr.

Und darf sie ihm denn zürnen? Hat er nicht ältere und heiligere Rechte an Irmgard als sie? Hat sie überhaupt einen Grund, eifersüchtig zu sein? Sagt sie sich selbst doch so oft, daß die Geliebte mehr für sie als für ihn fühlt. Aber sie muß zuweilen ihrer Unzufriedenheit Ausdruck geben.

Sie hat ein tiefes Gefühl, ein inniges Verständnis für die Natur. Sie genießt dieselbe häufig so ganz, daß sie stumm bei Betrachtung derselben ist. Sie will in der Begeisternng zum Stifte oder Pinsel greifen, sie festzuhalten, läßt ihn jedoch ruhen, um sich selbst in ihrer Andacht nicht zu stören. Sie zieht das Taschenbuch heraus, ihrem Empfinden in einem Gedichte Ausdruck zu geben. Auch dazu ist das Herz zu voll. Erst später, in der Erinnerung, entfließen der Feder die Verse, zeichnet der Pinsel ein herrliches Bild auf die Leinwand.

Auch jetzt hätte die Natur sie vielleicht berauscht, wenn ihre Seelenstimmung eine andere gewesen wäre. Sie denkt zuviel und zermartert sich das Gehirn mit dem Grübeln über ihren Zustand. Was ist sie? Weib oder Mann? Fühlt nur sie, wie sie fühlt; oder giebt es noch mehrere solcher unglücklichen Wesen?

Kurt und Irmgard, welche merken, daß ihr etwas fehlt, trotzdem sie nie darüber spricht, — was sollte sie auch bekennen? Weiß sie doch selbst nicht, wofür sie sich zu halten hat — bieten alles auf, sie ihren Kummer vergessen zu machen. Und an Zerstreuungen fehlt es nicht.

Das Scharfenbergsche Haus ist auch hier, wie überall, der Mittelpunkt des geselligen Verkehrs. Ein Fest jagt das andere.

Außerdem beschäftigt sich Herma eifrig mit den Kindern, die seit einiger Zeit die Schule besuchen. Sie hilft ihnen

bei ihren Aufgaben, spielt mit ihnen die tollsten Sachen und scheint dann ihre alte Heiterkeit vollständig zurückgewonnen zu haben, selbst wieder Kind geworden zu sein.

Sieht sie darauf einen Augenblick still, so wird sie von dem Baron gebeten, ihn in irgend ein Kaffee zu begleiten.

„Wenn Irmgard mitgeht, bin ich sofort bereit,“ ist gewöhnlich ihre Antwort.

Diese jedoch liebt das Wirtshausleben nicht, weiß aber, daß es der Freundin stets Bedürfnis war, und daß sich auch ihr Gatte zuweilen nach demselben sehnt und sich doppelt glücklich fühlt, wenn er bei diesen Ausgängen Herma an seiner Seite hat.

Sie drängt dieselbe, welche viel, viel lieber bei ihr geblieben wäre, deshalb zum Mitgehen und sagt schließlich:

„Thue es mir zu Liebe, Kind!“

Darauf kann die Gebetene nichts erwidern. Mit ihrem „Thue es mir zu Liebe!“ hätte ihr Irmgard einen Mord befehlen können, sie würde ihn ohne Bedenken ausgeführt haben.

Wenn sie nun mit Kurt die Gegend durchstreift und nachher mit ihm bei einem Glase feurigen Frankenweines zusammensitzt, ist sie heiter und ausgelassen. Zuweilen treffen sie auch wohl einen guten Bekannten. Dann wird ein Skat gemacht, in welchem Spiele Herma Meister ist.

Wahrhaft glücklich ist sie jedoch nur, wenn der Baron einmal allein ausgegangen.

Nachdem dann die Freundinnen bis neun Uhr mit einander geplaudert, begiebt sich Irmgard, ihrer Gewohnheit gemäß, schlafen. Herma, welche sonst bis spät in die Nacht hinein bei ihren Büchern sitzt, hat nun keine Ruhe mehr. Sie entkleidet sich schnell und eilt der Geliebten nach.

Befeligt liegt sie an deren Seite, bis in ungefähr einer Stunde das Tönen der Klingel die Rückkehr Kurts anzeigt, worauf sie behutsam in ihr Zimmer huscht. Diese Nacht

quält sie sich entweder wachend mit schrecklichen Bildern, fürchterlichen Phantasievorstellungen, oder der Schlaf überfällt sie sofort und zaubert ihr himmlische Träume vor die Seele. Dann kennt ihre Ausgelassenheit am folgenden Tage keine Grenzen.

Als der Baron einst das Krankhafte dieses Zustandes bemerkt, sagt er scherzend zu ihr:

„Hermachen, ich glaube, Sie bedürfen des Arztes notwendiger als ich. Was fehlt Ihnen, Kind?“

„Nichts, als daß es mir zu wohl ergeht,“ antwortet sie übermütig.

---

## XXII. Kapitel.

### Die Geliebte wird frei.

Kurt hat sich gleich nach seiner Ankunft in der Stadt von dem ihm empfohlenen, berühmten Professor untersuchen lassen. Dieser schüttelt unbemerkt nach einer sorgfältigen Beobachtung etwas bedenklich das Haupt, sagt aber dann in beruhigendem Tone: „Es hat nichts auf sich, wenn Sie sich vor jeder Erkältung hüten. Können Sie sich davor in acht nehmen, dann sind sie hoffentlich nach kurzer Zeit wieder so gesund wie ein Fisch im Wasser!“

Er verordnet darauf die nötigen Verhaltensmaßregeln, denen sich der Baron auf das pünktlichste fügt. Auch denkt er daran, sich immer gehörig warm zu kleiden.

Eines Abends jedoch, als er spät von Bekannten aus einer heiteren Herrngesellschaft nachhause geht, in der er sich sehr erhitzt hat, hüllt er sich, gegen seine sonstige Gewohnheit, nicht fest ein. Den Wagen hat er nicht bestellt, um den Heimweg, der durch die herrlichen Glacisanlagen führt, zu Fuß zurückzulegen. Der Abend ist mild und warm; aber es macht sich plötzlich ein empfindlich kalter Wind auf.

Kaum ist der Baron einige Schritte gegangen, als er unvermutet den heftigen Schmerz von früher fühlt, und zwar so intensiv, daß er Mühe hat, seine Wohnung zu erreichen.

Irmgard, von der sich die Freundin beim Ton der Hausglocke hastig fortgestohlen hat, hört, wie er unten nach Thee verlangt, den er sonst nicht trinkt.

Sie ist bereits wieder in ihrem Hauskleide, als der Gatte in das Zimmer tritt, und ruft diesem ängstlich entgegen:

„Was ist Dir, Kurt?“

„Ich glaube, mich erkältet zu haben,“ antwortet er leise.

„Der alte Schmerz!“

„Lege Dich sofort! Ich schicke zum Arzte.“

Als der Professor kommt, ordnet er die äußerste Vorsicht an. Die Erkältung sei unbedeutend, erklärt er; aber man müsse verhüten, daß sich dieselbe auf die Lunge schlüge. Der Baron habe damals bei dem Sturz mit dem Pferde eine innere Verletzung davongetragen, die ausheilen könne, wenn nichts anderes dazu käme.

Irmgard, welche trostlos ist, eilt zu Herma, die ihren Schritt schon gehört hat und hinausstürzt.

Einen Augenblick hängt die unglückliche Frau weinend am Halse der Freundin; dann berichtet sie von der Besorgnis des Arztes.

„Sei still, Herz!“ tröstet diese. „Es kann noch alles gut werden. — Lege Dich schlafen; ich werde bei Kurt wachen!“

„Nein, Herma; das thue ich selbst.“

Weil das junge Mädchen die Geliebte nicht umstimmen kann, leistet es ihr am Bette des Kranken Gesellschaft, indem es ängstlich die Atemzüge desselben beobachtet und ihm zur rechten Zeit die vorgeschriebene Arznei reicht.

Sein Zustand scheint sich nicht zu verschlimmern. Nur

ist der Leidende auffallend matt und schlaff, zeigt für nichts mehr volles Interesse, sondern verlangt nur nach Ruhe.

Auch in der nächsten Nacht entkleiden sich die treuen Pflegerinnen nicht. In der dritten sitzen sie gleichfalls wachend und sorgend am Krankenbette.

Am folgenden Morgen hat die Mattigkeit des Barons zugenommen. Irmgard ist erschreckt über sein bleiches Aussehen und sendet eilig zu dem Arzte, der sich noch am Abende zuvor beruhigend über den Zustand seines Patienten ausgesprochen.

Kaum hat er aber jetzt die Thür geöffnet, als er auch schon ausruft:

„Was ist das? — Gnädige Frau, machen Sie sich auf das Schlimmste gefaßt!“

Er legt seine Hand auf die Brust des Kranken.

„Die Lunge funktioniert nicht mehr,“ fügt er kaum hörbar hinzu.

Irmgard drückt einen Kuß auf die bleichen Lippen.

„Es ist nicht wahr, Herr Professor,“ schreit sie auf. „Sagen Sie, daß es nicht wahr ist! — Fühlen Sie denn nicht, daß der Mund noch ganz warm?“

„Ja; aber das Herz steht still.“

Da sinkt sie lautlos in Hermas Arme.

Erwacht will sie nicht glauben, daß sie plötzlich, unerwartet ihren Halt, ihre Stütze verloren hat.

„Es kann nicht sein, Kind,“ versichert sie wieder und immer wieder; „er darf uns nicht allein lassen! Was sollen wir machen auf der großen, weiten Welt, zwei hilflose, schwache Weiber?“

„Mein Arm ist stark. Ich beschütze Dich; ich sorge für Dich!“

„O, Herma, Herma!“

Ein Thränenstrom giebt ihrem gequälten Herzen endlich ein wenig Erleichterung.

Dann kommt die Aufregung der folgenden Tage, durch welche sie hochgehalten wird. Die unendlichen Beweise der Teilnahme von allen Seiten thun ihr wohl, wenn sie ihr auch nicht die so notwendige Ruhe bringen können.

Sie kann kein Lager auffuchen, so lange der teure Entschlafene im Hause ist, und treulich muß sie bei ihm Wache halten. Wieder und wieder stürzen ihre Thränen.

Die Freundin, welche indessen nicht weinen kann, weicht nicht von ihrer Seite. Kalt und tot starrt deren Auge in das Weite oder auf das geliebte Weib.

Und doch fühlt sie tief und schmerzlich. Auch sie hat einen lieben, treuen Freund verloren, den liebsten, den sie neben Hans besaß. Ja, die Trauer der Freundin allein ist schon im stande, sie tief betrübt und unglücklich zu machen. Müssen nicht Neid, Groll, Eifersucht, alles, alles jetzt schweigen? Sie darf sich indessen ihrem Gram nicht hingeben.

Die Lage erfordert Umsicht und Denken.

Mit ruhiger Klarheit ordnet sie die vielen unliebsamen Geschäfte, welche leider erforderlich sind, ohne Irmgard im geringsten damit zu behelligen, weiß sie doch, daß sie ganz in deren Sinne handelt.

Sie fühlt sich jetzt vollkommen als starken Mann, der alles Unangenehme von der fern zu halten hat, die sich ihm voll und ganz anvertraut.

Tief im Grunde ihres Herzens spricht sogar heimlich ein leiser Ton mit innerer Befriedigung:

„Nun ist sie Dein! Nun gehört sie Dir! Niemand soll sie Dir jemals entreißen!“

Über sich selbst entrüstet, bringt sie jedoch diese häßliche Stimme sofort zum Schweigen.

Der dritte Tag nach dem traurigen Ereignisse ist für die Überführung des Dahingeshiedenen nach seinem Erbbegräbnis in der Heimat bestimmt.

Irmgard scheint bei diesem feierlichen Akte gefaßt zu

sein und horcht mit gefalteten Händen und andächtiger Miene auf die innigen Reden des alten Pfarrers. Als dieser aber mitten im heiligen Vaterunser steht, ist es mit ihrer Kraft vorbei. Sie sinkt auf dem Sopha, auf welchem sie gegessen hat, zurück. Sie hört nicht den Schluß des Gebetes, sieht nicht, wie man den verehrten Gatten hinausträgt. Die Natur hat ihr Recht gefordert: Sie ist in einen festen Schlaf gefallen.

Herma schließt die Thür zu dem angrenzenden Zimmer, in dem die Trauerfeierlichkeiten beendet sind, zieht die Vorhänge dicht vor die Fenster und stellt auf diese Weise völlige Dunkelheit her.

Sobald Irmgard erwacht, ergreift sie die Hand der Freundin, welche inzwischen etwas Erwärmendes und Stärkendes für sie bereit gestellt hat.

„Was hast Du gemacht?“ fragt sie ängstlich. „Warum ist es hier so finster?“

„Ich dachte, Du wolltest schlafen, Herz?“

„Nein; ich will nicht ruhen. Bitte, mache Licht! — So, das ist besser.“

„Liebes Kind, iß ein wenig!“ schmeichelt das junge Mädchen nach Erfüllung des Wunsches.

„Nein; laß! Ich mag nicht essen; ich kann es nicht.“

Herma weiß, daß Irmgard ihrem Körper, der solange gefastet hat, endlich etwas Nahrhaftes bieten muß. Durch sanftes Zureden kann sie dieselbe indessen nicht dazu bewegen. Da giebt ihr die Liebe das richtige Mittel ein: Grob sein! Das Herz schmerzt bei dem Gedanken daran. Aber es ist ja zum Wohle der Geliebten.

„Sei nun einmal vernünftig, Irmgard! Du mußt essen.“

Die so Angeredete blickt verwundert auf; doch sie gehorcht willig.

„Was fehlt Dir, Herma?“ fragt sie bald darauf. „Du

siehst so traurig aus und bist schwarz angezogen? — Ja, so; verzeih! Du kleidest Dich ja stets schwarz.“

Die letzte Bemerkung ist zutreffend. Aber das junge Mädchen sieht daraus, daß die Freundin die Erinnerung dessen verloren hat, was vorgefallen ist. Was thun? Das Beste wird sein, sie behutsam in ihre Trauer zurück zu versetzen.

„Weißt Du,“ fragt es deshalb, „daß mehrere Bekannte vonhause hier sind?“

„Natürlich weiß ich das,“ ist die Antwort. „Schon seit gestern sind sie da.“

„Papa ist nicht gekommen. Durchlaucht braucht ihn im Augenblick zu notwendig.“

„Ja, richtig, wir haben ihn ja erwartet! Warum wollte er doch jetzt gerade bei uns sein?“

Da kehrt ihr langsam die Besinnung zurück.

„O, Herma! sie haben ihn hinausgetragen! — Mein, Kind! sieh mich nicht so trostlos an! Ich füge mich in des Allmächtigen Willen. Ich war verzweifelt, als ich vorhin meine Hände zum Gebet faltete. Während aber der alte Pfarrer so ergebungsvoll sprach, da kam auf einmal eine Ruhe, eine Zufriedenheit über mich. Ich glaube, der gütige Gott hat mir seinen Engel gesandt, welcher Trost in das blutende Herz goß. Ich vergaß auf kurze Zeit alles.“

Und jetzt bist Du bei mir und wirst bei mir bleiben, nicht wahr.“

„Ich verlasse Dich nicht. Wir wollen treulich bei einander stehen und mutig zusammen durch das Leben pilgern.“

„Ja, das wollen wir!“

Sie sitzen lange mit verschlungenen Händen.

„Nun, Kind, denke auch einmal an Dich! Du siehst ganz abgehärrt aus. Klingel nach Lore, daß sie Dir etwas zu essen bringt!“

„Laß nur, liebe Irmgard! Das hole ich mir nachher

schon selbst. Ich bin aus anderem Schrot und Korn als Du, mein zartes Wesen. Mir schadet ein bißchen Fasten nicht.“

---

### XXIII. Kapitel.

#### Die Gefühle auf dem Latenballe.

Der Schmerz der Baronin hat sich in sanfte Wehmut aufgelöst. Aber sie ist so angegriffen, daß sie erst nach längerer Zeit mit der Freundin am Sarge des teuren Dahingegangenen in der Heimat knien kann.

Dort hat sie sich neuen Trost geholt und ist mit dem Entschlusse zurückgekehrt, vorläufig an dem jetzigen Wohnorte zu bleiben. Die Kinder haben hier einen sehr guten Unterricht, aus dem sie dieselben nicht herausreißen will, und sich von diesen zu trennen, das vermag sie nicht, wenigstens nicht sogleich. Auch kann sie sich vorläufig nicht von dem Plage losmachen, an welchem Kurt die letzten Tage seines kurzen, aber edlen und glücklichen Lebens verbracht hat.

Eine gewisse Befriedigung gewährt ihr der Gedanke, Herma doch einmal in den Hafen der Ehe einlaufen zu sehen. Dieselbe verzehrt sich zwar nicht in Sehnsucht nach ihrem Hans, hat aber innige Freundschaftsgefühle für denselben. Sie hat ja Kurt einst auch nicht aus leidenschaftlicher Liebe geheiratet und ist doch so sehr glücklich mit ihm gewesen. So wird es mit der Freundin auch kommen. Sie will sich an deren Wohl erfreuen, erwärmen, indem sie ihren Wohnsitz in Hermas Nähe aufschlägt. Dann werden sie wieder einen Schutz, einen Betater haben.

Irmgard ist zu sehr Weib, als daß sie gedacht hätte, des männlichen Anhaltes entbehren zu können, trotzdem ihr die Freundin eine kräftige Stütze ist. In einer entschiedenen Weise handhabt dieselbe alles, besorgt die schwierigsten Ge-

schäfte, wie: Oberverwaltung der Güter, des Geldes u. s. w., mit der größten Leichtigkeit und zwar so, daß der gewiegteste Fachmann ihr keinen Fehler nachweisen kann. Dabei erspäht sie stets den besten Vorteil für die Geliebte.

Sie wird aber auch reichlich belohnt. Wie oft trifft sie ein dankbarer, inniger Blick! Wie manches Mal erhält sie einen zärtlichen Händedruck! Sie sitzt meist dicht neben der Freundin, eng an dieselbe geschmiegt. Sie schläft jetzt mit ihr in einem Bette und fühlt sich überhaupt nur ein Wesen mit Irmgard.

Ihre Kleider sind von demselben Stoffe wie die der Angebeteten, nur enger und knapper gearbeitet, alles kurz und fest. Ihr langes, volles Haar ist der Schere gewichen. Ein einfacher, glatter Scheitel ist die einzige Zierde dieses ausdrucksvollen, energischen Kopfes.

Die Briefe ihres Bräutigams beunruhigen sie in der letzten Zeit kaum, spricht er doch viel seltener als früher von einer baldigen Heirat. Die Seiten sind meist ausgefüllt mit Lobeserhebungen über seinen Kameraden und Freund, Günther v. Ravensburg. Aus jeder Zeile hieraus liest man seine Schwärmerei für diesen.

Wenn er nun für ihn ebenso fühlt, überlegt Herma, wie sie für Irmgard? O, wäre es doch! Dann könnte ja alles, alles gut werden! Sie würden sich vernünftig gegen einander aussprechen, treue Gefährten für das Leben bleiben; doch mit der albernen Hochzeit wäre es ein für allemal vorbei.

Fester und fester wird die Überzeugung in ihr, daß Hans ebenso untauglich zur Ehe ist wie sie selbst. Und merkwürdig: während diese Gedanken über seinen Zustand ihr Gehirn durchkreuzen, grübelt der Better oft stundenlang über die geschlechtliche Veranlagung seiner Braut nach, und die widersprechendsten Gefühle steigen in ihn auf.

Mit einem unschuldigen Kinderherzen ist er nach der Kaiserstadt gegangen. Die Versuchungen, in welche in der

kleinen Garnison die Kameraden stürzten, mußte er stets zu vermeiden, ihnen geschickt aus dem Wege zu gehen.

Hier aber stürmt alles mit Gewalt auf ihn ein. Man will ihn mit Macht in den Abgrund der Lieberlichkeit ziehen. Er wehrt sich, soviel er kann, wird aber doch in die Höhlen des glänzend übertünchten Lasters, wie: Café National u. s. w., geschleppt. Das verführt ihn jedoch nicht. Im Gegenteil: es ekeft ihn an, dieses Leben und Treiben.

„Der gehört nachts zwischen zehn und zwölf Uhr Unter die Linden, Café Bauer bis zum alten Schlosse,“ necken die Kameraden.

„Oder direkt auf den Latenball,“ ergänzen andere.

Was ist Unter den Linden? — Hans muß sich überzeugen. Aber er kann zu der angegebenen Zeit dort nichts Verdächtiges erspähen. Wohl sieht er, wie einzelne Paare auf den verschiedenen Bänken neben einander sitzen, oder zusammen promenieren. Doch es sind sämtlich Männer. Wo ist hier irgend etwas Auffallendes? Die ganze Gesellschaft ist gewiß wieder ein einfältiger Witz gewesen.

Über einen Latenball will er sich indessen nichts desto weniger Gewißheit verschaffen. Das Munkeln inbezug eines solchen nimmt kein Ende. Und wohl merkt er, daß man gegen ihn in diesem Punkte nicht offen ist. Bei einer näheren Erkundigung giebt man ihm eines Tages einfach zur Antwort:

„Gehe selbst einmal hin! Du hast morgen Abend die beste Gelegenheit dazu und wirst Dich dort gewiß köstlich unterhalten.“

Auch die Adresse des Saales, in welchem der betreffende Ball abgehalten wird, überreicht man ihm.

So macht sich denn der junge Offizier am folgenden Tage bei einbrechender Dunkelheit nach dem vornehmen Festlokal auf.

Er gewahrt sofort beim Eintritte, daß er es hier mit einer Gesellschaft der großen Welt zu thun hat. Der Preis für

die Zulasskarte, die man ihm erst nach längerer Musterung, wahrscheinlich um zu ermitteln, ob er auch standesgemäß, gewährt hat, spricht schon dafür. Dann aber auch läßt das Ensemble, der Totaleindruck, welchen man sofort erhält, die Eleganz, der Takt, welche allgemein herrschen, darauf schließen, daß man sich hier durchaus in den besten Kreisen bewegt.

Hans kann zunächst nichts entdecken, was sich von seinen sonstigen Kasinogesellschaften u. s. w. unterscheidet.

Hat man ihn wieder einmal in den April geschickt? Dann soll die Rache nicht auf sich warten lassen.

Bald aber gewahrt er, daß die anwesenden Damen Härte tragen, unnatürlich groß und stark sind u. s. f. Er hält deshalb die Sache für einen Mummenschauz und freut sich darüber, daß er nicht in Uniform erschienen ist.

Schon will er den Saal wieder verlassen, als ihm die Augen aufgehen und er bemerkt, daß er sich in einer unvernünftigen Herrengesellschaft befindet. Nun wird sein volles Interesse rege. Er beobachtet, wie sich die als Damen kostümierten genau ihrer Toilette entsprechend benehmen, wie sie sich beim Tanze anschmiegen, kokettieren und diejenigen, auf welche sie es abgesehen haben, durch ein ganzes Bombardement feuriger Blicke zu fangen suchen.

Was aber das Merkwürdigste ist: Dieses tolle, unsinnige Treiben erregt bei ihm keinen Widerwillen. Er beneidet sogar im geheimen die einzelnen Pärchen und malt sich in Gedanken aus, wie sich wohl seine schlanke, elastische Gestalt in einem weiblichen Ballanzuge ausnehmen würde. Die blonden Locken, die er als Knabe nur auf Hermas Wunsch von Zeit zu Zeit der unbarmherzigen Schere geopfert hat, und welche auch jetzt noch schnell wachsen würden, passen gewiß nicht übel dazu. Und den stattlichen Schnurrbart? Nun, wozu hat er denn einen Rasen?

Dann Günther an seiner Seite! er in dessen Arm! Mit

ihm dahinzuschweben: das müßte eine Wonne, eine unendliche Lust sein!

Er tanzt gewöhnlich nicht gern, hat diesem Vergnügen nie einen Geschmack abgewinnen können und ihm darum selten geschuldigt. Aber ein Walzer mit dem Freunde müßte ihm einen wirklichen Genuß bereiten. O, dürfte er doch mit diesem nach dem Klange der berausenden Melodie durch den feenhaft erleuchteten und geschmückten Saal fliegen!

Einige Herren, solche in männlicher Kleidung, haben schon seit geraumer Zeit ihre gespannte Aufmerksamkeit auf den in selige Träumereien Versunkenen gerichtet. Wenn sie auch den Neuling in ihm sehen, so sagt ihnen doch ihr Kennerblick, daß er zu ihnen gehört, daß er bald in diesem Kreise heimisch sein wird.

Einer von ihnen steht plötzlich in seiner Nähe, stellt sich vor und bittet höflich um einen Tanz.

Soll er danken? — Nein, das wäre ungezogen. Hat er „A“ gesagt, indem er hierher gegangen ist, so muß er durch seine aktive Theiligung an dem Vergnügen auch „B“ sagen. Vielleicht gehorcht er überhaupt nur seinem eigenen Wunsche, wenn er sich dem Reigen anschließt.

Noch ehe er so recht zur Besinnung kommt, schwebt er schon im Polkataktae dahin. Es bleibt indessen nicht bei diesem ersten Tanze. Einer folgt dem anderen. Und wie oft ist er in der vordesten Reihe der Antretenden!

Sonderbar auch: dieses unbewusste Handdrücken, dieses eigenartige Anlehnen, wie er es bei koketten Damen kennen gelernt hat, und welches ihn stets anekelt, erregt hier nicht einmal sein Mißfallen. Es sagt ihm sogar in dem Maße zu, daß der Tanz ihm ein wahres Vergnügen bereitet.

Auf unverschämte Anträge, die ihm vielseitig zugestüstert werden, antwortet er zwar mit einem entschiedenen Nein, ist aber durchaus nicht empört darüber und weist die dringendsten

Bittsteller mit bestimmter Sanftmut, nie jedoch mit Härte und Schroffheit zurück.

Er erstaunt über den Flug der Zeit, als das Ende des Balles da ist, und erschrickt gleichzeitig darüber, daß er auf demselben bis zum Schlusse ausgeharrt hat.

Jetzt aber eilig davon! Obwohl sich ihm manches verlockende Spiegelbild bietet, vermag ihn nichts mehr zu halten. Denn ein Gefühl des Unrechtes giebt sich plötzlich in seiner Brust kund. Es ist eine Stimme, welche nur ganz, ganz leise warnt; sie warnt, indessen, und das genügt.

---

## XXIV. Kapitel.

### Das Duell.

Zu seinen Kameraden spricht Hans über die abenteuerliche Nacht, welche seiner Natur eine so große Befriedigung gewährt hat, nicht, trotzdem er über eine nähere Auskunft froh gewesen wäre. Auf neckende Fragen, ob er nun weiß, was ein Latenball ist, antwortet er, sanft errötend: „Nein.“

Da läßt ein frischgebackener, vorwitziger Leutnant im Champagnerrausche die Bemerkung fallen:

„Kamerad, stellen Sie sich doch nicht so! Ihr Verhältnis mit Kamerad Ravensburg läßt auf Vieles schließen.“

Hans stutzt, ist sich aber des vollen Gewichtes der Beleidigung nicht bewußt, während Günther aufspringt und den Recken einen Augenblick auf die Seite nimmt.

„Pistolenduell,“ flüstert er dem Freunde auf dem Heimwege zu.

„Du sekundierst mich. Es ist angenommen, obwohl Du Mitbeteiligter.“

„Aber, um des Himmels willen! erkläre mir!“

„Ein anderes Mal. Für heute: gute Nacht. Morgen früh, punkt zehn Uhr, Grunewald. Hier die Adresse von

Horsts Sekundanten. Handle nach eigenem Ermessen! Ich habe noch viel zu besorgen.“

„Laß mich die Sache für Dich aussprechen! Es ist mein Recht; denn auf mich war die Beleidigung gemünzt. Außerdem macht mich der Gedanke, Dich in Gefahr zu sehen, krank.“

„Sei ein Mann, Hans! versuche, es zu sein! Armer Bursche! Kein Wort weiter! Auf Wiedersehen!“

Er verschwindet schnell und läßt den Freund sinnend stehen, der dann langsam den Weg nach seiner Wohnung einschlägt.

Was will man nur von ihm? Was für ein Unrecht besteht in seiner Freundschaft mit Günther? Er liebt diesen innig; ja: er verehrt ihn schwärmerisch. Aber ist denn das ein Verbrechen?

Er kennt den schönen Jüngling mit dem stattlichen, kräftigen Wuchse, dem würdevollen Auftreten, dem festen, bestimmten Willen erst, seitdem er mit demselben in der Hauptstadt in einer Schwadron steht. Kaum gesehen, fühlt er sich schon mächtig zu ihm hingezogen. Aber einerseits zu stolz, um sich jemandem aufzudrängen, andererseits zu schüchtern, um sich dem zu nahen, den er für viel vollkommener, würdiger, erhabener als sich selbst ansieht, betet er ihn nur aus der Ferne an.

Weiß er jedoch, daß Günther im Kasino, so hat er keine Ruhe, bis er auch da; vermutet er ihn in einem Kaffee, so ist sicher auch sein Gang dorthin.

Sieht er, daß einer der Kameraden zutraulich zu dem Geliebten ist, so greift er unwillkürlich an den Degen. Eine unerklärliche Eifersucht packt ihn.

Wie beglückt ist er, als der Erschnte ihm einst bei einem Liebesmahle die freundschaftliche Hand entgegenstreckt und das brüderliche Du anbietet! Berlin ist zum Paradiese für ihn geworden. Von jetzt an erblickt man die beiden nur selten getrennt.

Hans kann sich heute auch gar nicht erklären, wie er zu dem Balle gehen konnte, ohne Günther zuvor um Rat zu

fragen, oder ihn zum Mitkommen zu bewegen. Es ist geschehen, und der Freund muß nun büßen für sein Unrecht, seine Schuld, seinen Leichtsin. O, wie fürchtet er das Duell! nicht aus Feigheit, sondern weil er für das Leben des Leuten bangt. Gern, gern würde er das seine dafür hingeben!

Glücklicherweise ist seine Besorgnis betreffs Günthers umsonst. Dieser ist ein guter Schütze; aber er zielt beim Zweikampfe am nächsten Morgen absichtlich seitwärts. Auch seinem Gegner, dem das unbedachte Geschwäg längst leid ist, und welcher nur aus falschem Stolze sein Wort nicht zurücknehmen wollte, liegt nichts daran, einem Menschen, lächerlichen Streites wegen, das Leben zu rauben. Die Hand zittert ihm indessen etwas beim Losdrücken. Der Hahn schlägt nieder, und die Kugel rißt die Haut des Feindes.

„Ein leichter Streifschuß am Arm,“ konstatiert der hinzuspringende Arzt.

„Schnell in den Wagen, und dann einige Tage Ruhe!“

Hans ist trostlos über die Wunde des Freundes, die er ja verschuldet hat. Er küßt ihm das unter dem eilig angelegten Verbande leicht hervorrinnende Blut fort, bis dieser ihm ärgerlich wehrt.

Er weicht nicht von seiner Seite und bietet später alles mögliche auf, Günther die Zeit des Nichtsthuns verkürzen zu helfen, während dieser den kranken Arm zwar noch in der Binde trägt, sonst aber gemütlich auf seiner Chaiselongue liegt, indem er eine Zigarre nach der anderen raucht und dabei nicht vergift, dem Weine gehörig zuzusprechen.

„Willst Du nicht auch ein wenig paffen, Hans?“

„Nein, danke Dir, Günther; ich rauche nie.“

„Aber Du trinkst ja garnicht?“

„Ich bin kein großer Freund von Getränken. Habe nur, um Dir keinen Korb zu geben, das Glas gefüllt.“

„Eigenartiger Mensch!“

„Weißt Du, Günther, was ich soeben geschrieben habe?“

„Nun?“

„Meine Forderung an Horst.“

„Kannst Du ihm persönlich überreichen. Sieh nur dort durch das Fenster! Wie stolz und stattlich geht er! Er schreitet wirklich auf unsere Behausung los.“

Der Besprochene kommt in der That. Er ist ein gut-herziger Bursche, der sich von dem Befinden des Kameraden selbst überzeugen und zugleich wegen seiner unbedachten Reden, die er bereut, um Verzeihung bitten will. Als er Hans die Hand zur Versöhnung bietet, sieht dieser fragend auf den Freund.

„Schlage nur ein, alter Junge! Kein Soldat trägt nach, wenn man ihm, Friede bietend, entgegenkommt. Und mir hat das bißchen Ueberlassen nicht geschadet. Ich trete morgen meinen Dienst wieder an.“

Somit weiß Stein, wie er handelt. Nachdem Horst gegangen, bittet er den Kameraden, ihm doch nun endlich eine Erklärung zu geben.

„Du warst auf dem Latenballe?“

„Ja.“

„Hast Dir nichts dabei gedacht?“

„Ich habe mir sehr viele Gedanken darüber gemacht, Günther, kann jedoch zu keinem klaren Entschlusse kommen.“

„Öffne, bitte, meinen Bücherschrank! Man rühmt mir nach, der ganze Inhalt desselben bestände aus der Rangliste; aber Du findest noch manches Andere darinnen. — Dort, zweites Brett! Gehe rechts!“

Es sind medizinische, psychiatrische Schriften, die er in der Hand hält, unter anderen die „Psychopathia sexualis, mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung“ von dem berühmten Wiener Professor Dr. R. v. Krafft-Ebing.

„So, die nimm Dir mit; studiere sie zuhause fleißig durch, und wenn Du damit fertig bist, dann wollen wir weiter

über die Sache sprechen! Es thut mir weh, armer Junge, daß ich Dir die Augen öffnen muß. Aber es ist Dir besser, die Schuppen fallen, als daß Du im Dunkeln weiter tappst.“

---

## XXV. Kapitel.

### Ein Anormaler wird sich über seinen Zustand klar.

In seine Wohnung zurückgekehrt, macht sich Hans eifrig an die Lektüre der ihm überlassenen Bücher. Er vertieft sich so darin, daß er einige Nächte opfert. Es wird hell und heller vor seinem Blicke, aber dunkler und trüber in seiner Seele. Ja, es ist bittere Wahrheit: — warum soll er sich falsche Vorspiegelungen machen? — er teilt das Los jener Unglücklichen, welche dort geschildert sind!

Wohin muß endlich seine unbegrenzte Liebe zu Günther führen? Er hat sich bisher nie darnach gefragt, und doch ist es Zeit, über sich nachzudenken. Was kann er seiner Herma, seiner verlobten Braut, bieten? Hat er nicht für den Freund ganz andere Zärtlichkeiten als für sie? Sehnt er sich nicht Tag und Nacht wenn er es sich auch nicht eingestehen mochte, von ihm viel, viel mehr zu erlangen als von ihr? O, jetzt erst erkennt er, daß er ihr nichts, garnichts zu geben vermag, daß sie ihm nie etwas Anderes sein wird als eine innig verehrte, angebetete Schwester.

Er ist ein Verräter, ein Bösewicht!

Doch: hat sie denn jemals zarte Aufmerksamkeiten verlangt; hat er je einen leisen Kuß auf ihre Lippen, die gewiß ebenso kalt wie ihre zarten Finger sind, drücken dürfen? Sogar das sanfteste Umschlingen ihres graziösen Körpers hat sie mild, aber bestimmt abgelehnt und zurückgewiesen.

Bah! weshalb die Schuld auf andere schieben? Er allein ist hier der Sünder. Sie als Weib kann sich ihm

doch nicht aufdrängen? Dort liegt ein Brief von ihr, den er schon vor einer Stunde hätte öffnen können. Er will ihn sogleich lesen.

„Wieder Irmgard! Nichts als Irmgard!“

Mit einem hellen Aufschrei entfällt das Papier seiner Hand.

Sollte es möglich sein? Auch sie? Haben nicht alle ihre Beilen denselben Inhalt? Und wenn es wahr wäre, was dann? Ja, dann ist alles in der richtigen Ordnung: sie heiraten, wie verabredet. Sie lieben einander freundschaftlich, geschwisterlich. Herma verlangt ja nicht, was er nicht bieten kann; sie ist vielmehr zufrieden und beglückt darüber, daß auch er nicht das fordert, was sie nicht zu geben im Stande ist. Sie werden froh zusammen leben, so vergnügt, wie sie es als Kinder waren. Eines sichtbaren Bandes ihrer Ehe, in Gestalt von Nachkommen, eines Unterpandes der Treue bedarf es nicht.

Wie jedoch sich Gewißheit verschaffen? Ihr schreiben? — Nein; das wäre unzeit. Er muß warten, bis er sie persönlich beobachten kann.

Der Gedanke über Hermas Zustand quält ihn noch heftiger, als er einmal, unbeabsichtigt, Zuschauer einer Szene zwischen zwei Frauen wird, die ihn mit Schrecken erfüllt. Eines Abends, als er spät von einer dienstlichen Kontrolle aus dem Osten Berlins zurückkehrt, stürzen diese Weiber, von denen das eine, welches er später für konträrsexuell hält, betrunken zu sein scheint, aus einer Wirtshauswirtschaft hervor. Ihrer Kleidung sieht man an, daß sie „Schwestern“ sind. — Mit diesem Ausdrucke bezeichnet man in der Hauptstadt unter den Eingeweihten zwei sich liebende Frauen. — Hans steht einen Augenblick still, um dieselben an sich vorüber zu lassen. Dieses wird mißverstanden, und das männliche Weib überschüttet ihn mit einer Flut von Drohungen, einer Art Eifersuchtsausbrüchen, die darin wurzeln:

„Du hast durchaus kein Recht, die Liese anzusehen. Du willst die Liese heute Abend haben; die Liese aber erhältst Du nicht. Die bekomme ich, wenigstens zuerst.“

Um kein Aufsehen zu erregen, tritt er in eine matt erleuchtete Halle, bei welcher er gerade angekommen ist. Doch die Frauen drängen nach und werfen sich ihm dermaßen vor die Füße, daß er nicht gut an ihnen vorüber kann. Vorwärts dringen mag er nicht, weil er hier vollständig unbekannt ist. Und so muß er denn mit ansehen, wie die beiden eine Art amor lesbicus vor seinen Augen vollziehen und kann noch von Glück sagen, daß niemand hinzukommt.

„Da,“ ruft schließlich die Sprecherin von vorhin aus, nachdem sie endlich in ihrem unbändigen Wesen gesättigt zu sein scheint, „nun hast Du gesehen, daß ich die Liese vor Dir gekriegt habe. Willst Du sie jetzt auch noch, so bezahle gut!“

Hans atmet erleichtert auf, als ihm ein Ausweg zum Entkommen gezeigt wird, reicht jeder ein Goldstück und macht die Frauen dadurch so verduzt, daß sie ihn ruhig an sich vorüber lassen, indem sie sich von neuem in die Arme fallen und dabei alles vergessen, auch die Verfolgung ihres Opfers.

Wohl verachtet und verdammt der junge Offizier das Niederliche und Gemeine in ihrem ganzen Gebahren, besonders die Trunkenheit; aber er bedauert gleichzeitig die unglücklichen Geschöpfe, die von einem so heftigen Verlangen zum eigenen Geschlechte gequält werden.

Gehört seine Herma auch zu dieser Klasse? Wie soll er es erfahren? Wen kann er darnach fragen? Darf er sich wohl bei Günther Rat holen? — Natürlich. Wo wäre es sonst möglich?

Nachdem er einige Tage mit seinem Besuche gezögert hat, tritt er mit einem tiefen Schamgefühl bei dem Freunde ein. „Nun, alter Junge? Was ist Dir?“ ruft ihm dieser,

erfreut über seine endliche Ankunft, entgegen. „Komm doch näher! Bist ja schüchtern und zaghaft wie ein junges Mädchen!“

Hans liegt weinend an seiner Brust.

„Laß nur, Kamerad!“ wehrt Ravensburg sanft ab. „Willst mir Vorwürfe machen, daß ich so unbarmherzig, so grausam war, Dir Deine glückliche Unschuld zu rauben? Konnte nicht anders. Sei mir nicht böse! Ich verstehe ja!“

„Alles, Günther? weißt Du alles?“

„Alles, Hans.“

„Du sahst es schon längst?“

„Ich ahnte, vermutete es.“

„Und Du verachtetest mich nicht? Verdammt mich nicht? Stößt mich nicht von Dir? — Nein; schon zu lange habe ich Deine Freundschaft gemißbraucht. Ich will, ich darf Deine reine Nähe nicht länger verpesten. Ich gehe.“

„Bleibe! — Hast Du jetzt ausgeredet? — Gut! Dann setze Dich!“

„Du duldest mich bei Dir? Den Ausgestoßenen, den Verworfenen, den alle Welt verabscheut, verachtet, verdammt? — Warum verpötelst Du mich nicht auch?“

„Weil ich Dich liebe, Hans.“

„Günther, Du kannst? Es ist möglich? — Du gehörst doch nicht etwa gleichfalls —?“

„Nein, alter Junge, ich bin nicht konträr, sondern fühle vollständig normal. Mein Gelüsten zieht mich zum Weibe. Aber ich habe nun einmal meinen Narren an Dir gefressen. Muß man Dich denn nicht gern haben? Komm, gieb mir Deine Hand! — Wie weich und sanft sie ist, wie klein und zierlich!“

„Wie die eines Weibes, wolltest Du sagen“, versetzt der Freund seufzend.

„Laß jetzt das Grübeln, Bursche! Sei wieder fidel! Kopfhängerei bringt uns nicht durch die Welt.

Dort steht die Maschine. Braue uns einen steifen Orog,

oder, wenn es Dir lieber ist, für Dich eine Tasse Thee! Du verstehst die Anordnung besser als ich. Dann laß uns ein heiteres Plauderstündchen halten!"

## XXVI. Kapitel.

### Das Wiedersehen der Verlobten.

Nachdem Hans seine Kochkunst glänzend bewiesen hat, berichtet er von seinen Befürchtungen inbezug auf Herma. Er entrollt dem Freunde seinen Plan.

„Meinst Du wirklich, daß sie in ein solches Verhältnis einwilligen wird?“ entgegnet derselbe. „Träumer, diese Idealchen mögen vielleicht im Monde bestehen. Auf unserer armseligen, verderbten Erde sind sie vorläufig noch etwas ganz Udenkbares.“

„Was aber, Günther, wenn sie mich zurückweist?“

„Bist Du denn übrigens sicher, daß Deine liebe Braut pervers fühlt?“

„Wenn ich mir alles genau in das Gedächtnis zurückrufe, mir unsere Jugend, ihre Briefe u. s. w. vergegenwärtige, so ist es bei mir feste Gewißheit.“

„Merkwürdig! zwei Menschen, die von Kind auf für einander bestimmt sind! — Doch: seid ihr nicht Verwandte?“

„Unsere Mütter sind Schwestern.“

„Aha! Da liegt der Knoten! Ererbt!“

„Gieb Dich nicht wie ein Arzt mit Diagnosenstellen ab, Günther! Hilf mir! Wenn sie mich fortschickt?“

„So kommst Du zu mir! Meine Thür und mein rauhes Soldatenherz werden dem Freunde stets offen stehen. Obgleich ich Dich nicht begreife, vermag ich es doch, mich in Deine Lage zu versetzen. Ich bedaure Dich unendlich und gewähre Dir aus Mitleid und auch, weil ich Dir recht gut bin, alles, was Du begehren solltest.“

„Halt ein! Versprich nicht zu viel!“

„Was ich gesagt habe, habe ich gesagt. — Hier meine Hand, topp! Es bleibt dabei!“

„O, Günther, Günther, wie unendlich glücklich hast Du mich gemacht! — Ich fordere die Erfüllung Deines Wortes von Dir. Ich komme eines Tages ja: ich muß kommen. — Erst aber meine Freiheit! Kein Unrecht, kein Vergehen, keinen Treubruch! Hilf mir, standhaft zu bleiben!“

„Brav und edel gedacht, lieber Junge! Echter Entschlossenheit, wie ihn meist nur die Frau besitzt. Ich schätze Dich dafür um so höher.“

Lange sitzen die Freunde heute bei einander. Es ist für Hans so schwer, den Heimweg anzutreten.

Und als er schließlich aufbricht, fragt er noch im Fortgehen:

„Richt wahr, später wohnen wir zusammen?“

„Wenn es Dir Bedürfnis ist: Ja. Warte indessen bis nach Deinem Urlaub, der Dir ja, wider Erwarten schon für dieses Jahr in Aussicht gestellt ist!“

O, wie langsam die Zeit bis dahin vergeht! Sie schleicht jetzt nur. Könnte Hans ihr doch leichte Flügel geben, die Schwingen seiner Sehnsucht nach — der Braut? — nein, — dem Kameraden! Die Reise zu ihr ist ja nur der Übergang für seine Vereinigung mit dem Geliebten.

Endlich, endlich beginnt das Laub, sich gelb zu färben! Die Herbstmanöver sind vorüber, und der Schnellzug trägt den stattlichen Leutnant auf eines von Irngards Gütern an den Rhein. — Die junge Witwe mußte sich, ihrer angegriffenen Gesundheit wegen, auf einige Wochen hierher begeben.

Jetzt wirft die Sonne ihre ersten Strahlen, neu belebend und erwärmend, durch das farbenprächtige Laub der großen Hauptallee des herrlichen Parkes. Sie begrüßt ihre lieben Gefährtinnen im Frühaufstehen, — Herma hat diese Gewohn-

heit der Freundin zuliebe angenommen — welche Arm in Arm durch die Gänge wallen.

Wie erstaunt sie aber, von der Seite her eine schöne Männergestalt schreiten zu sehen, welche die Richtung auf die beiden Frauen zu nimmt!

Nun wenden diese um.

„Hans!“ ruft Herma erfreut aus und fliegt dem Nahenden leichtfüßig entgegen.

„Herzlich willkommen in unserer friedlichen Einsamkeit! Das ist eine angenehme Überraschung!“

Kräftig schüttelt sie dem Jugendfreunde die Hand.

Der Empfang ist so harmlos, so kindlich unbefangen, daß der junge Soldat auch seinen Kummer vergißt. So wird der Bruder von der Schwester begrüßt, wenn er die heitere Ferienzeit antritt. Sie sind wieder ganz die Alten. Ihr Verkehr ist der frühere. Die bekannten Fragen fliegen hin und zurück.

„O, verzeiht!“ ruft Herma endlich übermütig „Ihr kennt Euch ja noch garnicht! Mein Better Hans, meine Freundin Jrmgard.“ Weiterer Förmlichkeiten, glaube ich, bedarf es nicht. Ihr wißt längst durch mich, wer Ihr seid.“

Die üblichen Begrüßungen folgen, Entschuldigungen wegen des dreisten Eindringens, Versicherungen, daß es deren nicht bedürfe u. s. w.

„Nun bitte ich, zu verzeihen, wenn ich mich einen Augenblick entferne. Ich muß für das Frühstück sorgen. Sie sind gewiß recht hungrig, Herr Graf?“

„Durchaus nicht, gnädigste Frau.“

„Du Heimchen, wie Du gleich wieder an alles denkst, was zur Leibes-Nahrung und -Notdurft gehört! — Wir begleiten Dich.“

„Ich dachte bei dem wunderschönen Morgen könnten wir im Freien speisen, dort in der großen Laube.“

„Jrmgard, Jrmgard! Man merkt Absicht, und man wird verstimmt. Du willst uns allein lassen.“

„Gnädigste Frau, Sie stören durchaus nicht.“

„O, nein; wir legen uns Deinetwegen keinen Zwang auf.“

Als die Freundin sie erstaunt ansieht, bricht Herma plötzlich in ihr gewohntes, heiteres Lachen aus.

„Ach, Du wunderst Dich darüber, daß ich noch keinen Kuß bekommen habe! Das ist bei uns nicht Sitte, nicht wahr, Hans?“

„Ich muß gestehen, daß mich Herma darin nicht verwöhnt hat.“

Auf eine Einladung der Baronin treten sie nun gemeinschaftlich den Weg nach dem niedlichen Häuschen an, welches gar freundlich in seinem Schmucke von rotem wilden Wein prangt.

Beim Frühstück, welches auf der schattigen Veranda eingenommen wird, springt das junge Mädchen plötzlich erregt auf:

„Nun habe ich es aber endlich satt: Herr Graf, Frau Baronin, Mein Herr, Gnädigste Frau! Wie lächerlich! Könnt Ihr nicht einfach sagen: Jrmgard und Hans? Wir sind doch hier unter uns, sind schlichte Landkinder und keine Salonpuppen.“

Beide sehen sie einen Augenblick betroffen an. Dann streckt die junge Witwe dem Gaste die Hand entgegen.

„Man muß ihr stets gehorchen. Wenn Sie nichts dagegen haben: Hans?“

„Sie machen mich unendlich glücklich, Jrmgard.“

Er schlägt freudig ein.

„So; der Pakt wäre geschlossen! Ich sei, gewährt mir die Bitte, in Eurem Bunde der dritte!“

Herma legt ihre Hand in die Hände der beiden, indem sie dabei Gelegenheit nimmt, diejenige der Freundin heftig zu drücken, während sie die ihres Verlobten nur leicht berührt.

„Nun Hans, wirst Du Dich ein paar Stunden schlafen legen! Du hast Deine Nachtruhe geopfert, armer Junge!“

„Ich war im Begriff, dieselbe Bitte an Sie zu richten.“

„Wenn es nicht zu unbescheiden ist, gnä -- Irngard, mache ich von Ihrer gütigen Erlaubnis Gebrauch. Ich bin wirklich etwas abgesspannt.“

## XXVII. Kapitel.

### Die Braut verrät ihre wahren Gefühle.

„Endlich, endlich habe ich Dich wieder allein!“ ruft Germa aus, nachdem ihr Bräutigam gegangen ist.

„Jetzt laß mich das Versäumte nachholen!“

„Kind, Du thust unrecht. Nicht mir gebühren Deine glühenden Küsse.

„Nun? und wem sonst?“

„Deinem zukünftigen Gatten.“

„Irngard, sprich nicht so unvernünftig! Meinst Du denn, ich könnte jemals heiraten?“

„So heuchelst Du?“

„Nein, Herz. Meine Freude bei Hansens Ankunft war ehrlich und aufrichtig. Ich habe offen gezeigt, wie ich ihn liebe. Du weißt aber auch, wie ich Dich liebe! Nun urteile selbst!“

„Dein Bräutigam oder, wenn es Dir so lieber, Dein „Bettler“ ist, soweit ich ihn aus seinen Briefen und nun persönlich kenne, durchaus gut, edel —“

„Das ist er. Vielzugut für mich. Es würde dahin kommen, — vergieb mir, Schatz, wenn ich mich ein wenig drastisch ausdrücke! — daß er die Schürze trägt und ich die Hofe an habe. Gefällt Dir eine solche Ehe? Sprich, Kind! Ist sie nicht widerlich?“

„Was willst Du denn thun?“

„Ich werde frei und vernünftig mit Haus reden. Er ist verständig und wird ein Einsehen haben!“

„Übereile nichts, Herma!“

„Kommt Zeit, kommt Rat. Ich werde warten, bis sich die Gelegenheit dazu bietet. — Nun jedoch nichts mehr von Geschäften! Ich will Dich genießen, solange ich Dich heute allein haben kann. Wir müssen mit jeder Minute geizen.“

Bei diesen Worten zieht sie die Freundin mit sich in ihr prächtiges Boudoir.

Lange kann sie dieselbe indessen nicht bei sich festhalten. Bald will der Dienstmann, der des Grafen Koffer gebracht hat, abgefertigt sein; dann wieder möchte Lore nähere Instruktionen wegen des Essens haben, und so geht es fort, bis man sich zur Mittagstafel rüsten muß. Während des Mahles wird eine Gondelfahrt auf dem Rheine verabredet, zu welcher man sich dann schnell fertig macht.

Sobald die kleine Gesellschaft den Kahn bestiegen hat, ergreift Herma die Ruder und führt dieselben mit kräftiger, gewandter Hand, indem sie ihrem Bräutigam das Steuer überläßt, das sie sonst gewöhnt ist, selbst zu lenken. Aber sie weiß, daß er kein Freund von der anstrengenderen Arbeit ist.

Ein mild durchwärmter Herbsttag! Leichte Federwölkchen jagen über den blauen Himmel. Aus der grünen, leicht gekräuselten Flut strahlt die glänzende Sonne zurück, jeden Tropfen in einen funkelnden Smaragden verwandelnd.

„Sie will den Nixlein da drunten scheinen,“ bemerkt Irmgard, während ihr Auge der goldenen Brücke folgt.

„Ihnen ihr eifiges Herz erwärmen und erleuchten,“ er-  
gänzt Hans.

„D,“ fällt das junge Mädchen ein, „was Du denkst! Ein solches Herz zu erwärmen, ist sie nicht im stande. Es schlägt nur für die Eine, die Einzigeine! Gegen die ganze übrige Welt ist es von Stein. Es bleibt kalt und stumm und tot.“

Da trifft sie ein forschender Blick des Verlobten, ein

mißbilligender der Freundin. Sie sieht, daß sie sich zu weit hat hinreißen lassen.

„Ach!“ ruft sie, plötzlich heiter werdend, aus, „ich werde ja fast zur Dichterin! Was kümmern uns die Nigenunge-tüme? Lassen wir sie unten in ihrem Krystallpalaste! — Seht nur dort das stattliche Schiff! Es ist der Overstolz. — Ich wollte, ich säße am Steuer!“

„Um heute, am hellen Tage, den Streich zu wieder-holen, den Du neulich in der Dämmerung vollführtest? Ich fühle noch den Schreck, den ich empfand, als ich die Nachricht davon erhielt.“

„Du bist halt a bissel zu ängstlich.“

„Was hast Du wieder verbrochen, mein tolles Mädchen?“ fragt Hans gespannt.

„Nichts in grunde. Der, Dampfer kommt daher ge-schossen wie eben jetzt. Ich spüre ein merkwürdiges Ziehen, ein Prickeln in allen Gliedern, wie es wieder da ist. Ehe ich mich besinne, sitze ich im Fahrwasser des Schiffes. Der Rahn schlägt um; der Dampfer stoppt; ich aber bin längst hinübergeschommen und lachend nachhause geeilt. Du kannst Dir denken, wie ich aussah. Gerade wie ein begossener Pudel, wie eine Wassermaus! Und die Verwirrung auf dem Schiffe! Ich kann es von meinem Fenster aus beobachten. Man glaubt ein junges Menschenleben im Schoße des graufamen Vater Rheins gebettet. Nach langem, vergeblichem Suchen ein neues Geprassel der Maschine, und stolz zieht der majestätische Koloz von frischem seine stattlichen Kreise.“

„Das nennst Du nichts?“

„Es war ja zum Glück keine Polizei in der Nähe; sonst hätte ich meinen kleinen Spaß, mein harmloses Bad vielleicht ein wenig bezahlen können.“

„Und Dein Leben?“

„Mauvaise herbe croit toujours. Jede Gefahr ist also für mich ausgeschlossen.“

„Ich möchte Dich aber doch bitten,“ bemerkt Irmgard, „für heute Dein Ziehen und Brickeln nicht weiter zu beachten und den ‚kleinen Spaß‘ zu lassen.“

„Wie kannst Du nur denken, Herzensschatz, daß ich so leichtsinnig sein würde, wenn Du bei mir bist? Dein Leben ist mir zu teuer, zu heilig, als daß ich es unbedachtsam auf das Spiel setzte. — Ha! wenn es daher wettete und stürmte; — o, bliese doch jetzt ein wilder Orkan! — wenn es bligte und donnerte, der Nachen in allen Fugen krachte und wild am Felsen zerschmetterte: dann suchte ich Dir eine sichere Planke! Mein Arm trüge Dich durch Sturm und Wellen. Und könnte ich Dich nicht retten, so legte ich meine Lippe auf Deine, hielte Dich fest umschlungen, drückte Dich an mich, an mein wild pochendes Herz, und dann, o, Irmgard, dann — —“

Die Freundin ist aufgesprungen.

„Herma! — Verzeihen Sie ihr, Hans! — Sie hat heute ihren poetischen Tag und weiß deshalb nicht, was sie redet. Sie ist so daran gewöhnt, mich zum Gegenstande ihrer Zärtlichkeiten zu machen, daß sie ganz vergißt, daß wir nicht allein sind und sie eines Blitzableiters nicht mehr bedarf.“

Die Getadelte will eine heftige Erwiderung geben; aber das Auge der Freundin, in welchem ein stilles Versprechen liegt, falls sie sich beherrscht, hält sie davon zurück. Sie ist geisterhaft bleich, noch blässer als gewöhnlich.

„Vergieb mir Hans! Die Natur berauscht mich zuweilen. Ich wollte Dich nicht beleidigen.“

„Das weiß ich, liebe Herma.“

„Und zürnst mir nicht?“

„Wie könnte ich? Es ist kein Verbrechen, daß Du nicht verstehst zu heucheln.“

Er schlägt bei diesen Worten in die dargebotene Rechte.

Ohne weitere unangenehme Störung verläuft die Gondel-

partie in wiederhergestellter froher Laune, und man kann sich am Abend die Versicherung geben, daß man einen herrlichen Tag verlebt hat.

## XXVIII. Kapitel.

### Träumereien.

Die junge Frau und ihr Gast, die sich gegenseitig sehr zu einander hingezogen fühlen, unterhalten sich nach dem Soupé eifrig über die Zubereitung verschiedener Speisen, für welche Sachen der junge Offizier ein merkwürdiges Verständnis hat.

Germa, die darin vollkommen unerfahren ist, nimmt einen Augenblick wahr, in welchem sie nicht beobachtet ist, um hinauszuschlüpfen. Es duldet sie nicht länger im begrenzten Zimmer. Ihr ist das Herz übergroß. Die Schläfen pochen; es hämmert ihr wild im Kopfe. Luft! Luft!

In tiefen, langen Zügen atmet sie den frischen, erquickenden Abendhauch ein, während sich die Brust aufgereggt hebt und senkt.

O, diese Ruhe, diese Stille in der Natur! Sie kommt ihr vor wie eine böshafte Ironie. Wenn es doch stürmte und brauste! Blitz und Donner mit einem Schlage! Das würde ihrem armen Herzen besser zusagen, ihrem kranken Innern entsprechen. Dann könnte sie heiter, lustig sein.

Von widerstreitenden Gedanken gejagt, ist sie in einen schmalen Pfad des dunklen Parkes eingebogen. Sie hört und sieht nichts von dem Leben der Nacht, welches um sie herum wirkt und schafft. Den Ruf des Käuzchens vernimmt sie nicht; den Gruß der Fledermaus hat sie nicht erwidert. Es drängt sie vorwärts, immer weiter!

Erschreckt bleibt sie einen Augenblick stehen, als sie an eine Lichtung anlangt und der helle Mondenstrahl voll auf

ihr Gesicht fällt, welches eben so blaß und leblos starrt wie die weiße Birke an ihrer Seite. Sie ist an den Rand des stillen Teiches getreten, welcher sich hier, von stolz ragenden Baumriesen umkränzt, versteckt ausdehnt, hat mechanisch die niedliche Gondel, die sich auf demselben befindet, losgebunden und steigt hastig hinein.

Ein plätscherndes Willkommen antwortet den leichten Ruderschlägen und weckt die Willenlose aus ihrer Betäubung. Sie blickt verwirrt um sich. Wo ist sie? Wer hat sie mit magischer Gewalt hierher zu ihrem Lieblingsplatze gezogen? War es der böse Gefelle, der ungezogene Mond, welcher ihr nun so freundlich zunickt?

O, wie verführerisch übergießt er mit mattem Lichte das rot-, gelb-, braun-, grünschimmernde, buntgefärbte Laub der ernstesten Bäume! Und dort! horch! welch liebliches Tönen! Wollen ihre Schwestern, die Nixen in der Tiefe, mit ihr plaudern? Kommt Frau Hertha, den prächtigen Wagen reinigen zu lassen? Oder klagt der sonst stumme Schwan seinen Abschiedsgruß der prangenden Erde, um dann hinüberzusegeln, zu sterben? O, sterben!

Wieder tönt es? Hat sich eine Nachtigall verspätet? Die flötet doch nur im Wonnemonat für glückliche Seelen. Aber es ist wirklich ein Singvögelein, welches noch jetzt seinen lockenden Gesang zart und leise hinausendet in die träumende Welt und um Liebe girt. Liebe atmet heute die ganze Natur.

Da kann auch Herma nicht weiter mit etwas Unbekanntem zürnen. Sie ist ganz ruhig geworden. Ihr leichter Rahn hält in der Mitte des Teiches, ohne Bewegung; denn kein Lüftchen weht. Das junge Mädchen hat die Ruder eingezogen und sich lang in seinem kleinen Fahrzeuge ausgestreckt, indem es den sinnenden Kopf fest an den Bug lehnt. Die großen, grauen Augen blicken gedankenvoll in den stillen,

kalten Mond. Doch es überlegt nicht. Es träumt, träumt von seiner Irmgard.

O, wenn sie jetzt daherkäme, mit ihrem leichten, schwebenden Gang, der leider seit der Trauer an Elastizität verloren hat, den seine Liebe aber schon wieder beflügeln wird! Wenn sie den anderen Rahn, der dort an der Weide hinter ihm liegt, von seiner Kette löste und zu ihm käme! Dann könnten sie Bord an Bord liegen. Nein; es würde zu ihr hineinspringen. Sie plauderten. O, dazu hätten sie keine Zeit! Sie — —“

Da hört Herma Ruderschläge hinter sich.

„Die Geliebte ist da! Sie kommt!“

Ihr Herz sagt: „Nein.“ Sie kann ihr ja nicht entgegen fliegen. Die Hand will das Ruder nicht ergreifen. Sie vermag nicht einmal, sich umzuwenden.

„Hans!“ seufzt sie enttäuscht.

Der Genannte ist ihr wirklich nachgeeilt.

Er hatte mit Irmgard so eifrig geplaudert, daß niemand anfänglich ihre Abwesenheit bemerkte. Als sich indessen ihr heiteres Geplapper, ihr übermütiges Lachen garnicht vernehmen lassen, gewahrt man, daß sie nicht zugegen.

„Sie wird den Kindern noch eine Unterrichtsstunde erteilen,“ sagt die Baronin; „darin darf sie niemand stören. Ich bedauere nur, daß ich Sie gleichfalls einen Augenblick verlassen muß. Der Bote, welcher zur Stadt zurückkehrt, wartet auf Bestellungen.“

„Bitte, Irmgard, lassen Sie sich durch mich in Nichts aus Ihrer Ordnung bringen! Ich unterhalte mich schon. Da stehen Bücher.“

„Hermas Sachen, gelehrtes Zeug. Ich glaube, dieselben gefallen Ihnen ebenso wenig wie mir. Darüber geht mir noch ein gutes Kochbuch oder ein interessantes Modejournal. Hier haben Sie etwas Fesselndes.“

Nachdem die junge Frau gegangen, blättert Hans ge-

danke los in dem gerechten Buche. Aber es ist ihm nicht möglich, sich zu sammeln. Er weiß nicht einmal, was er in der Hand hat. Zerstreut legt er es beiseite und schreitet im gemütlichen Zimmer auf und ab.

Die Thür zu der hübschen Veranda steht offen. Der neckische Mond winkt und lockt garzu verführerisch. Da zieht es auch ihn hinaus. Er schreitet die breite, steinerne Treppe hinunter und biegt in den schlummernden Park ein. Es ist sonst gerade keine Vorliebe von ihm, finstere, einsame Wege bei Nacht aufzusuchen. Doch der Abend ist heute so verlockend! Der tiefe Friede in der schönen, ernsten Natur thut seinem Herzen unendlich wohl.

Auch er ist an den stillen Teich gelangt. Er sieht den zierlichen Nachen neben sich, einen anderen dort in der Mitte des Weihers halten. Eine Gestalt in demselben? Wer ist es?

„Günther!“ sagt er im ersten Schreck.

Er hat während des Wanderns durch die düsteren Gänge so lebhaft an den geliebten Freund gedacht, daß dieser ihm jetzt wahrhaft vor Augen steht. Hestig reibt er sich die Stirn, um solche unklugen Gesichter zu verbannen. — Sie entschwinden.

---

## XXIX. Kapitel.

### **Eine ernste Aussprache zwischen den Verlobten.**

Wer aber liegt dann dort regungslos, totenbleich, in tiefes Schwarz gehüllt, im kleinen Nachen? Er weiß es: Herma. Warum rührt sie die Ruder nicht? Hat sie dieselben verloren? Wie, wenn sie in Not? Wenn er ihr Retter würde, den sie früher so oft aus schwerer Bedrängnis befreit? Weshalb bewegt sie kein Glied? Schläft sie, oder --?

„Gott, verhüte es!“

Ihre exzentrische Natur läßt auf alles schließen. Vor

innerer Angst und Aufregung wagt er nicht zu rufen, nicht, ihren Namen zu nennen. Eilig hat er indessen den kleinen Kahn von seinen Fesseln befreit. Hastige Ruderschläge tragen ihn zu ihr. Noch bevor sie ganz zur Besinnung gekommen, ist er an ihrer Seite angelangt.

„Gott sei Dank!“ ruft er, wie von drückender Last erlöst, aus, als das Wort „Hans“ ihren Lippen entflohen ist.

„Du lebst, Herma; ich halte Dich!“

„Was hast Du nur, Junge?“ giebt sie ruhig zurück.

„Warum zitterst Du so? — Es ist doch nicht kalt.“

„O, Kind, die Angst hat mich fast getödet. Sie schnürte mir die Kehle zu, daß ich nicht schreien konnte. Du lagst so still, so unbeweglich!“

„Ha, Ha! Du bist nicht daran gewöhnt, mich träumen zu sehen! Findest mich überhaupt wohl recht verändert, nicht wahr? — Weißt Du, Hans, an wen ich dachte?“

„Nun?“

„An Irmgard.“

„Ich vermutete es.“

„Setz Offenheit gegen Offenheit! Wer beschäftigte Deine Gedanken, als es Dich durch die melancholischen Gänge des Parkes trieb? Denn Du hast doch dieselben durchpilgert? Bist nicht aus der Erde gewachsen, gelt?“

„Ich will nicht weniger aufrichtig sein, als Du es bist, Herma. — Ich hatte Günther neben mir.“

„So: das war ehrlich und soldatisch! Kannst Du raten, Hans, was das beste wäre?“

„Ich bin nicht im stande zu denken.“

„Du heiratest Günther, und ich führe meine liebe Irmgard heim!“

Es ist heraus das verhängnisvolle Wort.

Die Gondel des jungen Offiziers schaukelt heftig auf dem stillen Wasser.

„Also ist es wahr?“

Ein schwerer, tiefer Seufzer hebt seine Brust:

„Wirklich auch Du? — Armes, armes Mädchen!“

„Was hast Du, guter Vetter? — Komm mal näher zu mir! — So! Reiche mir Deine Hand, und antworte, als ob Du vor einem strengen Richter ständest! Willst Du?“

„Herma, ich beneide Dich um Deinen glücklichen Humor, der Dich selbst in den ernstesten Augenblicken nicht verläßt.“

„Sei kein Kind, Hans! Thue desgleichen! Doch nun aufmerksam! — Du hast mich gern, nicht wahr?“

„Das weißt Du.“

„Und bist überzeugt, daß ich Dir auch herzlich gut?“

„Vollkommen!“

„Darin sind wir uns einig. Jetzt aber die Hauptsache: Wir haben jemanden, welchen wir lieben, — und das sind nicht Du und ich — den wir höher schätzen als unser Leben, —“

„Auch für Dich würde ich das meine jeden Augenblick dahingeben.“

„Ich für Dich gleichfalls, guter Junge. Aber das genügt noch nicht. Laß mich aussprechen: höher schätzen als unsere Ehre! — Du schweigst? Warum antwortest Du nicht?“

„O, Herma, Du sprichst traurige Wahrheit!“

„Warum traurig, wenn wir beide vernünftige Menschen sind? — Damit indessen nicht der geringste Irrtum vorwaltet: Namen! Ich gehe mit dem Geständnis voran: Ich bin in Irngards Banden. Sie gilt mir mehr, als Du mir jemals sein kannst, mein Bräutigam, mein zukünftiger Gatte. — Und Du?“

„O, laß mich, Teure! quäle mich nicht mehr!“

„Du brauchst Dich Deiner Neigung nicht zu schämen. Du hast, soweit ich urteilen kann, edel gewählt. — Du liebst Günther, heißer, inniger als mich, Deine Herma, Deine Braut, Deine zukünftige Gattin?“

„Kind, Kind, foltere mich nicht!“

„Es bedarf nur noch Deiner Bestätigung.“

„Ja dann!“

„Ich danke Dir für dieses Ja. — Wir wissen, was wir für einander fühlen. Nun laß mich eine Bitte aussprechen, die uns beiden aus tiefem Herzen kommt, und bei welcher jeder von uns Bittender, jeder von uns Gewährender ist! — Lieb mich frei!“

Trotzdem das Wort lange genug vorbereitet ist, sehen sich beide betroffen an. Hans findet keine Erwiderung.

„Antworte! ich beschwöre Dich! — Oder, wenn es Dir lieber ist, zuerst meine Entgegnung auf Deinen unausgesprochenen Wunsch zu haben, nun gut; hier ist sie: Du bist frei, Lieber, so frei, wie Du es nur verlangen kannst.“

Herma bebt doch etwas. Ihr Übermut, den sie zur Schau trägt, und welchen sie krampfhaft festhält, droht, sie zu verlassen. Aus ihren Lippen weicht alles Blut und ihr Auge starrt in das Wasser. Denn sie ist, wenn auch meist ein wenig schwachhaft, keine oberflächliche und leichtsinnige Natur, die es mit einem gegebenen Worte nicht allzu schwer nimmt.

Freilich bringt sie kein Opfer, wenn sie ihrem Verlobten sein Versprechen zurückgibt. Aber nicht deshalb hat sie den scherzenden Ton gewählt, sondern weil sie weiß, daß die Freiheit für ihn dieselbe Wohlthat einschließt wie für sie. Beide haben gleichviel zu nehmen, gleichviel zu geben. Es bedarf nur eines bequemen Überganges, und ein bißchen Mutwille hilft am besten über die schwierigsten Lebenslagen hinweg.

Sie ist schon wieder gefaßt, als der Wetter Worte findet.

„Liebe Herma,“ beginnt er sanft, „Du bist rasch. Du fühlst den Alp, der auf unserer Brust liegt; aber Du wählst das schroffste Mittel, um ihn hinwegzuräumen. Meinst Du nicht, daß er ganz von selbst weicht, nun wir uns vollkommen verstehen, seitdem wir einander in das tiefste Herz geschaut haben. Ich liebe Dich jetzt nicht weniger, als ich Dich früher liebte, obwohl ich aus Deinem eigenen Munde weiß, Du ziehst Irmgard mir vor. Du verlangst nichts anderes von mir als

die treue, aufopfernde Zuneigung eines Bruders, und auch Du bringst mir innige Schwestergefühle entgegen.

Wir brauchen kein Geheimnis vor einander haben, können uns klagen, was uns bedrückt, uns mitteilen, was uns freut, uns das Verborgenste anvertrauen.

Herma, laß uns gemeinschaftlich durch das Leben gehen, wie wir es stets gewollt! Werde trotz allem und allem mein Weib, mein verehrtes, angebetetes, vergöttertes Weib!“

„Du bist naiv, Hans, möchte ich ausrufen, wenn ich Dich nicht zu gut begriffe.

Du malst Dir indessen ein solches Leben leichter aus, als es ist. Du erträumst Dir ein Glück, welches niemals sein kann. Schon Deinetwegen darf ich Dir den Wunsch nicht erfüllen.

Ich werde mich nie, selbst wenn ich Dir als Frau folgen müßte, von Irmgard trennen, bis sie mir den Laufpaß giebt, was natürlich nicht geschehen wird. Und es wäre für Dich ein trauriges Dasein, wenn Du täglich, stündlich sehen müßtest, — daß ich mir keinen Zwang auflegen kann, noch mag, hast Du bereits gemerkt — wie ich die Geliebte mit Zärtlichkeiten überschütte, während ich für Dich nur kalte Liebkosungen habe. Du willst Dich doch nicht begnügen mit den Brosamen, die von des Reichens Tische fallen, die man dem Bettler aus Mitleid, aus Barmherzigkeit zuwirft?“

„Was aber soll aus mir werden? Du zertrümmerst meinen schönsten Lebenstraum. O, Herma, Du kennst meine schwache Natur, die sich anshmiegen muß, meine weiche Seele, die eines festen Haltens bedarf, eines starken Wesens, welches mein Lebensschiff leitet!“

„Welches mir imponiert, lieber Hans, meinst Du. Du überschätzt mich jedoch. Ich bin kein Mann. Dein Freund Günther wird Dir das bieten, was ich nicht zu geben vermag; er wird Dir sein, was ich Dir nimmer sein kann.“

Ein Abglanz seliger Zufriedenheit überzieht für einen

Augenblick des Gequälten Züge. Auch er war ja mit der Absicht gekommen, das für beide so drückende Verhältnis zu lösen. Doch seine Leidenschaft macht ihn nicht blind. Er denkt weiter. Wozu kann es führen, wenn er sich irrigen Vorsepielungen hingiebt? Er ist offen gegen sich selbst gewesen und muß auch die Freundin warnen, solange es noch Zeit ist. Deshalb erwidert er so ruhig, wie er es nur vermag:

„Der Geliebte wird eines Tages dem Zuge seines Herzens, seiner Natur folgen. Er wird eine holde Gattin heimführen. — Und ich?“

„Der Weg zum Tode steht jedem offen.“

„Nein, Herma; feige, ehrvergessen und gottlos bin ich nicht.“

„Sei mir nicht böse! — Ich danke Dir für Deine Zurechtweisung. — Du mußt aber auch nicht immer mit allen Möglichkeiten rechnen!

Sollte dieser Fall dennoch eintreten, so weißt Du, wo Du mich findest. Du bist eine Natur, welche zu dulden, zu tragen versteht. Eine echte Freundin wirst Du stets in mir besitzen, bist Du mir doch nach Irngard der liebste Mensch auf der Welt. Sobald Du willst, ziehst Du zu uns. Dann leben wir zusammen wie Geschwister. Was bedarf es da eines Standesamtes und einer kirchlichen Trauung?“

„Du hast Recht wie immer. Ich danke Dir herzlich.“

„Wir sind also frei?“

---

### XXX. Kapitel.

#### Die Entlohnung.

Als Herma dem Vetter die Hand entgegenstreckt, zögert dieser, sofort einzuschlagen. „Darf ich noch eine Bemerkung machen, Gute?“ fragte er ängstlich. „Ich muß Dich aber im voraus bitten, mir deswegen nicht zu zürnen. — Du hast bis jetzt nur an mich gedacht. Laß mich einmal ein Bedenken inbetreff Deiner äußern!“

„Nur heraus damit! Was es auch sei: es ist verziehen.“

„Irngard ist schön.“

„D, das weiß ich besser, als irgend jemand sonst! Sie liebt mich indessen trotz meiner Häßlichkeit.“

„Das wollte ich nicht sagen.“

„Nur weiter!“

„Sie ist auch gut und edel, besitzt alles, was man bei einer Frau sucht, was einen Mann — er legt etwas Nachdruck auf das letzte Wort — wahrhaft zu beglücken imstande ist.“

„Ach, Better Hans, Du wirfst zum Moralprediger! Ich gebe mir ja alle Mühe, ihr nachzueifern. Es gelingt nur nicht.“

„Du willst mich nicht verstehen, Herma. Ich meine, daß auch einem anderen diese Eigenschaften in die Augen fallen müssen.“

„Das wünsche ich sogar. Ich verlange, daß sie jeder bewundert. Der, welcher es nicht thut, ist einfach mit Blindheit und Dummheit geschlagen.“

„Du machst es mir schwer. — Wenn nun aber jemand so begeistert von ihr wäre, sie um ihre Hand zu bitten?“

„Hans!“

Herma springt jäh empor. Erregt faßt sie das Ruder. Doch schon lacht sie wieder über sich selbst.

„Was weiter? — Er zöge einfach mit einem schönen Korbe ab, dem allerliebsten, den man sich denken kann.“

„Gott helfe Dir, daß Du in Deinem Optimismus nie getäuscht werdest! — Bedenke indessen, daß die Freundin noch nicht alt ist, daß sie ihre Trauer überwinden und ihre Brust den Freuden wieder zugänglich machen wird! Auch ihr Herz könnte eines Tages sprechen.“

„Es spricht für mich.“

„Wird ihr das immer genügen? — Sie ist ein Weib.“

„Ich bin es gleichfalls, und doch weiß ich, daß ich nie, niemals einen Mann ihr vorziehen werde.“

Der Better ist ratlos. Soll er ihr die Augen öffnen über

ihren wahren Zustand? — Das darf er nicht. Schon das Schamgefühl verbietet es ihm. Wie kann er mit einer, die nicht seines Geschlechtes ist, über eine Angelegenheit sprechen, die so heikler Natur, daß sie ihn sogar dem Freunde gegenüber erröthen läßt.

Freilich, Hermas rein wissenschaftliches Auffassen der Sache, ihre keusche Unbefangtheit werden ihn leicht über das Peinliche des Ganzen hinweghelfen. Er kann mit ihr reden wie mit Scinesgleichen.

Aber sie scheint in ihrer Unkenntnis über ihr innerstes Wesen glücklich zu sein. Weshalb sie in die schreckliche Gewißheit versetzen, welche sie für immer aus ihrem Himmel verbannen, sie jäh hinabstürzen muß? Nein, nein; er darf nicht sprechen; er muß sie ihrer Unschuld ferner überlassen. Nur noch einmal will er warnen, um wenigstens einem späteren, unerwartet kommenden Unglücke vorzubeugen.

„Kind,“ bemerkt er leise, „es haben nicht alle Frauen Deine Heldennatur. — Nimm den Fall an, Irmgard heiratet wirklich wieder?“

„Dann durchbohrte ich den Verführer, sie und mich! Und wäre es mein bester Kamerad; wärst Du es selbst, Hans: meine Augen würde Dir gewiß sein!“

„Pfui, Herma!“

„Nun?“ — Ja, freilich, Du hast mir schon einmal Feigheit vorgeworfen. Du darfst es wagen, weil ich mich vor Deinem Edelmutte tief beschämt fühle. Doch auch meine Natur verlangt ihr Recht. Ach, wüßtest Du — —

Aber: worüber regen wir uns denn auf? über den Bart des Kaisers von China? über eine Katastrophe, die niemals eintreten wird? an die ich wenigstens nicht glauben will, solange ich noch im Genuß schwelgen darf. Das Leben ist so kurz und ach, so schwer! Laß es uns auskosten bis auf die letzte Reige! Setzen wir den vollen Becher an die Lippen, und leeren wir ihn bis auf den Rest! Was thut es, wenn

der letzte Tropfen bitteres Gift ist? — Das ist mein Glaubensbekenntnis, Du guter Pessimist! — Wir wissen, was es heißt: leben und — lieben,“ fügt sie ganz flüsternd hinzu.

Nun gewinnt indessen ihr Schalk wieder die Oberhand. Schnell in einen anderen Ton übergehend, zeigt sie auf den Mond:

„Sieh nur, wie sich die keusche Luna dort oben verbirgt und die dichten Wolkenschleier über ihr empörtes Gesicht zieht! Weißt Du, warum?“

„Wie gut Du immer verstehst abzulenken!“

„Du magst mir die Antwort darauf nicht geben. So höre: Sie schämt sich unserer. Sie ist empört über das verborgene, nächtliche Stelldichein! Sie blickt voller Entsetzen zur Seite, weil wir hier so neben einander im Wasser halten, und sogar manchmal unsere Hände fassen und von Liebe schwagen, wir beide ganz allein im dunklen Park auf einsamem Weiher, ein Brautpaar! Schickt sich das?“

Was würde die Gesellschaft darüber sagen? O, Hans, Hans!“

„Du machst mir Vorwürfe, Herma; Du gemahnst mich an meine Pflicht. Komm, eilen wir von dannen!“

„Das hieße ja, vom Regen unter die Traufe gehen! Ich mit Dir allein in den düstern Gängen luftwandeln?“

„So will ich voraus gehen und Irngard zu Dir führen.“

„Ei, immer besser, mein edler Ritter! Die junge, begehrenswerte Witwe ist nicht übel. Du schwärmtest vorhin bereits für sie. Und mich hier einsam sitzen lassen, dem Nachtgevägel, den Gespenstern im Wasser und zwischen den Hecken, irgend einem frechen Räuber, der dort aus dem nächsten Busche heraustreten und mein Leben — eine Börse habe ich nicht bei mir — fordern kann, und dergleichen fürchterlichen Ungeheuern mehr preisgegeben? O, Mensch, Du bist grausam; Du hast mich nie geliebt!“

Als er sie erschreckt ansieht, weidet sie sich einen Augen-

blick an seiner Angst und Verlegenheit, fährt aber dann, fröhlich lachend, mit der Hand lieblosend über sein weiches Haar.

„Mache Dir keine Gewissensbisse, guter Junge! Zwischen uns ist alles erlaubt. Die ganze Welt darf wissen, wie wir für einander fühlen.“

„Gilen wir jedoch, Herma! es fängt an, kühl zu werden! Du bist leicht gekleidet und könntest Dich erkälten.“

„Mir thut das Wetter nichts, Lieber. Aber Du bist ohne Kopfbedeckung. — Trotzdem kommst Du noch nicht fort. Erst eine Antwort!“

„Gern.“

„Sind wir Bräutigam und Braut oder Better und Muhme?“

„Schwester und Bruder, Teure!“

Ein Jubelruf entringt sich der Brust des jungen Mädchens:

„Wie danke ich Dir für dieses Wort! Wenn ich jemand außer Irmgard küssen könnte, erhieltest Du dafür einen recht innigen Schwestern-, einen ehelichen Entlobungsfuß. — Nicht wahr, auch Du bist jetzt glücklich?“

„Ich hoffe, es zu werden, und will versuchen, es zu sein. Ich glaube, Du wählst immer das Richtige. Mein Herz schlägt viel, viel leichter.“

„Und wird gewiß bald ganz leicht sein. Laß uns immer offenes Vertrauen zu einander haben! Dann steuert es sich so bequem durch das Leben, wie ich Dich nun durch den Teich führen werde.“

Du darfst Dich neben mich setzen. Beseztige Deinen Rahn hinten an den meinen, und nun vorwärts!“

---

### XXXI. Kapitel.

#### Gefühle der Erleichterung.

Herma lenkt ein paar Mal kreuz und quer, mit der einen Hand das Steuer, mit der anderen das Ruder geschickt

führend, und läßt darauf den zierlichen Machen in gerader Richtung dem Ufer zuschießen. Beim Aussteigen reicht sie dem Better die Hand und bietet ihm ihren Arm.

„Ich muß Dich wohlbehalten unter Dach und Fach führen. Was würde Irmgard sagen, wenn ihrem lieben Gaste ein Unglück zustieße?“

Hans wird nach und nach heiterer. Seine Umgebung fängt an, auf ihn zu wirken.

„Wie finster und schauerlich es hier ist!“ ruft er aus.

„Wie romantisch, nicht wahr? — Denke Dir einmal, wenn wir jetzt als heimliches Liebespärdchen durch diese versteckten Gänge schlüpfen!“

„Dann ließe ich mich nicht so willenlos von Dir leiten.“

Sie fühlen beide, daß ihr Gespräch eine etwas frivole Richtung annimmt. Indem Herma daher den Stoff wechseln will, schießt ihr ein Gedanke durch den Kopf. Sie bleibt stehen.

„Du bist mir noch eine Aufklärung schuldig, Hans.“

„Die ich gern geben will, wenn es in meiner Macht steht.“

„Warum sagtest Du: „Wirklich auch Du? — Armes, armes Mädchen?“

„Wenn Dir Deine Ruhe lieb ist, Teure, dann frage nicht weiter, und erspare mir die Antwort!“

„Meine Ruhe? Was liegt daran? Gewißheit, Wahrheit! Die ist mir mehr wert als alle Scheinzufriedenheit. Sie gilt mir höher als ein heuchlerischer, täuschender Friede. Gib mir klare, ungeschminkte Wirklichkeit, selbst wenn ich daran ersticken sollte! Ich denke jedoch, daß ich sie verdauen kann!“

„Du weißt nicht, was Du begehrst, Kind.“

„Sei es, was es will, Hans, und wenn es mein Tod ist: ich verlange es! Es ist Deine Pflicht, mir nichts vorzuenthalten, nichts zu verheimlichen, mich nicht im Finstern tappen zu lassen. Ich fühle, daß bei mir nicht alles in Ord-

nung ist, daß ich anders als die meisten Menschen, daß sich in mir ein gewisses Etwas befindet, unter dem auch Du leidest. Ich will wissen, was es ist; ich muß es wissen! Du kennst dieses dunkle Geheimnis unserer Naturen, besitzt den Schlüssel dazu; bitte, bitte, lieber Hans, gib ihn mir! weihe mich ein in dieses düstere Unbekannte!“

„Du wünschst, Herma, etwas, worin ich Dir nur mit blutendem Herzen willfahre. Du drängst mich dazu. — Ich werde Dir im Hause einige Bücher überlassen, aus denen Du Aufklärung schöpfen magst. — Es ist zwar unzeitlich von mir als Herr, dieselben einer Dame in die Hand zu geben.“

„Dummes Zeug! Danke, ich wäre ein Herr! Oder halten wir an dem Grundsatz fest, daß sich unter Geschwistern vieles schickt!“

Sie sind langsam weiter geschritten.

Das junge Mädchen trillert ein lustiges Liedchen vor sich hin. Bald wird sein Begleiter von der guten Laune angesteckt, und so erreichen sie in bester Stimmung das Ende des schlummernden Gartens.

„Sieh, Herma, wir werden bereits von Irmgard erwartet, die besorgt nach uns ausschaut!“

„Die Ärmste! Wie mag sie sich wieder geängstigt haben? — Du darfst nicht böse sein, wenn ich mir jetzt keinen Zwang mehr auferlege. Ach, es ist mir während des Tages so schwer geworden! Ich vermag es kaum, mich zu beherrschen!“

Sanft reicht der Vetter seiner Begleiterin die Hand.

„Tout comprendre, e'est tout pardonner.“

Sie hört es fast nicht mehr. Denn sie ist stürmisch auf die Freundin zugeeilt und hält diese fest umschlungen:

„Du darfst nicht zanken, Herz! Öffne vielmehr Deinen Weinkeller! Wir machen ihn heute um einige Flaschen Champagner leichter. Das heißt: dieselben sollen von Dir und Bruder Hans getrunken werden. Mir gestattest Du wohl eine Flasche Rauenthaler Berg?“

Die junge Frau sieht verwundert, bestürzt von einem zum andern. Eine heimliche Angst befällt ihre Seele.

„Aber, ich bitte, um des Himmels willen! erklären Sie mir!“

„Herma ist froh, Irmgard, daß sie mich endlich los ist, und will das Fest unserer Entlobung feierlich begehen.“

Obgleich etwas erschreckt und enttäuscht ist die Baronin doch wieder erleichtert, weil sie sieht, daß auch Hans die Sache von der heitern Seite nimmt.

Bald sitzen sie im behaglichen Gemach bei dem gewünschten Weine.

Herma eilt einen Augenblick hinaus und kommt darauf in der Freundin großer Wirthschaftsschürze — es ist eine von ihren Passionen, Kleidungsstücke von derselben anzuziehen, so weit es irgend möglich ist — mit einer zugedeckten Schüssel wieder zum Vorschein.

„Ich will versuchen, ob ich wohl die liebenswürdige Wirtin machen kann.“

Mit diesen Worten enthüllt sie ihren Teller.

„Hier, mein kleines Leckermaul! Ich weiß, Du liebst diese knusperigen Süßigkeiten, die meine fürsorgliche Irmgard so vortrefflich backt, und welche sie immer vorrätig hat. Und auch mein Liebchen ist kein Kostverächter. — Ich darf wohl?“

Sie hält eine schwere russische Zigarette in die Höhe. Gern erlaubt man ihr, dieselbe anzuzünden, und eine zweite, eine dritte u. s. w. folgen zu lassen.

Die Baronin ist indessen noch nicht ganz beruhigt. Bedenken inbezug auf Hermas Eltern steigen in ihr auf. Auch Hans ist deswegen beklommen, will aber die schwere Pflicht übernehmen, auf seiner Rückreise dieselben zu besuchen und ihnen Mittheilung über das Geschehene zu machen. Die Tochter ist betreffs dieser Angelegenheit ganz ohne Sorge und macht die anderen gleichfalls wieder heiter und zuversichtlich. Sie weiß, daß Vater, Mutter, wie Geschwister so sehr an

Ein Weib?

ihre unberechenbaren Launen gewöhnt sind, daß sie auch zu diesem neuen Streiche Ja und Amen sagen werden.

Im Laufe des weiteren Gespräches äußert Hans seine Absicht, morgen aufzubrechen.

„Das erlaube ich auf keinen Fall“, protestiert Irmgard. „Kein Tag wird Ihnen von Ihrem Urlaub geschenkt. Nur soviel Zeit gewähren wir Ihnen, wie Sie schon vorher angefezt hatten, um in unserem Residenzle einzukehren, und soviel Sie außerdem zum Besuche von Hermas Eltern brauchen. Es sähe ja aus, als fühlten Sie sich in unserem Kreise nicht wohl, wenn Sie so hastig von dannen gehen.“

Hans blickt die Koufine an, welche aufsteht und ihren Arm um seinen Hals legt.

„Sind wir nicht gute Freunde wie früher? Denke, es wäre nichts vorgefallen! Du zürnst mir doch nicht?“

„Nein, Liebe; ich weiß, daß ich Dir unendlichen Dank schulde.“

Bevor man auseinandergeht, flüstert sie ihm ein Wort zu. Mit einem Seufzer entfernt er sich darauf und kehrt mit den versprochenen Büchern zurück.

„Etwas, das Du mir vorliest, Kind?“ fragt Irmgard.

„Nein, Schatz, es sind gelehrte Sachen, welche Du nicht liebst.“

---

## XXXII. Kapitel.

### Das Glück der aufgeklärten Konträrsexuellen.

Die Nachricht, daß der Onkel Hans die Tante Herma nicht fortholen will, um dieselbe zu heiraten, erweckt am folgenden Tage großen Jubel in den Kinderherzen von Kurt und Hänschen, welche, trotzdem sie jetzt verständiger sind, den Wunsch noch nicht aufgegeben haben, sie einst gemeinschaftlich als ihre Gattin heimzuführen. Nun muß der schöne Offizier

noch recht lange bei ihnen bleiben. Er spielt so herrlich Verstehen und alle die übrigen Sachen, wenn die liebe Mama in der Küche zu thun hat oder eifrig bei einer Handarbeit sitzt. Sie ist fast nie ohne dieselbe, während Tante Germa eine solche Beschäftigung nicht liebt. Aber die dummen Bücher, die rauben ihr soviel Zeit!

Auch jetzt hat sie sich wieder zurückgezogen und liest und liest. Ja, sogar in der Nacht, wenn die Freundin, ruhig atmend, in festem Schlummer liegt, erhebt sie sich behutsam, um ihre Lektüre fortzusetzen und dadurch ein vollkommen richtiges Bild ihres Innern zu sehen.

Ach, es ist nichts Neues, was sie erfährt! Sie ist sich längst darüber klar, daß ihr Zustand ein absonderlicher, daß derselbe so, wie er hier geschildert wird; daß sich aber die Wissenschaft bereits ernstlich mit dieser Veranlagung beschäftigt, davon hatte sie keine Ahnung. Es war ihr bisher unbekannt, daß es mehrere solcher Wesen giebt, welche wie sie fühlen, trotzdem sie in Hans eine verwandte Natur gefunden hat.

Eines indessen begreift sie nicht. Warum nennt Krafft-Ebing diese Menschen unglücklich? Warum geben sie sich selbst diese Bezeichnung?

Sie ist es nicht. Sie hat gerungen und gekämpft, so lange sie unwissend war, ihr armes Herz zermartert mit Fragen, auf welche es keine Antwort finden konnte. Jetzt, da die Wahrheit vor ihren Augen aufgedeckt liegt, ist sie glücklich, voll und ganz, so glücklich, daß sie fast einen geheimen Meid darüber empfindet, daß noch andere Naturen ihr gleich sind, daß sie nicht die einzige ist, welche so denkt, so fühlt. Warum soll sie trauern? Was fehlt ihr an der höchsten Zufriedenheit? Sie hat alles erreicht, was es Begehrenswertes für sie giebt. Nennt sie nicht die Geliebte ihr Eigen?

Was schadet es, wenn ihre Ehe mit derselben, wie sie sich in Gedanken ausdrückt, ohne Pfand bleibt? Die wahre

Liebe bedarf eines solchen nicht. Die trägt die Treue in sich selbst.

Jetzt wird sie wieder heiter sein. Ihre Lustigkeit, welche bisher krankhaft war, wird eine wirkliche, natürliche werden.

Hat sie sich ihres Verhältnisses zu schämen? Nein, ganz und garnicht! Dasselbe ist viel reiner, edler, anspruchsloser, uneigennütziger als ein Bund zwischen Mann und Weib.

Sie hält — ein gewöhnliches Kennzeichen der Konträreuellen — den geschlechtlichen Verkehr der Normalen für etwas Widerliches, Ekelhaftes, für ein Laster und Vergehen, während ihr Verhältnis für sie etwas durchaus Gerechtfertigtes in sich schließt, einen gegenseitigen Opfermut bedeutet, wie ihn nur die höchste Unschuld gebären kann.

Wer will hier verdammen? Nur kurzsichtige, blinde, unverständige Thoren. Ist das nicht auch die Meinung der Verfasser jener Werke, welche sie soeben gelesen hat. Sie ist denselben für den Freimut, mit welchem sie sprechen, von Herzen dankbar. Und sie empfindet Hochachtung vor dem Better, der sich nicht von falscher Scham zurückhalten ließ, ihr das zu geben, was zu wissen ihr durchaus notwendig ist.

Dieses Gefühl für Hans spricht sich in ihrem Blicke, ihrem Händedruck aus, als sie ihm die geliehenen Bücher zurückbringt.

„Du bist nicht empört über mich, Herma?“ fragt er ängstlich. „Du zürnst mir nicht?“

„Ich danke Dir herzlich. Ich vermutete längst, was ich jetzt weiß. Die helle Gewißheit indessen fehlte mir. Sie giebt mir meine Ruhe, meine Sicherheit wieder. Auch Du wirst sie einst finden, wenn Du unbefangenen urteilst.“

„Ich bin nicht so groß angelegt wie Du, Teure.“

„Halt!“ ruft Irmgard, welche hinzutritt.

„Habt Ihr die Bücher in der Hand, in deren Inhalt mein Hermchen Tag und Nacht vertieft saß, auf welche sie förmlich verpflichtet war? Ich will wissen, was dieselben ent-

halten. Es muß etwas ganz Bedeutendes sein. Denn seit wann schleppt ein Offizier einen Büchervorrat mit auf Reisen?"

„Was in diesen Schriften steht, wirst Du niemals erfahren, Schatz, wenigstens insofern es von mir abhängt. Nimm mir das weiter nicht übel! Mein Magen kann eine starke Kost verarbeiten. Deinem Kindergemüt könnte dieselbe schädlich sein.“

„Ich bitte darum, einen Blick hineinwerfen zu dürfen.“

„Hans, Du trägst die Werke augenblicklich fort!“

Dieser Aufforderung gehorcht der Better natürlich sogleich. Kaum hat derselbe die Thür geschlossen, so wirft sich Herma der Geliebten an die Brust, indem sie dieselbe stürmisch, beschwörend bittet:

„Düäle nicht weiter, Irmgard! Die Sachen passen nicht für ein zartes, keusches Weibergemüt. Deine Unschuld ist mir zu heilig.“

„Sonderbares Mädchen, was Du mit dem Better besprechen kannst, das schießt sich nicht zwischen Freundinnen? Ihr Gelehrten habt doch alle so eine kleine Schrulle. Entschuldige den Ausdruck! — Behaltet also Eure Schulweisheit für Euch! Sie dürste mich kaum interessieren. Es steckt doch nichts weiter dahinter. Man schreibt zuviel unsinniges Zeug zusammen.“

Herma ist froh, daß die Geliebte nach dieser Erklärung die Angelegenheit für erledigt ansieht. Sie nimmt sich vor, auch fernerhin nicht mit derselben darüber zu sprechen. Obgleich es ihr unendlich schwer fällt, ihr irgend etwas zu verheimlichen, so gebietet hier doch die Pflicht ein tiefes Schweigen. Was für sie zu erfahren unbedingt notwendig war, bleibt der Freundin besser verborgen. Sie ist Psychologin und urteilt, daß man ein kindlich unbefangenes Gemüt nicht durch Dinge trüben muß, die zu erfahren nicht unbedingt notwendig für dasselbe sind. Sie hat in gewissem Sinne recht, und viele werden ihr beistimmen. —

Aber wenn ihr Handeln sich in diesem Falle auch als praktisch erwies, so kann ich mich doch jetzt nicht mehr mit dieser Schweigenstheorie, der, wie schon erwähnt, ich früher gleichfalls huldigte, befremden. Mag immerhin ein zart angelegter Charakter bei Offenlegung des Konträrsexualismus stutzen und von widerstreitenden Gefühlen eine Zeit lang hin und her bewegt werden, er wird sich beruhigen, wird genesen und bald so vertraut mit diesen Dingen sein wie mit andern auch, in welche er schonend und behutsam eingeführt werden muß, und in denen er sich nur ungern heimlich fühlt. Weil es indessen nun einmal so sein muß, darum ist es gut. Ebenso wird es mit dem Geheimnis der Anormalen gehen. Sobald dasselbe aufhört, ein Geheimnis zu sein, sobald werden auch die Scheu, der Widerwille, die Unruhe und innere Aufregung, welche es für die in seine Kreise Gezogenen und mit oder ohne Willen darin Verwickelten in sich trägt, beendet sein. Darum laßt uns reden! Ich kann es nicht oft genug wiederholen. —

Doch es war noch ein anderer Grund, welcher Herma zum Schweigen bestimmte. Sie konnte mit der Freundin nicht über Sachen sprechen, die den Anstrich des Unlauteren, Heißlichen hatten. Solche Themata zu erörtern, würde für sie gleichbedeutend mit der Idee gewesen sein, ihr erhabenes Ideal herabzuziehen in den gemeinen, ecklen Staub und Schmutz des Alltagsdaseins. —

Es steht dieses durchaus nicht im Widerspruch mit ihrer sonstigen Auffassung des Verhältnisses zu der Freundin. Die wahre Liebe schließt jedes Schamgefühl aus. All ihr Handeln, ihr Thun sind nur Folgen und Ausfluß ihres tiefinnersten Wesens, welches durchaus edel und keusch ist. Dabei denkt man nichts Unreines, nichts Gewöhnliches, man wirkt nur nach großen, ewigen, unergründlichen Gesetzen.

Aber über geschlechtliche Sachen Irmgard gegenüber sprechen: das hielt Herma für gemein, für eine Entheiligung

ihres durch echte Liebe geweihten Verhältnisses. Deshalb schweigt sie und sorgt für Fernhaltung betreffender Schriften, die notwendiger Weise zu einer Erörterung zwischen den Freundinnen hätte führen müssen. —

### XXXIII. Kapitel.

#### **Worin besteht das Verbrechen, der Freund eines Perverasühlenden zu sein?**

Nachdem der kleine Bücherstreit glücklich beendet ist, erinnert die Baronin daran, daß man heute noch einmal recht vergnügt sein will, da Hans auf keinen Fall länger als bis morgen bleiben kann. So werden denn verschiedene Belustigungen vorgenommen, und der Tag geht in ungestörter Heiterkeit dahin.

Als der Graf am folgenden Morgen Abschied nimmt, geschieht das in einer so herzlichen Weise, als ob er liebe Schwestern auf kurze Zeit verläßt.

Er zürnt Irmgard nicht, betrachtet sie nicht als seine Nebenbuhlerin, die ihm sein Kostbarstes geraubt hat. Ist und bleibt ihm nicht Herma, was sie ihm stets gewesen war: eine über alles geliebte Verwandte? er möchte fast sagen: ein älterer, erfahrener Bruder.

Er verspricht, — und hat die feste Absicht, seine Zusage auszuführen — sobald es irgend möglich ist, den Besuch zu wiederholen.

Seine Reise geht zunächst zu den Verwandten nach der kleinen Residenz, welche bereits so eine Extravaganz, wie das Lösen ihrer Verlobung, von Herma erwartet hatten.

Dann eilt er zu den Eltern Hermas. Dieselben sind zwar über die Erklärungen, welche er bringt, recht betrübt; aber sie nehmen die Sache doch endlich so, wie die Tochter

vermutet hat. Was wollen sie auch gegen abgemachte That-  
sachen, die nicht mehr zu ändern sind, einwenden?

Hans giebt sich alle Mühe, sich als den schuldigen Theil  
hinzustellen; sie glauben jedoch, recht gut zu wissen, wer hier  
den Tadel verdient. Sie vermuten indessen nicht den wahren  
Grund für die Laune Hermas, sondern fürchten, daß der  
Rektor Südmann der unschuldige Veranlasser des energischen  
Schrittes ist. Hat nicht die Tochter stets in den begeistertsten  
Worten dessen Lob gesungen, und haben die Verwandten nicht  
noch kürzlich über das eigenartige Verhältnis zwischen Lehrer  
und Schülerin den Kopf geschüttelt? Sie hatten zuvor den  
Vater gebeten, den griechischen Unterricht zu verbieten. Dieser  
meinte jedoch, daß die Besorgnis ein Phantom, und ließ sein  
Kind gewähren. Auch die Angehörigen in der Residenz haben  
eingesehen, daß ihre Furcht betreffs der Nichte nur ein Hirn-  
gespinnst gewesen ist. Der Lehrer scheint sie jetzt nicht viel  
mehr zu interessieren als die übrige Menschheit auch.

Und nun ist es doch eingetroffen, was sie sich früher vor-  
ahnend gesagt hatten: Herma hat ihre Verlobung mit dem  
Bettler gelöst, giebt die glänzende Partie auf, wegen der sie  
von aller Welt beneidet wird? Es ist also wahr: sie liebt  
den Rektor Südmann?

Die Eltern wagen nicht, diese Gedanken auszusprechen,  
obwohl auch sie von der Richtigkeit derselben überzeugt sind,  
und sie freuen sich deshalb, daß die Tochter augenblicklich aus  
der für sie so gefährlichen Nähe ihres Lehrers verbannt ist.  
Aus diesem Grunde geben sie der Abwesenden gern die er-  
betene Erlaubnis eines ferneren Ausbleibens.

Bei ihrer Rückkehr hätte sie wenigstens einige Tage bei  
den Verwandten verweilen müssen, welche ihr soviel Liebes und  
Gutes erwiesen haben, und die jetzt an der Schwester Eltern-  
stelle vertreten. Und was würde die Folge sein, wenn Herma,  
die ihre Neigung vielleicht mit Gewalt bekämpfte, ihrem Lehrer,  
bevor sie noch vollständig überwunden hat vielleicht zufällig

begegnete? wenn sie von seiner Trauer, seinem unsagbaren Kummer und Glende hörte? Man konnte bei ihr auf alles gefaßt sein.

So ist es besser, die Sünderin bleibt vorläufig noch fern.

Hans aber hat nichts verbrochen. Weshalb soll man gegen ihn unliebenswertig sein? Leidet er nicht selbst? Wer will ihn für ein Unrecht tadeln, welches er nicht verschuldet hat? Er darf sich deshalb bei dem Abschiede aus dem Elternhause sagen, daß man ihm auch hier die alte Anhänglichkeit und Liebe bewahren wird.

Wie wohlthuend ihn jedoch auch dieser Gedanke berührt, augenblicklich drängt sich ein anderer in den Vordergrund: Günther! Wird der Geliebte Wort halten? Ein freudiges Ja ist seine innere Antwort. Und er hat sich nicht getäuscht. Der Kamerad empfängt ihn in Berlin mit offenen Armen.

Beide beziehen eine gemeinschaftliche Wohnung und leben fortan in demselben Verhältnisse miteinander, wie es zwischen Herma und Irmgard besteht. Was Hans als Schreckgespenst vorgeschwebt hat, und was ihm in der ersten Zeit des Zusammenseins oft im Wachen wie im Traume verfolgte, bleibt glücklicherweise aus. Günther vermählt sich nie, weil er in seiner ersten Liebe hintergangen, betrogen wurde, und seitdem sein Herz gegen Frauenzauber und alle Verführungskünste des Weibes verschlossen hält.

So kann der junge Graf während seines ganzen Lebens das Los des Freundes teilen. Er wird dadurch so glücklich, soweit eine Natur wie die seine glücklich sein kann.

Mit Herma und Irmgard traf er später noch einige Male zusammen, sowohl auf den Gütern der Baronin wie auch im Elternhause. Es blieb das alte, freundschaftliche Verhältniß bestehen.

Er überlebte die Kousine um einige Jahre. Bei einer anstrengenden Dienstübung hatte er sich eine heftige Lungen-

entzündung zugezogen, die ihn nach wenigen Tagen, in der schönsten Mannesblüte, dahinraffte.

Günther verunglückte später auf einer Rahnpartie in einem der so harmlos scheinenden, aber wegen ihres sumpfigen Grundes gefährlichen Mecklenburger Seen.

Er konnte die Befriedigung mit in die Tiefe nehmen, daß er einem armen, verlassenem Menschen das geboten hat, was demselben zum Leben und Atmen notwendig war, was diesen vom innern Verkümmern, von der Schwermut und deren Folgen abhielt. —

Wer will ihn tadeln? Was er that, dazu wurde er aus Mitleid getrieben, nicht aus geiler Sinneslust und Übersättigung am Erlaubten. Und welches ist hier das Erlaubte? Nach den heutigen Begriffen von Moral und Ehre vielleicht sogar der Ehebruch. Man würde es ihm verzeihen haben, wenn er das Bett des ihm vertrauenden Freundes hinterlistig geschändet hätte; daß er aber der Geliebte eines Perversfühlenden war, das verdammt ihn erbarmungslos.

Ja: man könnte viel eher dem Grafen verzeihen; denn dieser war wirklich konträr und wurde von seiner inneren Natur zu dem ekelhaften Laster der griechischen Liebe getrieben, an welchem bekanntlich Sodom und Gomorcha zu Grunde gingen. Denn als Sühne für dieses Vergehen schickte der allmächtige Gott sein schreckliches Strafgericht. —

Ich muß hier bemerken, daß ich jüngst in einem Buche (Der Eros und die Kunst. Ethische Studien von Ludwig Frey. Leipzig, Verlag von Max Spohr.) die Ansicht ausgesprochen fand, wenigstens aus dem Sinne des Ganzen entnehmen konnte, daß der Sodomismus mit der griechischen Liebe identisch sei. Ich war bisher der Meinung, und habe dieselbe in medizinischen und anderen Schriften bestätigt gefunden, daß man unter „Sodomismus“ den geschlechtlichen Umgang mit Tieren versteht, der auch heutigentages noch nicht ausgestorben ist, und von dessen Vorhandensein wir uns besonders in südlischen

Ländern, wie z. B. in Italien (Rom, Neapel z.) überzeugen können. —

Dem Konträrsexuellen also hätte man vielleicht sein Verbrechen vergeben können; aber dem Normalen? Urteilen wir nicht zu streng, nicht voreilig!

Günther wurde, wie schon erwähnt, aus Mitleid zu dem getrieben, was weder ihm noch irgend jemand schadete, einen anderen aber beglückte.

Und außerdem haben wir hier noch mit einem Faktor zu rechnen, dessen Tragweite wir heute kaum feststellen können. Ich werde noch einmal bei der „Reinwaschung“ Irngarbs darauf zurückkommen. Es ist das Gebiet der Hypnose, der Suggestion, welches seine Grenzen bis zum Spiritismus streckt. Ich darf mich nicht näher darauf einlassen, weil dieses zu weit ableiten würde. Vielleicht behandle ich diese Stoffe in einem später folgenden Artikel.

Ich will nur sagen, daß sich eine Liebe, wie diejenige Hansens, endlich auf den begehrten Gegenstand übertragen und dort die gefährlichste Rückwirkung erzielen muß. Günther, auf den sich die Gefühle des Freundes konzentrierten, konnte nicht anders, als diesen mit Allgewalt wieder zu lieben, und ihm das Verlangte zu gewähren.

Es kam dabei der Suggestion der Umstand zur Hilfe, daß keine Gegenwirkung durch Frauenliebe vorhanden war und somit der Ableiter fehlte, welcher unter gewissen Voraussetzungen hätte stärker sein können als der Hypnotiseur. Dadurch wäre natürlich dessen Einwirkung an einem überlegenen Willen abgeprallt und machtlos geworden.

Man entschuldige, daß ich hier Behauptungen ausspreche, ohne dieselben zu begründen, und ohne annehmen zu dürfen, daß sie auf allgemein bekannten Thatsachen beruhen!

Ich sagte bereits, daß ein tieferes Eingehen in die Sache zu sehr von dem Thema ablenken würde.

Wer sich für diese Wissenschaft interessiert, der sehe die

Litteratur der Hypnose durch! Ich kann das sehr gute Werk vom Professor Dr. Forell aus Zürich über diese Kraft empfehlen. — Der wiederholt genannte Professor Dr. v. Kraft-Ebing, wie Professor Dr. Schrenck-Notzing in München haben Wunderkuren durch dieselbe erzielt, besonders inbetreff des Konträrsexualismus.

#### XXXIV. Kapitel.

### Der Liebe Lust und Leid.

Als die Herbststürme dahindrausen, die grauen Nebel aufsteigen und der kalte Winter droht, seinen frostigen Einzug mit Schnee und Eis zu halten, verlegen die Freundinnen ihren Wohnsitz vom Rheine wieder in die süddeutsche Universitätsstadt, damit die Kinder den dort einmal begonnenen Unterricht fortsetzen können.

Sie leben einsam und zurückgezogen, weil Irmgard noch tief trauert und Germa, welche nur für die Geliebte atmet, und die jetzt ihr Glück mit vollem Bewußtsein genießt, innig mit ihr fühlt. Sogar nach ihrem Hauptvergnügen, dem sie sonst leidenschaftlich ergeben war, dem Eisporte, fragt letztere ebenso wenig wie nach jeder anderen Zerstreuung.

So vergeht die harte Jahreszeit in ruhiger Selbstgenügsamkeit.

Der lockende Frühling hält darauf seinen festlichen Einzug.

Die duftenden Blumen, des Sommers liebliche Kinder, folgen und entfalten ihren verführerischen Reiz. Das Korn winkt hinaus auf das friedliche Land.

Wieder fällt das welke Laub, und die kalten Herbstwinde treiben in die geschützte Stadt zurück.

Im Leben der Freundinnen ereignet sich kaum etwas Bemerkenswertes, da ihr inniges Verhältnis unverändert bleibt. Auch die Zeit scheint spurlos an ihnen vorüberzugehen. Sie

stehen, dem äußeren Ansehen nach, in derselben Jugendblüte, in welcher sie waren, als sie einander kennen lernten.

Da aber der neue Winter an die verschlossenen Thüren klopft, gemahnt er Irmgard daran, daß sie neben sich ein junges Wesen hat, welches berechtigt ist, Ansprüche an das Leben zu stellen. Sie wirft sich vor, sich zu sehr ihrer Trauer hingegeben und nur für sich, ihrem Geschmacke gelebt zu haben. Das soll anders werden.

Herma ist eine schwärmerische Musiklehrerin; das Theater begeistert dieselbe. Die Baronin will sich deshalb überwinden und die Freundin dorthin führen, wohin ihr Herz sie gewiß schon lange zieht.

Das junge Mädchen mag indessen nichts von dem Plane der Geliebten hören. Es will sein stilles, unbegrenztes Glück nicht mit den rauschenden, prunkvollen, doch eitlen Freuden der jämmerlichen Welt vertauschen.

Irmgard aber meint, es schübe die Unlust nur vor; seine Weigerung sei Rücksichtnahme und Zartgefühl für sie. Deshalb dringt sie heftiger in die Zaudernde.

Da denkt diese, daß es der Freundin Bedürfnis ist, wieder unter die Menschen zu kommen, und sie giebt dieser zu Liebe, mit innerem Widerstreben, ihre Einwilligung, in die Gesellschaft zurückzukehren.

Die Klänge des ersten Konzertes thun dem Herzen der jungen Witwe weh. Sie gewöhnt sich jedoch nach und nach daran, wieder Lust und Freude um sich zu sehen. Es ist ihr von Jugend auf als etwas so Selbstverständliches erschienen, der Mittelpunkt der Geselligkeit zu sein, daß sie auch jetzt wieder Gefallen daran, ja, schließlich Verlangen darnach empfindet.

Einmal wieder in die Welt hinausgetreten, bleiben die Freundinnen nicht unbemerkt. Das sind Gestalten, die man nicht ohne Beachtung vorübergehen läßt. Sie sind bald der Brennpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit. Die schöne,

reiche, begehrenswerte Witwe und ihr Schatten, die pikante Gefährtin, bei der man nicht weiß, ob man sich staunend fernhalten oder anbetend zu ihren Füßen nieder sinken soll.

Sie schwimmen, ohne daß sie es beabsichtigen, im Strome der Vergnügungen, werden von einer Aufregung in die andere gerissen.

Irngard thut es wohl, sich mit den Fröhlichen zu freuen, während sich Herma aus dem geräuschvollen Gewühl, welches ihr so lächerlich, so fade erscheint, hinwegsehnt in ihre einsame Kammer, oder weit fort auf jenem dort oben verlassen funkeln den, einzelnen Stern, wo sie niemand sieht, niemand hört, allein, ganz allein mit der Geliebten.

Was wollen denn die anderen Menschen von ihr, die sie doch nicht voll zu würdigen verstehen? Was geht sie dieselben an? — Herma ist stolz auf den Weihrauch, welcher der Freundin dargebracht wird; sie will, daß man sie genügend bewundert. Aber wehe, wenn sich jemand die geringste Vertraulichkeit erlaubt!

Dann packt sie eine rasende, unbändige Eifersucht. Sie ballt die Hände, und Wutthränen entströmen ihren Augen. Sie stellt den Frechen, ganz gleich, ob Dame oder Herr, energisch zur Rede, und ist in ihrem Zorn höchst ungerecht.

Eines Tages, als sie einer lieben Bekannten der Freundin durch ihre grundlose Heftigkeit das weitere Betreten des Hauses unmöglich gemacht hat, verweist ihr Irngard gereizt das Unpassende eines solchen Benehmens. Sie schleicht sprachlos in ihr Zimmer, an allem Edelmute verzweifelnd.

Ach, kann sie nur lieben? O, ihre Leidenschaft ist viel, viel stärker als die heftigste Neigung zwischen Mann und Frau! Eine solche bezreißt nur, wer selbst weder Weib noch Mann.

Sie will fort, will die Geliebte, welche sie doch nicht versteht, niemals wiedersehen. Ihre Gegenwart ist dieser gewiß zur Qual. Hat sie nicht kürzlich geäußert, daß sie die

ganze Welt in gleicher Weise lieb habe? Und als Herma sie schmeichelnd gefragt: „Nicht wahr, aber mich hast Du ein ganz klein wenig lieber als die Übrigen?“ da hat sie ihr zur Antwort gegeben: „Ich glaube fast. — Das kommt wohl von der Macht der Gewohnheit.“ Sie hat damals diese Erwiderung, obwohl sich ihr Herz dabei krampfhaft zusammenzog, für eine kleine Neckerei gehalten. Heute jedoch hat sie die Gewißheit erhalten, daß sie der Freundin gleichgültig ist. Darum darf sie dieselbe nicht länger mit ihrer verhassten Anwesenheit belästigen. Sie will es auch nicht.

Da tritt Irmgard zu ihr. Ein Blick genügt, um sie in deren Arme zu treiben und reumütig um Verzeihung flehen zu lassen. Der Friede ist hergestellt.

Doch es bleibt nicht bei diesem ersten Zwist. Die geringste Veranlassung giebt der Unglücklichen einen Grund zur Eifersucht. Dann nimmt sie sich vor zu entfliehen. Aber der Gedanke hält sie immer wieder zurück: „Was soll aus der Geliebten werden, wenn Du nicht bei ihr bist? Wer wird sie schützen in den Gefahren, die sie von allen Seiten umlagern? wer sie warnen zur rechten Zeit vor den heuchlerischen Gecken, ja, vor sich selbst?“ Das Heil der Teuren verlangt ihre Anwesenheit. Sie bleibt, und Irmgard versteht es, sie stets mit Sanftmut von der Grundlosigkeit ihrer Befürchtungen zu überzeugen. Darum nimmt sie sich vor, ruhig zu sein; aber ihr liebender Blick soll über die Angebetete wachen.

---

### XXXV. Kapitel.

#### Gewissensfragen.

Daß auch sie rings von Versuchungen umgeben ist, fürchtet Herma nicht. Ist sie denselben denn nicht gewachsen? Der Lorbeer, welcher ihr reichlich gestreut wird, läßt sie kalt.

Ärgerlich fragt sie sich zuweilen, was die Herrenwelt an ihr findet. Sie ist nicht hübsch, behandelt die Männer wegwerfend, unterhält sich mit denselben wie mit Thesegleichen in einem ungezwungenen, manchmal etwas fecken, freien und herausfordernden Tone. Ihr Verkehr ist harmlos, vielleicht burschikos.

Wagt es jedoch einer der Herrlein, sich ihr vertraulicher zu nahen, sie nur im geringsten zu berühren, so fährt sie auf. Ein strenger, eifriger Blick schmettert den Verwegenen zu ihren Füßen. Auch hier findet er keine Erhörung. Das Umfängen eines Mannes erweckt ihr Widerwillen und Ekel. Hohnlachend wendet sie dem Bethörten den Rücken. Man nennt sie Hexe, Sphinx, Nixe, Irrlicht. Sie fühlt sich unschuldig, hat sie doch niemals wissentlich jemand umstrickt. Sie empfindet keine Freude oder Genugthuung darüber, die Hoffnungslosen in ihren Banden schmachten zu lassen; aber ihr Herz redet nicht. Es kann die nicht bedauern, für welche es keine Sympathie hat. Ja, sie ist dahin gekommen, die Männer zu verachten.

Sie hat gesehen, wie schnell sich diejenigen zu trösten wissen, welche mit allen heiligen Eiden geschworen haben, verzweifeln zu müssen, wenn ihnen nicht Gewährung verheißen würde. Wie darf sich da Mitleid in ihrer Brust regen?

Sie fragt sich, ob ihr Niemand bisher dieses abgenötigt hat. O ja, Hans jammerte sie, bevor er das Glück bei Günther gefunden hatte. Aber er ist ihr Bruder, ist auch im grunde gar kein Mann.

Doch der Rektor? Hat sie ihn gleichfalls von sich gewiesen? Ist ihr die Entdeckung seiner Liebe unangenehm gewesen? Nein, sie hat ihn aufrichtig bedauert, beklagt. Warum ihn allein von allen? Weht sich ein geheimes Band zwischen Lehrer und Schülerin? Gibt es auch hier eine Wissenschaft, in deren Tiefen sie noch nicht getaucht ist? Ein hartes

Rätsel bietet sich ihr dar. Aber sie will die Nuß knacken; sie wird auch dieses lösen.

Ist ihre Natur vielleicht doch anders als diejenige der von ihrem verehrten Krafft-Ebing geschilderten Frauen? Kann sie zu gleicher Zeit Irmgard und den Lehrer lieben? — Nein! —

Ich denke, wir dürfen ihr dieses Nein glauben. Wohl giebt es Urningsnaturen, die es zu beiden Geschlechtern zieht. — Pfui! Weshalb Pfui? Wegen der Polygamie? Wollen wir gefälligst nach uns selbst die übrigen tagieren! Wie mancher, der im Besitze eines schönen, verführerischen, begehrenswerten Weibes ist, sehnt sich im geheimen nach den Reizen eines anderen. Und wohl ihm, wenn es bei dem Sehnen bleibt! Verschiedene haben überhaupt kein Gewissen mehr, wenn sie sich, obwohl „glücklich“ vermählt, in den Häusern der Lust herumtreiben, eine liederliche Dirne im Arme halten und Frau wie Kinder daheim küssen, während noch das Zeichen buhlerischer Lust auf ihren Lippen brennt. Liegt in dieser Vielweiberei mehr Moral als in der des Urnings? —

Herma indessen war keine solche Natur. Sie liebte ihren Lehrer nicht in Sinneslust. Kein glühendes Verlangen trieb sie zu einer Umarmung, kein leiser Wunsch regte sich, einmal seinen Mund zu berühren, oder, wenn auch nur vorübergehend, die Seine zu werden. Auf geistigem Gebiete lag ihr Interesse für ihn. Es waren die Gesetze der Psychologie und der Hypnose, welche sich hier geltend machten. Da auch der Rektor vielleicht ein Urning war, — welcher Art habe ich bereits ausgeführt — so wäre es nicht unmöglich gewesen, seine Leidenschaft auf das junge Mädchen zu übertragen, wenn sich dieses willig dem Banne überlassen und nicht dem stärkeren Magneten nach der anderen Seite hätte folgen müssen. Fragt nur die oben erwähnten Autoritäten, welche wunderbaren Heilungen sie gerade auf sexuellem Gebiete durch Suggestion erzielt haben, selbstverständlich in anderer Weise angewendet, als man aus dem eben Gesagten schließen kann

Sie haben sogar auf solche gewirkt, welche wilde Hasser des anderen Geschlechtes waren, was durchaus nicht immer notwendig bei dem Perverfen ist. Hans war es ebenso wenig wie die Koufjne. Daß sie aber trotzdem keine sinnliche Neigung für ihren Lehrer empfand, läßt sich aus ihrem ganzen Verhalten, besonders aus ihrem Denken schließen. —

Sie hat solange nichts von ihm gehört, sich anfänglich absichtlich nicht nach ihm erkundigt und ihn schließlich fast ganz aus dem Gedächtnisse, welches mit Irmgard angefüllt ist, verloren. Wäre ihr Gefühl für ihn Liebe, so würde sie längst zu ihm geeilt und die Seine geworden sein, ohne an die Sünde dieses Schrittes zu denken. Mitleid jedoch fühlt sie zweifellos für ihn. Hoffentlich hat er sie vergessen. Sie nimmt sich vor, in ihrem nächsten Briefe an die Verwandten nach ihm zu fragen.

Die Antwort derselben auf ihre diesbezügliche Erkundigung lautet, daß sie mit Südmanns garnicht mehr zusammen kämen, daß ihnen aber der Arzt kürzlich mitgeteilt habe, die Schwindfucht der Frau Rektor, die man mit allen Mitteln zurückzudrängen versucht hatte, sei dennoch zum Ausbruch gekommen, und die edle Dulderin habe wahrscheinlich nur noch kurze Zeit zum Leben. Die Kinder seien schon seit mehreren Monaten bei den Großeltern und würden auch dort bleiben. Über ihn berichten sie nichts. Sie fürchten, die volle Wahrheit könnte ihrer lieben Nichte zu wehe thun und dieselbe zu irgend einem gewaltsamen Streiche treiben.

Denn kaum hat Herma mit der Freundin die Residenz verlassen, so geht eine merkwürdige Veränderung mit dem Rektor vor. Seine bisher so standhaft behauptete Willenskraft ist erlahmt. Schlaff hängen seine Glieder. Matt senkt sich der Kopf auf die Brust. Er ist müde, zum Sterben müde.

Nur, wenn es draußen wettet und stürmt, wenn der Blitz jäh durch die Wolken fährt und demselben der Donner

jach auf dem Fuße folgt: dann beleben sich seine Züge etwas. Auch sie liebt ja die großen Schauspiele der Natur!

Und wenn der Nebel in der Abenddämmerung eine Hülle für Berg und Thal bildet: dann zieht es ihn mächtig, unwiderstehlich hinaus. Denn sie winkt und lockt.

Dort schwebt sie vor ihm in ihrem leichtfaltigen, schwarzen Gewande und führt ihn mit sich fort. Er folgt ihr bebend durch die schattigen Gänge des prächtigen Schloßgartens. Verlangend streckt er die Hand aus, als sie im Weiher vor ihm untertaucht. Er wirft sich an den Rand des Teiches in das kühle Gras, als sie wieder da ist. Nun steht sie gar an seiner Seite.

„Robert“, flüstert sie, „drüben! mir nach! Dort grünt unsere Hoffnung, blüht unser Glück!“

Auf dem schaurigen Wasser wallt sie dahin. Sie reicht ihm die kalte Hand und schwindet dann immer weiter fort. Er steht; er eilt; er fliegt: da schlagen die schwarzen, trügerischen Wogen über ihm zusammen. Er sinkt in die finstere Tiefe.

Doch der Sturz ist nicht ungehört verhallt. Gartenarbeiter, die in der Nähe beschäftigt sind, vernehmen den Fall und laufen herbei. Ihren vereinten Anstrengungen gelingt es, einen Menschen dem kühlen Grabe zu entreißen. Er ist starr und scheint leblos zu sein. Aber noch ist es nicht zu spät; noch ist nicht alles vorbei! Das Herz schlägt.

Indessen erst im Schlosse des Fürsten, der die Retter reichlich belohnt, kehrt die Sprache dem Armen wieder:

„O, warum habt Ihr mich aus ihren Armen gerissen? Ich war so froh bei ihr! Es ruht sich so selig, so himmlisch in ihrem Schoße, an ihrer Brust! Ihre Hand ist kalt, ihr Auge ist kalt; aber ihr Herz schlägt heiß und feurig!“

Der am Bette stehende Arzt schüttelt bedenklich den Kopf.

„Ich glaube, es wäre besser gewesen,“ murmelt derselbe, „man hätte ihn nicht in dieses Leben, dem er entfliehen wollte, zurückgerufen.“

„Fürchten Sie, daß Selbstmord vorliegt?“ fragt der Fürst leise. „Lassen Sie uns nicht daran glauben! Denken wir: ein unglücklicher Fall, ein Straucheln, ein Fehltritt! — Was könnte ihn in den Tod getrieben haben?“

„Ich weiß es nicht, Durchlaucht. Er ist ein gottesfürchtiger Mann, hatte aber seinen Verstand nicht, als er den verhängnisvollen Schritt that. Ich fürchte, ich fürchte, er wird denselben nie ganz zurück erlangen.“

### XXXVI. Kapitel.

#### Eine harte Liebesprobe.

Die Bedenken des geschickten Medizinalrates sind nicht ohne Grund und scheinen sich auch zu erfüllen. Der Kranke erholt sich von seinem langen, gefährlichen Fieber, in welchem wilde Phantasien sich jagen und Bilder von einer kalten Hand und einem eben solchen Auge ihn nicht verlassen; aber sein Geist bleibt tot. Ohne Interesse geht er durch das Dasein.

Eine hoffnungslose Schwermut hat sich über seine Seele gelagert. Er ist dem Tiefsinn anheim gefallen. Mechanisch schreitet er seinen Weg; unbewußt nimmt er Speise und Trant zu sich. Nur zuweilen flackert sein Blick freudig auf, um gleich darauf wieder den apathisch-traurigen Ausdruck anzunehmen. Dann murmelt er ganz leise vor sich hin: „O, zürne mir nicht, Du meine einzige Erlösung! Ich wollte Dich ja nie wieder verlassen. Man hat mich mit Gewalt von Dir gerissen!“

Er muß seine Stellung aufgeben. Aber der Fürst, welcher auch fernerhin sein Gönner bleibt, weist ihm ein Privatamt an, in dem er nichts zu thun hat, und welches ihn mit den Seinen vor Entbehrung und Mangel schützt.

Seine Gattin ist von dem Gram über den unheilbaren Zustand ihres geliebten Mannes so niedergebeugt, derselbe zehrt dermaßen an ihrem Herzen, an ihrer Gesundheit, daß man ernstlich für ihr Leben fürchtet.

Der treue Medizinalrat besucht das stets gastfreie Haus des einstigen Freundes täglich.

„Eins kann ihn retten,“ sagt er sich wiederholt; „wenn ich nur wüßte, was dieses Eine wäre, womit er kämpft, wer diejenige ist, die seine Sinne gefesselt hält.“

Diese Erklärung giebt er auch Irmgard, welche einer wichtigen Angelegenheit wegen die Residenz aufsuchen mußte.

Germa hat sie natürlich begleiten wollen. Da fängt der kleine Hans plötzlich an, leicht zu husten. Die besorgte Mutter bittet die Freundin, ihr zu Liebe, daheim zu bleiben; das Kind könnte vielleicht kränker werden. Diese sieht voraus, daß die Befürchtung unnütz ist; doch sie ist machtlos gegen den Wunsch der Geliebten und will also das Haus hüten.

Sobald aber Irmgard fort, verzehrt sie sich in Sehnsucht. Brief folgt dem Brief, Karte der Karte; Depeschen fliegen hin und her. Sie kann nicht länger ohne dieselbe sein. Acht Tage soll die Reise in Anspruch nehmen, und vier sind erst vergangen, so unendlich lang wie Jahre, wie Jahrhunderte!

Die Kleinen sind vollständig gesund; auch Hänschens Husten ist verschwunden; was hält sie hier länger? Morgen früh reißt sie zu der Einzigen.

Da hört sie ein leises Gehen der Haushür.

Sie fliegt die Treppe hinunter und hält die Ersehnte umschlungen.

„Irmgard!“ tönt es jauchzend von ihren Lippen.

Diese ist früher fertig geworden, als sie anfangs geglaubt hat, und konnte deshalb die Freundin überraschen.

Heute kommt sie natürlich nicht mehr dazu, von Hause zu erzählen. Nur die allernötigsten Fragen und Antworten werden gewechselt. Germa ist überglücklich, daß die Geliebte wieder bei ihr ist, und muß diesem Gefühlen Ausdruck verleihen.

Erst am nächsten Tage erkundigt sie sich nach der Heimat.

„Ach, Kind,“ erwidert Irmgard bedrückt, „ich habe recht

viel Trauriges erfahren!“ worauf sie schonend vom Rektor Südmann erzählt.

Die Zuhörerin bebt. Ein konvulsivisches Zucken geht durch ihren Körper. Die Freundin sieht, wie das Herz heftig arbeitet, so ungestüm, daß sie die Bitternde halten muß. Ihr Auge starrt in die Ferne; doch sie weint nicht. Thränen hat sie nur für die Teure, die Eine, welche ihr Alles ist.

„O, Liebe, ich bin unschuldig,“ haucht sie endlich.

„Sei ruhig, Kind! Wir wissen, was ihn retten kann. Du hast das Mittel in Deiner Hand.“

„So meinst Du wirklich?“ fragt Herma zaghaft, nachdem es etwas stiller in ihr geworden ist.

„Ich glaube nicht nur, ich wage mit Gewißheit zu behaupten, daß er Dich liebt, so leidenschaftlich und ungezügelt, wie außer ihm vielleicht nur noch Du lieben kannst.“

„Es ist also wahr? Ach, der Ärmste! Wie ich ihn bedaure!“

„Nur bedaure, Kind? — Blicke mich fest an! Sei offen gegen mich! — Sei es einmal gegen Dich selbst!“

„Das bin ich stets.“

„Wie wunderbar ihr zusammen paßt! ganz wie für einander geschaffen! Der scharfe Verstand, das wilde Feuer, die Blässe des Gesichtes, das gleiche eigentümliche Auge, —“

„Seines schwarz; das meine grau, grün, wenn Du willst!“

Herma ist schon wieder auf dem Wege, in ihren übermütigen, leicht spöttelnden Ton zu verfallen.

Dieses scheint die Freundin nicht zu bemerken; denn sie entgegnet einfach:

„Ich rede nicht von der Farbe; ich meine den Blick.“

„Ganz fehlgeschossen! Der seine ist ruhig, klug, kalt.“

„Das ist Deiner auch.“

„Du wagst das zu sagen? Wann habe ich Dich jemals ruhig angeschaut?“

„Ja, Herma, wenn Du mich ansiehst, liegt in Deinem

Nuge eine unheimliche, dämonische Glut, die mich zuweilen mit Schreck erfüllt, und welche ich nie bei einem Menschen wahrgenommen habe außer bei ihm, wenn sein Blick unbeobachtet auf Dir ruht.

Siehst Du: Ich habe nie darüber gesprochen! Ich glaubte, weil auch Du schwiegst, Du wolltest überwinden, Du kämpfst einen heftigen Kampf, den ich Dir nicht erschweren durfte.

Aber ich erkläre mir den flackernden Glanz, die große Frage, welche in Euren Augen liegt, dahin, als ob Ihr etwas sucht, das Ihr nicht finden könnt, etwas gefunden habt, das Ihr nicht zu ergreifen wagt. Ihr wißt, daß Ihr zu einander gehört, daß Eure Herzen einen Schlag haben, daß Ihr eins seid, ohne daß Ihr es wollt, ohne daß Ihr es Euch selbst gestehen mögt.“

„Irmgard, hast Du darüber nachgedacht, daß Du Dich mit Deiner langen Rede selbst widerlegst? Ich huldige doch nicht dem Grundsatz: „Gleich und gleich gesellt sich gern?“ Ich halte es mit dem Worte: „Gegensätze ziehen sich an. Les extrêmes se touchent!“

Ich gehöre Dir und sonst niemandem auf der Welt!“

Ein Zärtlichkeitsausbruch folgt diesen Worten, welchen die Freundin indessen energisch abwehrt.

„Täusche Dich nicht, Herma! Laß uns mit ruhigem Verstande fortfahren!

Du bist jetzt zufrieden mit meiner Liebe. Aber wird Dir dieselbe immer genügen? — Kaum. — Dein Herz verlangt mehr. Darum ist mein sehnlichster Wunsch an dem Tage erfüllt, an welchem ich Dich in den stillen Hafen der Ehe einlaufen sehe. Erst dann wird Dein ungestümes Innere zur wirklichen Ruhe kommen, wird es das rechte Glück ergriffen haben.“

„Irmgard, Irmgard, das rätst Du mir? — Ich heiraten? Ich mich von Dir trennen? — Was soll aus Dir werden?“

„Der Abglanz Deiner Seligkeit wird auf mich fallen, und das ist die höchste Genugthuung, die mir zuteil werden mag, das schönste Geschenk, welches Du mir beschenken kannst.“

„Du weißt nicht, was Du sprichst. Nie und nimmer gehe ich von Dir!“

„Vielleicht darf ich bei Dir bleiben.“

„Du willst mit ansehen, wie mich ein anderer umschlingt?“  
Sie schaudert bei dem Worte.

„Irmgard, Du liebst mich nicht!“

„Ich habe Dir oft genug das Gegenteil bewiesen, Kind.“

„Du fühlst nicht für mich, wie ich für Dich empfinde!“

„Wohl nicht so heftig, so ungestüm, aber möglicherweise tiefer, inniger, andauernder. Ein zu wild flackerndes Feuer verzehrt sich am Ende in sich selbst.“

„Meines nicht. — O, Du verstehst mich nicht, kannst mich nicht verstehen! Niemand kann es. Nur wir Ausgestoßenen, von den Mitmenschen Verdammten, wissen, was Liebe ist.“

---

### XXXVII. Kapitel.

#### Das Wiedersehen zwischen Lehrer und Schülerin.

Die Erregte eilt hastig im Zimmer auf und ab, während ihr die Freundin ratlos mit den Augen folgt. Plötzlich bleibt sie vor derselben stehen.

„Und wen willst Du, dem ich mich als Sklavin fügen soll? Wen befehlst Du, daß ich heirate?“

„Ich befehle garnicht, Kind. — Ich dachte an den, für welchen Dein Herz spricht.“

„Das spricht allein für Dich. Wenn Du aber den Rektor meinst, so bedenke, Schatz, daß eine Bigamie in Deutschland hart bestraft wird! Oder solltest Du vergessen haben, daß Dein Klient bereits vergeben ist?“

„Die Tage seiner guten Frau sind gezählt. Es ist zwar empörend, auf jemandes Tod zu rechnen. Aber das Unvermeidliche können wir nicht ändern, und ich muß leider voraussehen, daß ihr Sterben zwei Menschen unendlich glücklich macht, daß es den einen sogar vom Wahnsinn erlösen kann. Deshalb zürne nicht, wenn ich ruhig darüber spreche und mit ihrem nahen Ende rechne, obwohl ich daselbe nie herbei wünschen würde!“

„Und ich hoffe, daß es noch recht lange auf sich warten läßt!“

Wenn nur, ach, Irmgard, der Beflagenswerte seine Gesundheit wieder erlangte!“

„Ich kenne nur ein Mittel, sie ihm zurückzugeben.“

„Gut: ich reise!“

„Herma, Du thust ein Werk der Barmherzigkeit mit der Ausführung dieses Entschlusses.“

„Aber nicht wahr, Schatz, Du begleitest mich?“

„Nein, Kind; das geht aus verschiedenen Gründen nicht.“

„Bitte, bitte, schicke mich nicht allein fort! — Ich kann Dich nicht schon wieder entbehren, kann nicht ohne Dich sein, nicht ohne Dich leben!“

„Bedenke, daß Du eine heilige Pflicht erfüllst!“

„Nun denn: der liebe Gott wird mir helfen. Morgen gehe ich.“

Sie hält ihr Versprechen.

O, wie schwer wird ihr am folgenden Tage der Weg zum Bahnhofe! Sie will nicht bis dorthin fahren, weil sie sich einbildet, dadurch schneller von der Geliebten fortzukommen, an deren Arm sie vorwärts schleicht. Was kümmert es sie, wenn die Vorübereilenden fragende Blicke auf sie werfen? Für sie giebt es nur einen Menschen auf der weiten Welt, und von diesem soll sie sich jetzt trennen. Wenn sie auch nur mit Tagen zu rechnen hat, so bedeuten dieselben für sie eine Ewigkeit.

Müde erreicht sie die Station. Thränen ersticken ihre Stimme dermaßen, daß sie kein Abschiedswort findet. Auch Jemgard vermag vor Rührung nicht zu sprechen. Nur ein leises: „Gott befohlen, Kind! Sei mein braves, tapferes Mädchen!“ giebt sie der Freundin mit auf den Weg.

Ja, sie will mutig sein! Es ist der Wunsch der Geliebten, und diese soll sich nicht getäuscht haben. Sie will an die traute Heimat denken, der sie zueilt, an die guten Verwandten, welche sie solange nicht gesehen hat, und an die Jemgard eine Depesche wegen ihrer Ankunft senden will. Ob das Telegramm wohl schon die Lieben erreicht hat, ob diese ihrem baldigen Dortsein jubelnd entgegensehen?

Sie darf sich diese Fragen froh bejahen, als sie mit heller Freude wie ein geliebtes Kind am Bahnhofe der Endstation empfangen wird.

Die Tante schüttelt zwar bedenklich den Kopf, als Herma ihre Absicht ausspricht, morgen beim Rektor Südmann einen Besuch machen zu wollen. Aber sie hindert dieselbe nicht an der Ausführung ihres Vorhabens. Das Ganze schließt ja jetzt wenig Gefahr in sich, und wenn schon die Nichte ein wildes Temperament besitzt, so hat sie sich doch in schwierigen Fällen so verständig gezeigt, daß sie auch hier wieder das Richtige finden wird.

Der Gang ist indessen für Herma kein leichter. Sie zittert, als sie denselben am nächsten Tage antritt.

Und wie erschrickt sie über das Aussehen der Frau Südmann! Auf deren leidende Züge lagert sich ein Schimmer von Freude, als sie die frühere Schülerin ihres armen Mannes begrüßt.

„O, liebes Fräulein, es hat sich soviel verändert, seitdem Sie fort sind,“ klagt dieselbe unter Thränen; „es geht schlecht, sehr schlecht! Robert duldet niemand um sich. Kein Besuch wagt es, sich melden zu lassen. Er nimmt einen solchen auch nicht an. Sogar der gute Medizinalrat muß

ihn aus der Ferne beobachten. Ich selbst darf ihm kaum auf Augenblicke nahen. Heute kann ich vor einigen Stunden nicht wieder zu ihm gehen.

„Bleiben Sie ein wenig bei mir! Ich freue mich so, daß Sie hier sind! Es thut wohl, sich einmal gegen jemand aussprechen zu können, der mehr als einen oberflächlichen Anteil nimmt. Nicht wahr, Sie haben ihn auch lieb? Sie sind stets gern zu uns gekommen und haben unserer manchmal gedacht?“

„Erinnert er sich nicht zuweilen meiner?“

„Ach! ihm ist jedes Bewußtsein geschwunden! Er weiß von niemand. Noch nie hat er Ihren Namen genannt.“

„Erlauben Sie dennoch, liebe Frau Rektor, daß ich ihn sehe! Vielleicht wirkt der Anblick einer alter Schülerin.“

„Ich hoffe nicht mehr, liebes Fräulein! Doch, wenn es nicht zu traurig für Sie ist, gehen Sie mit Gott! Mein armer Mann hat immer soviel von Ihnen gehalten. Mein Gebet wird Ihren Weg begleiten.“

Zaghaft steht Germa an der Thür zu dem freundlichen Gemache, in welchem sie manche herrliche Stunde verlebt hat, in dem sie oft voller Begeisterung war. Leise öffnet sie, ohne geklopft zu haben.

Da sitzt, den Kopf schlaff auf die Brust gesenkt, in einer Ecke kauend, eine Gestalt, die zu erkennen sie kaum im Stande ist. Eine Totenstille herrscht im Zimmer; sogar der Gang der Uhr stockt. Germa hat Mühe, sich aufrecht zu halten. Doch Irmgard's Wort: „Sei mein braves, tapferes Mädchen!“ giebt ihr die Kraft zurück.

Festem Schrittes schreitet sie auf ihren Lehrer zu, auf dessen Gesicht die Freude aufblüht, als er ihren Gang vernimmt. Aber das Haupt hebt er nicht.

Da steht sie neben ihm und drückt mutig einen Kuß auf seine weiße Denkerstirn, nachdem sie sanft „Robert“ ge-flüstert hat.

Raum bringt ihr weicher Alt an sein Ohr; kaum berühren ihn ihre Lippen: als er aufspringt.

„Das ist sie! Das ist ihr Mund, eiskalt wie ihre Hand, wie ihr Auge. O, Herma, Du kommst zu mir? willst bei mir bleiben, immer bei mir sein? O, gehe nicht fort! Ich lasse Dich nie, nie wieder.“

Er preßt sie so fest an sich, als ob er sie für ewig halten will. Und merkwürdig, sie fühlt nicht dieses Entsetzen, welches ihr sonst die männliche Berührung verursacht. — Das Band der Zusammengehörigkeit, wie es sich um Blutsverwandte schlingt und die Kinder eng mit den Eltern verknüpft, verbindet auch geistig für einander geschaffene Naturen und stellt die Schülerin zu ihrem Lehrer, ihrem intellektuellen Erzeuger, in das Verhältnis der Tochter zum Vater, welchem sie das leibliche Dasein verdankt. — Auch webt das Mitleid gar oft eine geheimnisvolle Brücke zwischen die Seelen der Menschen. —

Es ist wohl das letztere, welches einen Widerwillen bei Herma nicht aufkommen läßt? Nur das Gefühl der ungewissen Furcht, welches sie stets in seiner Nähe gehabt hat, zittert durch ihr Inneres. Als aber seine Lippen den ihren so nahe sind, daß sie seinen heißen Atem einsaugen muß: da regt sich ihr altes Empfinden.

Gewaltsam reißt sie sich los.

„Nein, das nicht! nur das nicht! Noch ist dieser Mund unberührt von einem männlichen Kusse.“

„Gerade deshalb, Du meine reine, himmlische Herma!“  
Wieder zieht er sie an sich. — Sie kämpft mit Löwenmut.

„Ich gehe auf der Stelle, wenn Sie mich nicht augenblicklich frei geben.“

Da liegt er zu ihren Füßen. — Sanft hebt sie ihn empor.

„Lassen Sie das! Regen wir uns nicht unnütz auf! —  
Setzen Sie sich ruhig dorthin!“

„Bleibst Du bei mir?“

„Ich leiste Ihnen Gesellschaft, wenn Sie vernünftig  
sind, und will geduldig anhören, was Sie mir zu vertrauen  
haben.“

### XXXVIII. Kapitel.

#### Eine schaurige Prophezeiung.

Willenlos folgt der Rektor den Anordnungen seiner  
Schülerin. Aber die Apathie ist von ihm gewichen. Der  
Körper hat seine Elastizität wiedererlangt. Das Auge starrt  
nicht mehr in das Ungewisse. Es blinzelt und funkelt. Der  
Kopf ist mutig erhoben, und eine leise Röthe scheint die blassen  
Züge zu überfliegen. Auch die ihren haben einen matten An-  
flug von Farbe.

Er preßt ihre Hand und hält sie fest in der seinigen.  
Sie entzieht ihm dieselbe nicht.

„O, wie danke ich Dir für diese Gunst! wie danke ich  
Dir, daß Du gekommen bist! Du bleibst bei mir!“

Entslich mit mir, Herma! Wir verlassen dieses unglück-  
liche Land. Wir ziehen fort von hier; wir schiffen uns ein  
nach der Neuen Welt. Drüben suchen wir uns ein Fleckchen  
Erde, weit entfernt von aller menschlichen Kultur. Dort  
zimmere ich ein Blockhäuschen für Dich und — für mich.  
Ich mache das Land urbar; ich arbeite Tag und Nacht für  
Dich, und wenn ich dann heimkehre und meine Sehnsucht  
stille in Deinen Armen; wenn Du mir sanft zuslüsterst, wie  
Du es vorhin gethan; wenn wir nur uns, einzig unserer  
Liebe leben: dann, Herma, dann —“

Wieder will er auffpringen; aber ihr ruhiger Blick, der  
indessen bereits anfängt, unsicher zu werden, bannt ihn auf  
seinen Sitz zurück.

„Sei nicht grausam; sprich es aus; sage es mir ganz, ganz heimlich, so leise, daß es nicht einmal die Fliege dort hört; flüstere es mir in das Ohr: „Robert, ich liebe Dich; ich folge Dir; ich bin die Deine!“ Warum schweigst Du? Sage nur ein Wort; antworte allein „Ja!“ Herma liebt Du mich?“

Bis hierher hat sie geduldig zugehört, hat seiner Rede gelauscht, sie mit einer ungewissen Lust wie ein süßes Gift eingesogen. Denn sie hat einen scharf ausgeprägten Sinn für Romantik und eine rege Phantasie, welche sie zuweilen die Augen schließen und träumen läßt, Irmgard rede zu ihr in diesem Feuer, dieser Begeisterung. O, wenn dieselbe nur einmal in einem solchen Tone spräche! Auf der Stelle würde sie ihr Leben dafür hingeben! Hier aber darf sie es nicht weiter kommen lassen. Sie richtet sich auf und steht vor dem Begehrenden:

„Robert, fassen Sie sich; stemmen Sie sich dem Schicksal mit männlichem Willen entgegen! Trogen Sie ihm! Zeigen Sie, was ein starker Geist vermag! Unterwerfen Sie sich ergebungsvoll dem Unvermeidlichen!

Ich liebe Sie nicht, liebe keinen Mann, kann keinen solchen lieben. Ich liebe ein Weib!“

Da bricht er wie vernichtet zusammen.

„O, meine Ahnung!“ stöhnt er.

Doch schon springt er wieder empor und steht neben ihr. Seine Rede tönt wie begeistert. Wie eine Beschwörung klingt es in ihren Ohren:

„Vielleicht brennt es gerade deshalb hier so. Darum liebe ich Dich mit einem Gefühle, welches ich nie zu einem Weibe, nie zu einem Manne gehabt habe. Es ist die magische Gewalt, die uns zu dem Unbestimmten zieht, die uns forschen läßt in der Erde Tiefen, auf des Meeres Grunde, an des Himmels Unendlichkeit, die Macht, welche alle Schwierigkeiten

überwindet, die das Unerreichbar-scheinende zu unseren Füßen legt, das wir um so höher schätzen, je schwerer der Sieg war.

Germa, meine Liebe ist diese Gewalt. Du bist das Unerreichbare. Das Empfinden für Dich ist so gewaltig, soviel mächtiger als Deine Natur, daß es dieselbe umkehren wird. Laß mich Dein Arzt sein, Dein Retter! Mein Kuß macht Dich zum Weibe, zum liebenden und geliebten Weibe!“

Sie verschlingt fast seine Worte. Eine ungeheure Sehnsucht packt sie nach dem, was er weiter mit glühenden Farben ausmalt.

Sie liegt in seinem Arme. Ihr Kopf ruht an seiner Brust. Sie fühlt sich zum ersten Male schwach einem Stärkeren gegenüber. Schon beginnt ihre Widerstandsfähigkeit zu weichen, ihr Wille zu erlahmen, als er sanft mit der Hand über ihr Haar streicht.

Ihr Blick, der seine Kälte verloren hat, schwimmt in dem feinigem. Ein Wonnenschauer durchrieselt ihre zarte Gestalt, und dieser ist vermischt mit dem zaghaften Zögern vor etwas Unbekanntem, Unerlaubtem. Vielleicht wirkt der Reiz des Verbotenen sogar mit, ihren Rausch zu erhöhen.

Sie will sehend werden, will vom Baume der Erkenntnis naschen. Deshalb bietet sie ihm entschlossen ihre Lippen und fühlt seinen glühenden Atem sich mit dem ihren vermischen.

Ob sein brennender Kuß dieselbe verführerische Wirkung hat wie derjenige, welcher all ihr Sein so gefangen nimmt, daß sie während desselben überhaupt nicht imstande ist zu denken, wie der ihrer geliebten — — —

Da fährt sie jäh zurück. Ein wilder Aufschrei:

„Barmherzigkeit, Robert! Verschone mich! Es wäre Ehebruch!“

„Ehebruch? Ehebruch?“ murmelt er vor sich hin, gleich als will er sich die Bedeutung dieses Wortes klar machen.

Dann fährt er fort:

„Fürchte nichts, Geliebte! Anna ist gut und edel. Sie

giebt mich frei. Komm, laß uns zu ihr gehen! Sie entragt, um zwei Menschen so glücklich zu machen, wie nie zuvor ein sterbliches Paar gewesen ist, nie wieder eines sein wird!“

„Ich denke nicht an sie. — Ich meine Irmgard.“

„Immer wieder Irmgard? — Armes, unglückliches Mädchen!“

„Ich bin nicht unglücklich;“ — sie tritt heftig auf den Boden — „ich bin sehr, sehr glücklich; ich bin selig. Ich will nicht geheilt sein und — Sie besitzen auch garnicht die Fähigkeit dazu — will mich nicht verführen lassen. Ich behalte meine Natur, welche mir viel, viel besser zusagt als jede andere, fühle ich mich doch unendlich wohl in derselben.“

Robert kämpft furchtbar gegen seine Leidenschaft; aber er hat durch jahrelange Übung gelernt, sich Zwang aufzulegen. Seine Sprache hört auf zu zittern, wird nach und nach ruhig, bestimmt. Wie ein weiser, gutmeinender Ratgeber, wie ein erfahrener Lehrer spricht er zu ihr, während ihre Antwort wie die eines trotigen Kindes, einer widerspenstigen Schülerin tönt.

„Herma, liebes Kind, bedenke, daß Irmgard ein Weib ist!“

„Gerade darum liebe ich sie.“

„Sie besitzt alle Vorzüge, aber auch alle Fehler ihres Geschlechtes.“

„Für mich hat sie keinen Makel.“

„Sie ist Dir jetzt gut.“

„Und wird es ewig sein.“

„Aber es könnte die Zeit kommen, wo Deine Liebe nicht ausreicht für sie, wo sie jemand lieber hat als Dich!“

„Das sagt Hans auch. — Doch Euch und der ganzen Welt zum Troste wird das nie geschehen.“

Wieder tritt sie heftig auf.

Da steht er wie ein Wahrsager vor ihr. Sie muß das Auge vor seinem prophetischen Blicke senken.

„Sei stets auf das gefaßt, Leure, was Du nicht zu denken wagst! — Es wird ein Tag kommen, an dem Du Deine Geliebte in den Armen ihres einzig Angebeteten ruhen siehst, an welchem sie sich dem ergiebt, der ihr allein den wahren Himmel bringen kann. Was bleibt dann für Dich? — Eine warme, treue, aufrichtige Freundschaft. Die aber genügt Dir nicht. Du bedarfst mehr!“

Längst hat ihn Herma heftig unterbrechen wollen; aber die Zunge ist ihr wie gelähmt. Stiehlt sich der Ton nicht wie eine Weissagung in ihre Seele? Jetzt erst findet sie Worte. Zaghaft und schüchtern kommen die ersten aus ihrem Munde; dann klingen sie kurz und ruhig:

„Herr Rektor, was Sie behaupten, wird nie eintreten. Hören Sie: niemals! Jener schreckliche Tag steht in keinem Kalender. Irngard ist keine Undankbare, keine Treulose!

Sollte sich aber dennoch das Fürchterliche ereignen, so komme ich zu Ihnen, dann — hier meine Hand! — bin ich die Ihre. Machen Sie aus mir, was Sie wollen!“

Damit ist ihre Kraft vorüber. Er sieht, wie sie wankt und will sie halten. Doch ihr ruhiger Blick bannt ihn zur Seite.

„Herr Rektor, wir sind fertig!“ ruft sie, schnell gefaßt, aus.

„Gut, Herma, ich kann warten. Es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Hier in diesem Zimmer harre ich auf Dich. Oder ich eile, so schnell Du mir Nachricht giebst, Dir entgegen. Ich trage Dich von dannen, dorthin, wo uns die Welt nicht kennt, wo wir nur uns leben. — Ich weiß, daß Du kommst. Die Hoffnung auf jene Stunde ist mein Leben. Sie giebt mir neue Kraft, frische Gesundheit.“

Das junge Mädchen ist der festen Überzeugung, daß die gewünschte Erlösung für ihn niemals schlagen wird; sonst hätte es ein so gefährliches Versprechen nicht gegeben. Aber es will ihm den letzten Trost nicht rauben.

Ein stummer Händedruck besiegelt den geschlossenen Pakt.

Mit leichter Verbeugung entläßt der Rektor dann die Geliebte, welche er bis zur Treppe begleitet.

### XXXIX. Kapitel.

#### Fern von der Geliebten.

Wie erstaunt Anna, die auf das Geräusch der Stimmen herbeieilt, als sie ihren teuren Gatten aus dem Zimmer treten sieht! Sie findet kaum Gedanken, seiner Schülerin, deren längere Anwesenheit bei ihm bereits einen kleinen Hoffnungs-schimmer in ihr erweckt hat, herzlich lebewohl zu sagen.

Er spricht in seiner alten, mildfreundlichen Weise mit ihr und bittet sie herzlich um Verzeihung wegen des vielen Kummers, den er ihr bereitet hat. Weiter darf er heute nichts sagen. Weshalb soll er ihr vor der Zeit neuen Schmerz, tiefen Gram verursachen?

Es thut so unendlich weh, einem Menschen das Herz zu brechen. Aber das Schicksal ist stärker als er. Seine Liebe erstickt jedes andere Gefühl, jedes Bedenken in seiner Seele. Doch schweigen will er, bis die Zeit gebieterisch zum Aussprechen mahnt.

Auch Anna redet nicht über seine wunderbare Heilung, fragt nicht nach der Ursache, aus Furcht, ihn in seinen alten Zustand zurück zu versetzen. Sie ist, ohne forschen zu wollen, Gott für das Geschenk der Gesundheit dankbar und fühlt sich derjenigen innigst verpflichtet, welche er zu seinem Werkzeuge erwählt hat.

Diese aber ist, nachdem sie draußen die freie, rauche Luft in vollen Zügen eingeatmet hat, auf das Postamt gestürzt. Mit ihren kräftigen, männlichen Schriftzügen wirft sie wenige Worte auf das Papier. Eine Depesche soll sofort zu der Freundin fliegen. Sie lautet kurz: „Habe unendliche Sehnsucht. Beordere mich sofort telegraphisch zurück!“

Sie braucht diesen Ausweg, um nicht undankbar gegen die geliebten Verwandten zu erscheinen, die ihre Richte natürlich gern einige Zeit bei sich behalten hätten. Auch die gute Schwester kann sie nicht so ohne weiteres schon morgen wieder verlassen. Aber sie darf nicht bleiben. Ist es nicht ihre Pflicht, eine Begegnung mit dem Rektor zu vermeiden? Am liebsten wäre sie vor den Onkel oder vor die Tante getreten, um ihnen alles zu beichten, und sie zu bitten: „Laßt mich wieder ziehen! Ich muß fort.“

Doch, das kann sie nicht. Sie würde sich ja nicht allein bloßstellen; nein, sie müßte dann auch gegen ihn zeugen und würde damit vielleicht das Glück einer Familie ruinieren.

Aber Irmgard will sie vertrauen. Ist diese nicht treu wie Gold? Bei ihr ruht das Geheimnis wie in einem verschwiegenen Grabe. Das Verlangen nach ihr, welches sie, trotzdem sie den Lieben daheim herzlich gut ist und diesen gern jede Freude bereiten möchte, bis jetzt nicht verlassen hat, ist fast unwiderstehlich geworden.

In ihre alten behaglichen Räume zurückgekehrt, wartet sie von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute auf die Antwort der Geliebten.

Ach, sie muß die Angehörigen, welche die Einladung dazu schon vor ihrer Ankunft angenommen und jetzt auch sie angemeldet haben, heute auf ein Familienfest begleiten! Welchen Entschuldigungsgrund soll sie angeben? Noch zu müde von der Reise? nicht ganz wohl? Nein; dergleichen ist man an ihr nicht gewohnt. Auch hält sie es für eine Schande, solcher Kleinigkeit wegen zu lügen. Ohne triftige Ursache jedoch darf sie nicht fortbleiben, weil sie den nahen Verwandten, den Festgebern, denen sie heute früh ihren Besuch gemacht, auf heftiges Drängen fest versprochen hat, am Abend bei ihnen zu erscheinen.

Die Stunde des Vergnügens naht, und noch ist nichts von Irmgard da!

Träumend sitzt Herma im Wagen. Gedankenlos begrüßt sie die lebenswürdigen Wirte und die bereits anwesenden Gäste. Mechanisch nimmt sie die Verbeugungen der ihr freudig Entgegentretenden hin. Ohne Interesse läßt sie die Vorstellung der noch Unbekannten hingehen.

Die hübschen lebenden Bilder, welche gestellt werden, lassen sie kalt, vermögen ihr nicht die leiseste Bewunderung abzuzwingen. Sieht sie Frau Hadwig dort vor sich sitzen, so ist es für sie die Geliebte, welche sie schaut. Erscheint Pragedis allein, dann steht ihr dieselbe wieder vor Augen. Irmgard allüberall!

Da man eine kleine Pause vor dem Tanze eintreten läßt, nimmt sie einen Augenblick, in welchem sie unbeobachtet ist, wahr, um zu entschlüpfen. Sie hat ihren Fächer, den sie sonst niemals braucht, zuhause liegen lassen. Ohne denselben aber kann sie sich heute nicht dem Genuße des Walzens hingeben.

Soll sie überhaupt in den Ballsaal zurückkehren? Obgleich als gute Tänzerin gerühmt, ist für sie das Vergnügen des Herumspringens, wie sie es nennt, ein sehr zweifelhaftes. Wenn Antwort von Irmgard eingetroffen ist, bleibt sie gewiß fern. Dann heißt es: Packen für morgen!

Wie erstaunt der Diener daheim, als sie eintritt!

„Aber, gnädiges Fräulein, zu Fuß! und allein, und so leicht angezogen?“

Sie hat in der Eile nur ein lustiges Tuch umgeworfen.

„O, es hat fest gefroren, ist dabei gar nicht kalt und der Weg nicht weit.“

Ich habe meinen Fächer vergessen.

Du sagst indessen nicht, Johann, daß ich im Hause war! Hörst Du! Die Tante würde fürchten, daß ich mich erkältet habe. Ist jemand während meiner Abwesenheit hier gewesen?“

„Niemand, gnädiges Fräulein.“

„Der Postbote auch nicht?“

„Nein, gnädiges Fräulein, der kommt nicht mehr so spät.“

„Aber Depeschen werden doch ausgetragen?“

„Zu jeder Nachtzeit.“

„Höre, Johann, sollte für mich ein Telegramm eintreffen, so bringst Du mir dasselbe sofort! Wirfst mich schon erfragen können.“

„Gewiß. Ich bleibe auf bis die gnädige Herrschaft zurückkommt.“

Nun beginnt ein Suchen nach dem Fächer, bis Herma plötzlich bemerkt, daß dieser an ihrer Seite hängt.

Johann erbittet sich die Erlaubnis, sie begleiten und ihr ein warmes Tuch umschlagen zu dürfen, welches er später wieder mit nachhause nehmen will. Herma verweigert beides. Als aber der treue Diener weiter in sie dringt, läßt sie denselben neben sich herlaufen.

Bald ist sie froh darüber, daß sie es gethan hat. Sie hört hinter sich einen Schritt, welcher ihr leider nur zu gut bekannt ist. Vorwärts, immer vorwärts stürzt sie, ohne sich umzublicken; aber sie weiß, wer ihr folgt. Das Städtchen ist ja so klein, daß bei einem längeren Verweilen ein Begegnen mit dem Gefürchteten unvermeidlich ist. Schon deshalb darf sie nicht bleiben. Sie will den Rektor nicht wiedersehen.

Herma betritt den Ballsaal von neuem, als gerade zum Antreten der Polonaise geblasen wird. Sie ist bereits von einem Schwarme früherer Verehrer, der sie sofort umringt, ungeduldig erwartet worden. Längst ist ihre Tanzkarte gefüllt, als sie immer noch um Touren gebeten wird.

Sie sieht heute aber auch entzückend aus. Das schwarze, duftige Tüllkleid ohne Blume, Spange, Schmuck läßt ihren vollen weißen Hals, ihre zarten, runden Arme vorteilhaft hervortreten. Und auf den erhitzten Wangen lagert ein frisches Rot, welches man für gemalt halten könnte, wenn man nicht

zu sicher wüßte, daß sie dergleichen Kunstmittel stets und konsequent verschmäht.

Sie ist von einer Ausgelassenheit, die bis an die äußerste Grenze reicht, und erhitzt sich dabei zusehends. Wenn sie ihre Augen plötzlich auf die Thür wirft, so haben dieselben einen fiebrischen Glanz. Sie leuchten dann jäh auf, wie Irrelichter, um ebenso gespenstisch wie diese wieder zu erlöschen. Ihre Unterhaltung sprüht.

„Sie ist noch interessanter, noch begehrenswerter geworden, seitdem sie abwesend,“ flüstert man sich zu.

Die Tante aber beobachtet richtig, daß ihr Pflegekind von einem Galgenhumor ergriffen ist, daß es etwas hinunterkämpft und krampfhaft Vergessenheit sucht. Als sie ihren Gatten unbemerkt sprechen kann, teilt sie diesem ihre Gedanken mit.“

„Es ist so schwer,“ endet sie ihre Rede, „sich von der geliebten Nichte zu trennen, besonders, weil wir dieselbe lange nicht bei uns gehabt haben! Aber ich glaube, daß es besser ist, wenn Herma bald wieder reist.“

„Du hast recht, Teure. Ich habe mir auch schon große Sorgen gemacht und bin zu dem Entschlusse gekommen, mir für den Sommer von Durchlaucht Urlaub zu erbitten. Bald nach Gertruds — der Schwester Hermas, welche augenblicklich bei den Verwandten weilt — Hochzeit reisen wir und können unseren Wohnort wählen, wo wir wollen. Wenn wir dann unser teures Pflegeköchlein mit uns nehmen, so wird sich Irmgard gewiß anschließen. Steht ihr nicht gleichfalls die Wahl des Aufenthaltes frei? Da sie überhaupt beabsichtigt, gegen Pfingsten Süddeutschland wieder zu verlassen, so brauchen sich die Freundinnen nicht zu trennen, was wohl schwer zu erreichen wäre; sondern sie haben einander nach wie vor.“

## XL. Kapitel.

### Hoffnungen für die Zukunft.

Frau v. Felbeck ist erfreut über die Absicht des Gemahls welche schon lange ein Lieblingswunsch von ihr gewesen ist.

Sie will nun prüfen, in wiefern die Lust ihrer Nichte echt ist und fragt diese darum ruhig, ob sie nichts dagegen habe, wenn man sich langsam rüste.

„Durchaus nicht, liebe Tante,“ ist Hermas Antwort; „ich werde im Augenblick fertig sein. Erlaube nur, daß ich mich bei denjenigen Herren, welchen ich die letzten Tänze zuge sagt habe, entschuldige!“

„Wieviel Touren sind es noch?“

„Zwei.“

„Nicht mehr? Dann können wir bis zum Schluß warten.“

„Ich gehe ebenso gern gleich, Tante.“

„Nein, laß nur! Die Pferde sind noch nicht angespannt. Außerdem könnten die Verwandten beleidigt sein, wenn wir mit dem Aufbrechen den Anfang machen.“

Sie hat erfahren, was sie wissen will und hält deshalb die Nichte nicht länger zurück, als diese von ihrem Tänzer geholt wird.

Raum sind indessen die letzten Klänge der Musik erstorben, als Herma davoneilen will, um sich zum Fortgange bereit zu machen. Dieses wird jedoch wieder von der Tante verhindert.

„Halt, nicht so hastig, Kind! Du bist viel zu sehr erregt. Und sieh: dort werden gerade Erfrischungen herumgebracht, welche wir nicht verschmähen dürfen!“

Das junge Mädchen wird von neuem in den Strudel der Unterhaltung gezogen. So leichten Kaufes giebt man es nicht frei.

Es ist bereits vier Uhr vorüber, als Herma endlich ihr Lager auffuchen kann.

Warum ist noch nichts von Irmgard da? — Der Gedanke daran, welcher ihr alle unmöglichen Schreckgespenster vorzaubert, wie Krankheit, vielleicht gar Tod, Untreue u. dgl. m., läßt sie nicht schlafen. Unruhig wälzt sie sich zwei Stunden lang im Bette hin und her. Dann springt sie empor und kleidet sich an.

Sie drückt den Kopf, in welchem sich wirre Hirngespinnste jagen, gegen das kalte Fenster.

Da tritt die Dienerin leise in das Zimmer. Sie will Feuer machen, damit dasselbe beim Aufstehen des Fräuleins gemüthlich erwärmt ist. Wie erstaunt sie, dieses bereits wach und vollständig angekleidet zu finden!

Herma aber hat kaum einen Blick auf den silbernen Teller geworfen, welchen das Mädchen in der Hand trägt, als sie auch schon hinzuspringt und die sehnlichst erwartete Depesche von demselben reißt.

„Endlich, endlich! — Wann ist sie angekommen?“

„Bereits gestern Abend, gnädiges Fräulein. Die Frau Tante haben sie dem Boten abgenommen, dieselbe in ihr Zimmer gelegt und bei dem Toilettenmachen ganz vergessen. Als ich eben dort anschürte, waren die gnädige Frau gerade munter und trugen mir auf, die Depesche mit herüber zu nehmen.“

Irmgard hatte in der That sofort geantwortet, bebte sie doch daheim für die Freundin. Sie machte sich bittere Vorwürfe, dieselbe allein, ohne Schutz in die Höhle des Löwen geschickt zu haben, und malte sich beim Empfangen der Botschaft aus, daß irgend etwas Ängstliches, Fürchterliches vorgefallen sei.

Frau v. Feldeck hatte dem Schreiben keine große Wichtigkeit beigemessen, weil sie an diese Art von Korrespondenz zwischen den beiden Freundinnen gewöhnt ist.

Herma aber ist hoch beglückt, als sie das Lebenszeichen der Geliebten in der Hand hat. Obgleich sie weiß, was es

enthält, liest sie hastig: „Wenn möglich, komme sofort zurück! Alles Weitere mündlich. Innigen Gruß. Deine Irmgard.“

Direkt damit in das Schlafzimmer der Tante! Ist es nicht bereits sieben Uhr?

„Tante, entschuldige! Schläfst Du?“

„Nein, Kind; komme nur herein!“

Sie gehorcht unatürlich sogleich und überreicht nach einem hastigen „Guten Morgen!“ das wichtige Papier.

Frau v. Feldeck erschrickt, sagt sich jedoch im Stillen: „Es ist gut so. Ein Fingerzeig Gottes!“

Laut erwidert sie: „Was denkst Du, Herma? willst Du morgen reisen?“

„Morgen, Tante? Heute noch, wenn Ihr es mir erlaubt!“

„Du hast keinen guten Anschluß, wenn Du einen anderen als den Frühzug benutzt.“

„Den kann ich noch erreichen.“

„Es wird doch nichts Ängstliches passiert sein?“

„Ich gebe Dir sofort nach meiner Ankunft Nachricht.“

Der alten Dame wird es recht schwer, sich so unvorberichtet wieder von dem Kinde zu trennen; aber sie giebt endlich dem Drängen desselben nach und erhebt sich mit einem tiefen Seufzer.

„Nein, bitte, Tante, stehe nicht meinethwegen auf! Ich kann allein nach dem Bahnhofe fahren. Du hast ja noch garnicht ordentlich geschlafen.“

„Ich lege mich schon später wieder hin. Wir trinken unseren Kaffee gemeinschaftlich. — Onkel ist bereits aus dem Bette, weil der Braune den Fuß verlegt hat und der Roßarzt gekommen ist.“

„Da laufe ich sofort selbst in den Stall, um dem lieben Tierchen gleichzeitig Lebewohl zu sagen.“

Als Herma später mit den Verwandten und der Schwester auf dem Wege zum Bahnhofe ist, sieht sie die Frau Rektor Südmann, welche lebhaft winkt, auf sich zueilen.

Der Wagen hält.

„Sie wollen doch nicht fort, liebes Fräulein?“ fragt die fast Atemlose bestürzt.

„Ich muß, Frau Rektor; eine Depesche ruft mich ab.“

Da fällt diese ihr plötzlich schluchzend um den Hals.

„O, wie danke ich Ihnen! Sie haben Wunder gewirkt. Mein lieber Mann, er ist geheilt, vollständig geheilt! — Was wird er sagen, daß Sie uns jetzt schon wieder verlassen wollen?“

„Bestellen Sie ihm meine freundschaftlichen Grüße und ein herzliches Lebewohl!“

„Das will ich, Fräulein Herma, und mein ganzes künftiges Leben soll ein Gebet um ihr ferneres Glück sein.“

Das junge Mädchen drückt ihr innig die Hände.

Ach, die Kranke ahnt nicht, daß ihr nur noch wenige Wochen zur Ausführung ihres Versprechens bestimmt sind!

Ihr Leiden ist während der Zeit des Kummers so sehr zum Ausbruch gekommen, hat solche schnellen Fortschritte gemacht, daß die Freude jetzt nicht imstande ist, denselben Einhalt zu gebieten; ja, diese führt vielmehr durch das Plötzliche ihres Eintretens, durch die unerwartete Aufregung eine bedenkliche Verschlimmerung herbei.

Trüben Blickes kniet der trauernde Gatte bald an ihrem Grabe. Er hat eine treue, fürsorgende Freundin verloren.

Überwältigen läßt er sich indessen nicht wieder von seinem Schmerze. Er weiß, daß auch ihm noch eine Freude aufblüht, ihm das schönste, höchste Glück bestimmt ist. Die Hoffnung darauf ist sein Arzt und sein Erhalter.

---

## XLI. Kapitel.

### Ein glückliches Wiedersehen.

Herma ist eifrig bemüht, den Eindruck zu verwischen, welchen die Worte der dankbaren Frau auf sie hervorgebracht haben.

Nachdem dieselbe gegangen ist, fragt sie die Tante angelegentlich, ob auch ihre Sachen eingepackt sind.

„Nein, Kind,“ entgegnet diese, das ging in der Eile nicht. Du hast nur das Nöthigste bei Dir. Das Übrige schicke ich sogleich hinterher.“

Nach dieser Antwort giebt sich dieselbe ihrem Trennungsschmerze hin, indem sie heftig weint. Auch der Onkel, wie die Schwester sind niedergedrückt und betrübt. Germa bietet alles auf, die Angehörigen etwas heiterer zu stimmen und ist froh, daß bei ihrer Ankunft auf dem Bahnhofe der Zug bereits hält. Wenn sie den Lieben aus den Augen ist, meint sie, werden sich dieselben schneller trösten, trotzdem auch ihr das Herz weh und schwer ist.

Als sich die Maschine schon in Thätigkeit befindet und mit Anstrengung ihren Schweiß von Wagen nach sich zieht, lehnt sie noch immer aus dem Fenster und winkt mit dem Taschentuche, solange sie mit ihren guten, scharfen Augen einen Punkt von den Theuren erblicken kann.

Dann lehnt sie sich in die Kissen des Coupés zurück, in welchem sie glücklicherweise allein ist und während der ganzen Reise bleibt. Sie versucht zu schlafen. Unmöglich.

Sie denkt an Irmgard. Das macht sie wieder heiter. Heute Abend ist sie bei ihr! Wie wird sich die Geliebte freuen! Welches Entzücken wird sie selbst haben!

Das Umsteigen stört sie in ihren wonnigen Träumen nicht. Nur möchte sie dem Zuge, welcher mit großer Eile dahinbraust, noch Flügel geben. Die letzte Strecke will aber auch gar kein Ende nehmen!

Sie ergreift das mitgenommene Buch, um zu lesen. Es geht nicht. Ein leeres Blatt liegt in demselben. Darauf will sie sogleich die Depesche an die Verwandten aufsetzen. Einer solchen an Irmgard bedarf es nicht. Diese muß fühlen, daß sie ihr nahe ist. Nachhause bemerkt sie kurz: „Gesund

und munter hier angekommen. Nichts Bedenkliches vorgefallen. Brief folgt. In Liebe, Eure Richte.“

Das Telegramm kann sie in die Post hineinreichen, sobald sie an Ort und Stelle angelangt ist. Dann sind die Lieben daheim beruhigt, und sie darf sich ganz der Freundin widmen.

Als sie sich der lieblichen Universitätsstadt nähert, blickt sie mit gespannter Aufmerksamkeit auf jeder Station zum Fenster hinaus. Vielleicht eilt ihr Irmgard schon hier entgegen!

Jetzt ist das Ziel erreicht. Ihr kleiner Fuß berührt kaum das Trittbrett; denn dort steht sie ja, um die sich ihr ganzes Sein dreht!

Wäre die Depesche nicht beim Hervorziehen des Taschentuches auf den Boden gefallen, so hätte sie vergessen, dieselbe aufzugeben. Auch die Handschuhe, welche sie gewöhnlich in der Hand trägt, würden, wenn nicht von jemand anderes bemerkt, wohl auf der Erde liegen geblieben sein.

Sie giebt, ganz außer sich vor Freude über das Wiedersehen, auf die vielen Fragen der Geliebten nur unzusammenhängende Antworten.

Erst als die Freundinnen spät in der Nacht in ihrem trauten Zimmer sich zur Ruhe begeben und in den weichen Federn liegen, dämpft Herma ihren Kausch ein wenig.

„Nun, armes Kind, mußt Du aber schlafen,“ flüstert ihr Irmgard zu. „Du bist gewiß todmüde! Zuerst die Reise hin; dann der Besuch, über welchen Du morgen beichten wirst! endlich der Ball, und zuletzt noch die Fahrt hierher! dazwischen jedenfalls keine Minute geschlafen! Du mußt ja Nerven von Eisen haben!“

„Habe ich auch, Herz, und an Schlummer denke ich heute noch nicht. Der läßt sich nachholen. Du wächterst, mir zu Liebe, gewiß auch noch ein wenig?“

„Jetzt habe ich Dich wieder. Ich halte Dich, und niemand soll Dich mir entreißen.“

„Das will ja auch gar keiner, Kind.“

„Ist dies Dein Ernst? — Hat sich während meiner Abwesenheit nichts ereignet?“

„Nichts, Herz, als was wir vorher gesehen haben.“

„Der Graf Schack hat um Dich angehalten?“

„Ja.“

„Nun? und Du behauptest, Dich will niemand? Ich weiß recht gut, daß er nicht der Einzige ist, welcher Dich heiß begehrt. — Doch Deine Entgegnung?“

„Die kennst Du.“

„Ich danke Dir, Irmgard. Du hast ihm verneinend geantwortet. — Es war eine der glänzendsten Partieen.

Nicht wahr, Du heiratest nie, nie wieder? Er darf nicht recht behalten?“

„Wen meinst Du?“

„Ihn, den Rektor.“

Nun erzählt Herma von ihrer Begegnung mit demselben, eng an die Freundin geschmiegt, welche während des Berichtes Thränen des Mitleides vergießt.

„Weine nicht, Teure!“ fügt sie hinzu. „Ich bedaure ihn ja unendlich. Aber ich darf und kann nicht zu ihm. Die Hoffnung auf mein einstiges Wiedererscheinen erhält ihn aufrecht. Die wollen wir ihm nicht rauben, obwohl wir wissen, daß sie sich nie verkörpert.“

Bersprich mir noch einmal, Herz, daß niemand bei Dir Erhörung findet!“

„Niemand, Herma, es müßte denn das Grab seine Toten herausgeben.“

„Hast Du Kurt wirklich so lieb gehabt?“

„Ach, Kind, ich dachte soeben an einen anderen! Möge mir mein guter Gatte verzeihen, wenn ich jetzt, nachdem er schon solange in der Erde ruht, in Gedanken Ehebruch begehe! Aber Du sollst mein Geheimnis wissen. Du läßt mich in das tiefste Innere Deines Herzens blicken. Dein Leben

liegt vor mir wie ein klarer See; Du hast mir erst heute wieder so offen und wahrheitsgetreu gebeichtet: auch von mir wirst Du erfahren, was ich noch niemandem anvertraut habe. Es muß vollkommen licht zwischen uns sein.

Ach, Herma, ich habe Dir bis zu dieser Stunde etwas verborgen gehalten! Nun aber sollst Du alles wissen. So höre denn:

Ich war noch sehr jung, als Vater zuweilen Besuch erhielt von einem seiner alten Freunde, dem Grafen Bernstorff. Dieser brachte manchmal seinen Sohn Lothar mit, welcher um einige Jahre älter war als ich. Des munteren Buben wegen freute ich mich stets lange im voraus auf die Sommerferien. Denn zu dieser Zeit erschien er stets. Wir verbrachten dieselben auf das heiterste, indem wir die köstlichsten Spiele herausfanden, welche Kinder nur erfinden können. Zuweilen kam es vor, daß wir uns zankten und heftig an einander gerieten. Doch das pflegte nie von langer Dauer zu sein. Und schön war jedesmal die Versöhnung. Unsere Bekannten sagten, wenn wir auf Kriegsfuß standen: „Was sich liebt, das neckt sich.“

Die Trennung wurde uns immer recht schwer. Doch freuten wir uns schon beim Abschiede auf das nächste Zusammensein.

Dann starb sein geliebter Vater, und wir verlor'n uns nach und nach aus den Augen. Ein paar Briefe wurden zwar gewechselt; da ich aber stets sehr schwerfällig im Antworten war, so schloß unsere Korrespondenz bald vollständig ein.

Als er mir wieder entgegentrat, bildschön, wie er bereits als Knabe zu werden versprach, in der kleidsamen Uniform des Ulanenoffiziers, war ich bereits — sie holt tief Atem — vermählt. — Kurt war damals ein Jahr alt und Händchen zwei Jahre.“

## XLII. Kapitel.

### Das Geheimnis der Freundin.

Nachdem sich Irmgard mit der Hand über die Augen gefahren ist, fährt sie in ihrer Erzählung fort:

„Lothars Bekannten hatten sich verheiratet und auch ihn zu diesem Schritte angefeuert. Da erinnert er sich der Jugendfreundin, der Gespielin aus den Kinderjahren, an welche er noch oft mit Vergnügen gedacht hat, wieder lebhaft.

„Diese oder keine!“ gelobt er sich und eilt herbei.

Wir sehen uns, und zu fühlen, was wir einander sind. Der Geliebte schweigt; aber er kann sich nicht sogleich von dem Orte losreißen, an welchem er ersehnt hat, sein Glück zu finden, und an dem seine Hoffnung gescheitert ist.

Kurt lernt ihn kennen, gewinnt ihn lieb, ladet ihn wiederholt ein, und wir sind fast täglich zusammen, ohne uns jemals allein zu sprechen. Wir vermeiden es absichtlich. Er wenigstens ist so edel, der Gelegenheit aus dem Wege zu gehen. Denn meine moralische Grundlage war etwas leicht. — Nein, unterbrich mich nicht! — Ich habe seitdem gestrebt, besser, vollkommener zu werden und trachte noch darnach. Aber ich will nichts beschönen.

Ich weiß, daß ich liebe, mit voller Kraft der ersten, glühenden Jugendliebe! Was ist dagegen jedes andere Gefühl? Auch ich war damals eine heftige, leidenschaftliche Natur, wengleich nicht so stürmisch, wie Du es bist, Kind.

Mein Verlangen nach ihm ist übermächtig. Ich muß ihn allein sehen, sprechen. Ein Kuß von ihm ist mein einziger Wunsch. — Früher, als ich gehofft habe, bietet sich die Gelegenheit:

Der Gutsnachbar hat zu einer großen Jagd eingeladen. Aus diesem Vergnügen habe ich mir nie viel gemacht, und Kurt sah es nicht gern, wenn ich mich daran beteiligte. Ich schlug deswegen dergleichen Aufforderungen stets aus. Heute

aber drängt es mich so mächtig zur Teilnahme, — ich weiß ja, daß Lothar zugegen ist — daß mir mein guter Gatte die Erfüllung meiner Bitte nicht verweigern kann.

Und wie packt es mich mit geheimer Freude, als wir bald darauf die Nachricht erhalten, daß Kurt plötzlich verreisen muß! Er hält es natürlich für selbstverständlich, daß auch ich der Gesellschaft fern bleibe, und erwähnt nichts weiter darüber. Mich jedoch zieht es so gewaltig fort, daß ich mich am nächsten Tage, ohne selbst recht zu wissen: wie, mitten im Jagdgetümmel befinde.

Lothar hält an meiner Seite. Hat man ihm den Platz angewiesen? Hat er mich aufgesucht? Bin ich ihm gefolgt? Keiner von uns beiden kann Auskunft geben. Wir sprechen überhaupt nicht, sondern blicken uns stumm in die Augen. Darin liegt ja alles, was wir einander zu sagen haben! Er, sonst ein gepriesener Schütze, verfehlt heute stets sein Ziel.

Jetzt schießt der grimme Eber an uns vorüber. Alles jagt nach. Auch der Geliebte spornet seinen Hengst.

Ich sehe, daß er eine vollständig falsche Richtung einschlägt. Aber ich bleibe neben ihm. Darf ich ihn denn im Walde allein lassen, wo er ganz fremd ist, mir jedoch Weg und Steg bekannt sind? Immer weiter geht unser toller Ritt, meinethwegen bis an das Ende der Welt: ich folge.

Da stutzt der Freund, als das einsame Forsthaus durch die dichten Zweige blinkt:

„Wo sind wir? — Gnädige Frau, wir haben uns verirrt. — Lassen Sie uns umkehren!“

„Nicht, bevor unsere Tiere ein wenig geruht haben, Herr Graf!“

Wie auf Verabredung springen wir von den Pferden herunter und befestigen dieselben am nächsten Baume. — — Dann liege ich in seinen Armen.

„Irmgard!“

„Lothar!“ tönt es wie ein einziger Freudenschrei von unseren Lippen.

„Weißt Du, was uns hierher geführt hat?“ fragt er leise.

„Die Liebe!“ ist meine jubelnde Antwort.

„Du zürnst mir nicht? — Du bist mir gut?“

Ich schlage stumm die Augen zu ihm auf. Da ruht sein Mund auf dem meinigen. Ach, Herma, nie zuvor habe ich gewußt, was ein Kuß ist! Wir halten uns selig umschlungen. Ich sauge begierig seine beglückenden Küsse ein. Die Welt mit all ihrem Treiben haben wir vergessen. Den Schall der Waldhörner hören wir schon längst nicht mehr. Die Jagd tobt in einer anderen Gegend.

Da mahnt uns das Scharren und Wiehern unserer Hengste, daß es außer uns noch etwas auf dieser sonst so armen Erde giebt. Lothar springt empor.

„Man wird uns vermissen. — Wir müssen zurück, Geliebte,“ kommt es ersterbend von seinen bebenden, totenbleichen Lippen.

„Nie und nimmer!“

„Wo wollen wir bleiben?“

Still zeige ich auf das Forsthaus. Ich weiß, daß dasselbe, obwohl möbliert, augenblicklich unbewohnt ist, da der alte Förster vor einiger Zeit gestorben und der neue erst im nächsten Monat seinen Einzug hält. Auch wie man die Thür ohne Schlüssel öffnet, ist mir bekannt.

Lothar sieht mich fragend an.

„Du mußt fort, Irmgard!“ drängt er noch einmal.

„Ich gehe nicht!“ — Dort, dort wohnt niemand! Da finden wir Obdach für die Nacht! — Behalte mich bei Dir, mein Einziger!“

Er kämpft heftig; doch er ist edler, als ich es bin.

„Du gehörst Deinem Manne!“ stößt er hervor.

„O, ich hasse ihn! — Ich will ihn nicht mehr sehen!“

„Und die Kinder, Geliebte?“

Da packt auch mich ein wilder Schmerz. Ich breche in

Thränen aus, die er mir von der Hand, der Wange, aus dem Auge küßt. Dann nehme ich mein Pferd an den Zügel und trete, zum Sterben müde, den Heimweg an. Er folgt meinem Beispiele.

Wir haben die freien Hände in einander geschlungen und vermögen nicht zu sprechen. Selbst die Augen wage ich nicht zu erheben. So kommen wir in die Nähe unserer Wohnung. Der Wald lichtet sich.

„Hier trennen sich unsere Wege, Irmgard. Deine Ehre steht auf dem Spiel.“

„Darnach frage ich nicht. Die ganze Welt mag wissen, daß wir uns lieben! — Ich schreie es selbst in alle Winde!“

„Das wirst Du nicht thun, Kind; denn mir ist dieselbe teuer und heilig! — Du kehrt in das Haus zurück! Zum Soupé kannst Du heute nicht kommen, weil wir uns verraten würden. Ich jedoch muß leider hinüber, Deinetwegen. Ich gebe einen triftigen Grund für Dein Fortbleiben an; auch dafür, daß ich morgen die Gegend verlassen muß, werde ich eine stichhaltige Ausrede finden. Dann nehme ich, sobald es geht, Abschied.“

„Um zu mir zu eilen?“

„Nein, Geliebte, wir sehen uns nicht wieder! — Ich entfage hier allem Erdenglück! — Lebewohl auf ewig!“

„Eine letzte Umarmung; ein letzter Kuß! — Er ist hin weg, und ich wünsche mir den Tod.“

---

### XLIII. Capitel.

#### **Die Geliebte ist gegen Männerliebe gefest.**

Nach einer längeren Pause, welche Herma nicht zu unterbrechen wagt, nimmt die Baronin den Faden ihrer Erzählung wieder auf.

„Kurt ist mir von diesem Augenblicke an bis in die

Hölle zuwieder. Ich hasse ihn, will ihn nicht vor Augen haben, bin untröstlich, als er von seiner Reise zurückkehrt. Öffnet er die Thür zu meinem Zimmer, so schreie ich entsetzt auf.

„Hinaus, hinaus! ich kann Dich nicht sehen!“ rufe ich zornig, rasend, flehentlich oder beschwörend.

Er schickt in seiner Besorgnis zum Arzte. Diesem verschließe ich eigensinnig meine Thür.

Zulezt aber übermannt mich die Aufregung. Eine schwere, gefährliche Krankheit überfällt mich. Wilde Fieberphantasieen entspringen dem erhitzten Gehirn und jagen einander. Sie drehen sich indessen wohl alle um einen Punkt. Ist es mir doch selbst, nachdem ich etwas Besinnung wieder erlangt, als habe ich sehr oft wie im Traume ausgerufen: „Lothar, ich muß hier bleiben; doch mein Geist schwebt bei Dir!“

Ich fühle, daß Kurt alles, alles weiß. Aber er erwähnt kein Wort davon; nicht der leiseste Vorwurf kommt über seine Lippen. Ich schweige gleichfalls, nicht allein um meinetwillen, sondern auch, um seinen Schmerz nicht zu vermehren, seinem Kummer nicht neue Nahrung zu geben.

Er behandelt mich mit einem Zartgefühl, einer Schonung, die ich wahrlich nicht um ihn verdient habe. Er geht mit mir um wie mit einem gefallenem Kinde, welches man nicht verdammt, sondern heimtleidet, bedauert, und das man durch Güte und Liebe auf den richtigen Weg zurückführt. Was muß er während meiner Krankheit erduldet haben!

Durch sein weises Verhalten, durch seinen Edelmut versteht er es, meinen Troß, meinen Abscheu gegen ihn zu entwaffnen. Mein ganzes Empfinden für Kurt wird unendliche Dankbarkeit und, als er meine Erziehung vollendet hat, innige, zarte Freundschaft nebst voller Hochachtung. Ich werde nach und nach so glücklich, wie nur eine Frau sein kann und bilde

mich zu dem heiteren, harmlosen Geschöpfe heran, welches Du kennen gelernt hast.

Nur zuweilen noch überfällt es mich trüb und finster. Die Welt liegt dann farb- und trostlos vor mir. Kurt jedoch läßt diese Stimmung nicht ganz aufkommen. Er weiß der düsteren Schwermut zu steuern. In seiner schlichten, einfach herzlichen Weise versteht er es, mich zu irgend einer meiner Lieblingsunterhaltungen zu bereden, wenn ich mich auch anfangs heftig dagegen sträube.

Zimmer seltener treten diese Anfälle auf.

Als ich eines Abends wieder wehmütig vor mich hin brüte, legt Kurt schonend und sanft den Arm um mich. Ich will ihn abwehren. Aber sein trauriger, mitleidiger Blick läßt mich sein Umfassen dulden.

„Armes Kind,“ sagt er mild, „Du leidest! Sprich Dich frei aus, damit Dir leichter wird! Beichte offen! Hast Du mir nichts mitzuteilen? nichts anzuvertrauen?“

„O, Kurt, guter, edler Mann!“ rufe ich „Du kennst mein Geheimnis, und ich weiß, daß Du mir verziehen hast! Ich will nicht mehr undankbar sein. Ich will wieder vergnügt werden und alles anbieten, Dir das Leben lieb und angenehm zu machen! — Doch meine Schlechtigkeit trennt mich von Dir!“

„Daß das, Irmgard! Und wäre auch ein Abgrund zwischen uns vorhanden, so würde ihn meine Liebe überbrücken; aber ich sehe keinen. Wenn Du gefehlt hast, so geschah es aus Schwachheit. Du wußtest nicht, was Du thatest. — Jetzt bist Du wieder mein liebes, mein teures, mein gehorames Weib! Nicht wahr, Du schlägst ein? willst Du?“

„Ja, Kurt. Ich muß mich Deiner Großmut fügen. Nun hast Du mich wieder!“

Von dieser Stunde an gehöre ich ihm von neuem.

Will sich der Gedanke an Lothar in meine Seele stellen, so rufe ich mir meines Vatters Treue, Liebe und Selbstlosigkeit

ins Gedächtnis, und meine Stirn bleibt unummüllt. Das Auge blickt heiter.“

„O, Irmgard,“ bricht jetzt Herma los, „wie groß Du bist! Ich vermag nicht, so zu handeln. Wo ich liebe, da rase ich, da bin ich wie der gereizte Löwe, unzurechnungsfähig.“

„Sprich nicht so, Kind! Du würdest in der Anfechtung größer handeln, als Du denkst. Deine Liebe hat den Prüfstein noch nicht gesehen.“

„Und wird ihn nimmer sehen! denn, nicht wahr, Du Einzige, Du heiratest nicht mehr?“

„Wie Du nur wieder so fragen kannst! — Das thue ich schon aus Eigennutz nicht, da mich kein Mann auf der Welt jemals so lieben wird, wie mich Kurt geliebt hat.“

„Auch ich nicht?“

„Du bist mein gutes, teures, herziges Mädchen!“

„Und wäre ich ein Mann, Du müßtest mein sein, möchtest Du Dich sträuben, wie Du wolltest!“

„Ich gehöre Dir ja schon ganz!“

„Aber Lothar? Was ist aus ihm geworden? Wo weilt er? Wird er eines Tages kommen?“

Es wird Irmgard schwer fortzufahren.

„Ach, er ruht längst in der kühlen Erde, wenn ihm überhaupt ein Grab zuteil geworden ist! Er suchte den Tod und fand ihn. Nichts konnte ihm willkommener sein, als daß bald nach seiner Rückkehr in die Garnison die Mobilmachung für 1870 eintraf. Die Liste der bei Mars la Tour für das Vaterland Gefallenen zählt auch seinen Namen auf.“

„Und Du bist nicht sofort an die Schreckensstätte geeilt, um sein Grab aufzusuchen? Irmgard, Du hast nie geliebt. Du weißt überhaupt nicht, was Liebe ist.“

„Leider nur zu gut, Kind. Aber ich bin deshalb nicht unvernünftig. Noch heute beseelt mich dasselbe Gefühl für den teuren Dahingegangenen, welches ich damals für ihn hatte.“

Und wir war es gerade in diesen Tagen, während Du fern von mir weiltest, als ob mich sein Geist umschwebe, als ob er bei mir sei. Ich konnte nicht anders. Ich mußte Dir alles anvertrauen.“

„Und wenn er nun nicht gestorben wäre, Irmgard!“ ruft das junge Mädchen wild erregt aus. „Wenn er plötzlich vor Dir stände, Dich um Deine Hand zu bitten?“

„Ach, Herma! Das wird nie geschehen!“

„Wenn es aber nun doch einträte? Wie würdest Du Dich entscheiden?“

„Das bin ich jetzt nicht fähig zu denken. Du weißt, daß es nie kommen wird, nie sein kann! — Schlafen wir nun, Herz; es ist für uns beide durchaus notwendig!“

Sie haucht einen langen, innigen Kuß auf die Lippen der Freundin, welche wohl fühlt, daß es unzart wäre, die wirklich Abgespannte heute noch weiter zu quälen. Doch eine Selbstqual kann sie sich nicht ersparen.

Als die Geliebte schläft, spinnt sie sich in wirren Fäden ein Maschennetz zusammen, welches sie mit in ihren Traum herüber nimmt, und das sie zu ersticken droht. Es ist eine jener Krisen, welche wir durchmachen müssen, um dann endlich die volle Ruhe zu finden.

---

#### XLIV. Kapitel.

##### **Eifersuchtsphantasien.**

Herma malt sich aus, wie es hätte kommen können, wenn die Weltgeschichte nicht mit ihrem Donnerwort durch den Deutsch-Französischen Krieg gesprochen hätte. Im Halbschlummer hört sie, wie Irmgard in ihrer Erzählung fortfährt:

„Nach seiner Garnison zurückgekehrt, nahm er Urlaub, um sich einer größeren Expedition in das Innere Afrikas anzuschließen. Da sich ihm aber hier zu wenig Ge-

fahren boten, ließ er sich zur Schutztruppe verfezen. Auch dort wollte die ersehnte Kugel nicht schnell genug sein treues Herz treffen. Er warb selbst eine Schar Freiwilliger, welche feck und verwegen waren und nichts zu verlieren hatten, und suchte mit dieser todesmüthigen Bande die Araberhäuptlinge in ihren gefährlichen Nestern auf. Glänzende Kunde drang von ihm nach Deutschland. Über seine Wagnisse, seine Uner-schrockenheit, die schon mehr rasende Tollkühnheit zu nennen, seine zähe Ausdauer u. s. f. liefen täglich lobende Berichte ein.

Dann wurde es plötzlich still. Er war verschollen mit seinem kleinen, braven Heere.“

„Nicht tot?“

„Niemand hat es mit Gewißheit erfahren; doch hat auch keiner je von ihm gehört. Ich habe lange gehofft, seinen Namen irgendwo auftauchen zu sehen; dann habe ich mir den Gedanken seines Todes unwiderruflich fest eingeredet. Es war besser so, Kurts wegen.

Nur einen Wunsch habe ich noch: Einmal an seinem Grabe zu knien, und dort zu beten. Wo ist aber dasselbe? Hat man ihm ein solches vergönnt? Ist er den Tieren der Wüste zum Opfer gefallen? Haben ihn gar gierige Kannibalen-horden ergriffen?“

Das junge Mädchen wundert sich im Weitergrübeln, daß Irmgard nicht ahnt, wie nahe ihr ein Wiedersehen mit dem Geliebten bevorsteht. Weiß es denn nicht recht gut, daß er nicht gestorben ist, wie die Freundin glaubt? Herma könnte derselben erzählen, daß es ihn damals, als er gesehen hat, wie der Ruf seiner Thaten über den Ozean gedrungen ist, mit Sorge und Angst um seine angebetete Göttin gepackt hat.

Und weil für ihn gar keine Kugel gegossen zu sein scheint, weil kein vergifteter Pfeil, keine neidische, blutleczende Lanzenspitze sein krankes Herz zu durchbohren kommt, will er wenigstens tot sein für die Welt, für sie, die Heißgeliebte. Er wirft darum seinen Namen von sich und nimmt einen

fremden an. Die wenigen Eingeweihten sind treu und ver-  
raten ihn nicht.

Von seiner einzig Ersehnten hat er nie mehr gehört. Er  
will keine Kunde von ihr; denn er muß ja überwinden. Hätte  
er geahnt, daß derjenige, welcher ihm im Wege gestanden hat,  
nicht mehr unter den Lebenden weilt, er wäre, so schnell er  
nur konnte, zu ihr geeilt, um sie nie wieder herzugeben.

Da ergeht plötzlich ein wichtiger diplomatischer Auftrag  
an ihn. Er zögert, denselben anzunehmen. Soll er zurück-  
kehren in die geliebte Heimat, in das teure deutsche Vater-  
land? Darf er es? Wird er Kraft genug haben, ihre Nähe  
zu vermeiden, nicht zu sündigen? — Ja, er will zeigen, daß  
er ein Mann. Es ist nicht recht, sich dem Dienste des  
Kaisers zu entziehen, und er weiß, daß sich zu der Sendung,  
für welche man ihn bestimmt hat, niemand außer ihm eignet.

Mit welchen Gefühlen landet er in Europa, betritt er  
den Ort seiner Kindheit!

Ruhmvoll und schnell erledigt er sich seiner Mission.

Dann zieht es ihn mit fast unwiderstehlicher Gewalt  
nach dem kleinen Fürstentum, in dem er die Geliebte wandeln  
wähnt. Aber er überwindet sich und sucht sie nicht auf, ob-  
wohl ihn sein Zug nahe an dem Ländchen, an der hübschen  
Residenz vorüberführt. Dort liegt der Berg! Dahin würde  
sie, wie ihm Kurt gesagt hat, in einigen Jahren ihren Wohn-  
sitz verlegen. Jetzt muß sie hier leben, ach, mit einem anderen!  
Er will nicht daran denken. Ist es nicht schon Glück genug  
für ihn, daß er ein und dieselbe Luft mit dem geliebten Wesen  
atmen darf?

Ach, das unbarmherzige Dampfroß sauft bereits an den  
lieblichen Gefilden vorüber! Noch viele Meilen weit trägt  
es ihn heute. Es eilt mit ihm zu der freundlichen Univer-  
sitätsstadt, in welcher auch Irmgard ihr Heim gefunden hat.

Der hier lebende kommandierende General will den muti-  
gen Sohn dem Schutze des kühnen Streiters anvertrauen.

Dieser hofft, daß sein Aufenthalt bei der Excellenz nur einige Tage in Anspruch nehmen wird. Davon aber will der gutmütige Alte nichts hören. Mehrere Wochen wenigstens soll er bleiben. Nach vielem Hin- und Herreden einigt man sich endlich dahin, daß die Abreise auf den nächsten Sonntag festgesetzt wird.

Vorher muß sich jedoch der Gast in das U vermeidliche ergeben, der Mittelpunkt einer großen Gesellschaft zu werden. Er darf dem Vaterstolz des Generals nicht entgegenstehen, der seinen Bekannten, zugleich mit dem berühmten Manne, die schöne, weiße Uniform vorführen will, in der auch sein lieber Sohn bald prangen wird.

Wie gern wäre der Hauptmann Wenzel — so nennt sich Lothar jetzt — dem Trubel entflohen! Er hat etwas Mürriſches, Düſteres, fast Menschenfeindliches in seinem Wesen. Er mag jedoch die Lust des würdigen Greises nicht zerstören, der sich mit dem Gedanken abmartet, wie er seinen verehrten Gast am besten feiern kann. Soll er einen großen, feenhaften Ball geben? Das geht leider nicht, da die betreffende Saison bereits vorbei ist. Man ist schon hoch in der Fastenzeit. —

Weiter kann Herma in ihrem Phantasiespiele nicht fortfahren; denn der solange entbehrete Schlummer hat endlich die müden Augenlider niedergesenkt. Holde Traumbilder scheint er in seinem Gefolge zu führen. —

Das junge Mädchen sieht, wie das liebliche Osterfest seine ersten Vorboten vorausgeschickt hat. Im Thale läutet das zarte Schneeglöcklein; das schüchterne Weilchen verbirgt sich in der Hecke, und die sanfte Primel klettert keck den Berg hinan. Hoch oben in der blauen Luft jubelt und trillert die Lerche.

Herma sitzt am Klavier und jauchzt mit ihr um die Wette. Dann springt sie auf. Die Geliebte soll mit ihr hinaus pilgern in das freie, sich festlich schmückende Feld. O, welche Lust, durch Flur und Wald dahinzufliegen und

jubelnde Wanderlieder in die schöne Welt zu schmettern! Sie ist eine passionierte Fußgängerin, welche es mit dem rüstigsten Touristen aufnimmt.

Ha! Bald entfliehen sie ja ganz diesen dumpfen, ecken Mauern, hinter denen sie nie recht heimisch geworden ist!

Das Kind der Natur verliert nie die Sehnsucht nach dem freien, offenen Lande, den waldigen Bergen, den weiten, lachenden Fluren, den träumenden Hainen, den klaren Seen und blauen Flüssen.

Sie hört im Schläfe das feierliche Glöckchen des friedlichen Weilers, vernimmt das idyllische Geläut der Herdenglocken.

Der große Hund springt ihr, freudig bellend, entgegen. Der mutige Kenner hebt, lustig wiehernd, das stolze Haupt.

O, sie ist so selig, so voll von Luft! Sie muß sich ausjubeln, ihrem vor Freude übervollen Herzen Luft machen und stürzt deshalb in ihrer Rauschesstimmung zu der Geliebten. —

Da aber ändert sich plötzlich die Scene. Die phantastischen Gemälde des Halbschlummers bemächtigen sich mit Gewalt der Herrschaft über die friedlich Ruhende.

---

#### XLV. Kapitel.

### Wirre, unglückliche Traumbilder.

Träumend sieht Herma, wie Irmgard eine Einladung in der Hand hält. Niedergeschlagen empfängt sie dieselbe von der Freundin.

„Nein; es ist empörend, geradezu toll,“ ruft sie ärgerlich aus. „Ein Diner bei Excellenz Ewald? — Der General verdient gehängt zu werden.“

Die Angeredete lacht unwillkürlich.

„Herz, wenn ich bei Dir an Launen gewöhnt wäre, so sagte ich mir, Du würdest heute davon geplagt. — Was hat denn der alte Mann verbrochen?“

„Biel oder nichts: ganz gleich!“ Wir gehen natürlich nicht zu dem Feste?“

„Und warum nicht? Womit willst Du Deine Absage motivieren?“

„Siehst Du denn nicht, daß es gerade an dem Tage ist, an welchem D'Andrade seinen Don Juan singt? — So etwas läßt man sich doch nicht entgehen. O, ich hatte mich so sehr darauf gefreut! Das wäre einmal wieder ein wirkliches Vergnügen geworden!“

Wenn Herma diesen Entschuldigungsgrund in der Wirklichkeit gebraucht hätte, so dürfte man ihr nicht nachsagen, daß derselbe eine leere Ausrede sei. Ihr Bedauern wäre nach dieser Seite hin ein aufrichtiges gewesen.

Sie ist eine begeisterte Theaterbesucherin, und die Vorstellungen, denen sie beivohnt, bieten ihr einen wahren, echten Genuß. Hier darf sie in stiller Beschaulichung sitzen, die Hand der Geliebten in der ihren. Schon das ist Glück für sie.

Außerdem kann sie sich ungestört ihren psychologischen Studien hingeben. Und welch reiches Feld thut sich dort vor ihr auf! Wieviel Interessantes, Beobachtungswertes bietet die Bühne!

Ist auch dieselbe in dem Städtchen klein und unbedeutend, so wirken doch meist tüchtige Kräfte, an denen herumzustudieren es sich schon der Mühe lohnt. Und oft wird ein vorzüglicher Gast dorthin verschlagen, so daß Herma einen solchen wohl im Traume erwarten kann. —

Irmgard tröstet ihren Liebling mit dem Versprechen, daß man sich jenes Vergnügen nicht entgehen lassen wolle, daß es indessen noch Zeit genug wäre, dasselbe nach dem Diner zu genießen. — Sie fügt hinzu, daß die alte Excellenz beleidigt

sein würde, wenn man einen so wenig stichhaltigen Grund als Entschuldigung des Richterscheinens angeben wollte.

„Das Theater ist kein Hase, welcher uns davon springt,“ bemerkt sie scherzend.

„Du möchtest also zusagen?“

„Gewiß.“

„Aha, Du bist gespannt, den hochberühmten Hauptmann Wenzel kennen zu lernen, der seit einigen Tagen unsere stille Stadt unsicher macht, den aber noch wenige Sterbliche des Ortes von Angesicht zu Angesicht gesehen haben!“

„Ich leugne es nicht. Und Du, mein Irrlicht, wenn ich Dich bei Deinem Beinamen nennen darf? hast Du etwa vor, Dein unstätes Flackern aufzugeben? Interessiert er Dich nicht?“

„Ebenso wenig wie jeder sonstige Mann. Es wäre ein armseliger Triumph, auch diesen mürrischen Brummbar zu meinen Füßen schmachten zu sehen. Und ein Lied endet leider wie das andere. Alle Gesellschaften haben denselben Schluß. Verlassen wir sie, so haben wir einen Anbeter mehr an der Angel, können wir einen neuen Namen auf die Liste der Verehrer setzen, obwohl wir uns nicht die geringste Mühe darum geben. Er wird zu Deiner oder zu meiner Fahne schwören, vielleicht uns gemeinschaftlich angehören, wie mancher andere gleichfalls gewählt hat. Ich denke, Irmgard, wir haben beide daran genug. Mich ekelt dieses ganze Treiben. Bedenke, Schatz, daß wir schon recht alt sind!“

„Du magst in vielem recht haben, Kind; aber noch diesmal gieb nach! Mich zieht etwas Unbestimmtes zu dem Gastmahle.“

„Deine Wünsche zu erfüllen, mein Herz, und hielte ich dieselben auch für unvernünftig, ist mir ein Lebensbedürfnis. Wir gehen also. — Du hoffst, etwas über Lothar zu hören?“

„Nein, Herma. Der Name des Hauptmanns Wenzel tauchte in Afrika auf, als der Teure nicht mehr unter den

Lebenden weilte. Es ist kaum anzunehmen, daß er ihn gekannt hat. Aber er ist an den Orten gewesen, an denen der Geliebte gerungen und gekämpft, durfte die Stätte betreten, von der aus er mir vielleicht den letzten Seufzer zugehaucht. Schon eine genauere Kenntnis des Landes, die Schilderungen eines Kundigen würden mir sehr wohl thun.“

Herma geht stumm an den Schreibtisch und schiebt sofort die Zusage ab. —

Dann ist ihr Geist, nach ein paar unbedeutenden Abschweifungen, bei dem Tage angekommen, an welchem die Gesellschaft festgesetzt ist.

Sobald derselbe erschienen, kleidet sich die Baronin mit einer fast kindlichen Heiterkeit und Freude an, während der Freundin das Herz recht schwer ist. Einsilbig sitzt sie neben der Glücklichen, welche fleißig mit einer Handarbeit beschäftigt ist, um die letzte halbe Stunde etwas abzukürzen.

Nachdem der Wagen vorgefahren ist, legt sie still das Buch, in welches sie gedankenlos hineingestarrt hat, aus der Hand und folgt der Geliebten. Die mutigen Kenner tragen sie schnell an das Ziel, wo erst wenige Gäste vor ihnen angekommen sind.

So können die Damen, nachdem sie in der Garderobe abgelegt haben, den festlich geschmückten, prächtigen Saal mit einem Blicke überschauen. Ihr Auge ist außerdem daran gewöhnt, sofort alles wahrzunehmen.

Ein Schritt vorwärts; ein wilder Aufschrei: und Irmgard liegt besinnungslos, ohnmächtig in den Armen der Freundin, welche die Hinzueilenden kaum beachtet und dem fremden Hauptmanne sogar einen ungezogenen, heftigen Stoß versetzt, als er, furchtbar erregt, helfend Hand anlegen will.

Er begiebt sich darauf, seiner selbst kaum mächtig, in den äußersten Winkel des Zimmers und verschwindet unbemerkt, als die Baronin, durch Wein und andere Mittel zum Leben zurückgerufen, wieder zu sich kommt.

„Nach Hause!“ fleht sie sanft.

Auf Herma, welche sie fast trägt, fest gestützt, erreicht sie den Wagen, welcher zum Glück noch angespannt ist.

Keine andere Frage als die nach dem Befinden der Freundin kommt über die Lippen der Besorgten, bis die Geliebte, warm gebettet, auf ihrem Lager ruht. Dann flüstert sie zart: „Lothar?“

Ein stummes Nicken, verbunden mit einem seligen Lächeln ist die Antwort.

Da ist es Herma, als ob eine Saite ihres Herzens jäh springt. Sie beißt sich auf die Lippen, daß dieselben bluten und preßt die Nägel tief in das Fleisch der zarten kleinen Hand. — An dieser kann sie am nächsten Morgen wirklich die Spuren des nächtlichen verzweiflungsvollen Kampfes wahrnehmen. — Aber sie sagt nichts. Sie hat noch keine Muße, an sich zu denken; denn Irmgard leidet ja.

Sanft trocknet sie die Thränen, welche dieser im Auge glänzen. Doch es sind Tropfen der Freude.

„Soll ich zum Arzt schicken?“

„Bewahre, Kind! Ich bin nicht krank. Es ist das Glück, welches mich überwältigt. Ich muß schlafen um von ihm zu träumen. Sonst fliegt mit der süße Rausch im Wachen davon.“

Die ruhigen, tiefen Atemzüge zeigen der Bangenden bald, daß Irmgard wirklich friedlich schlummert. Das glückliche Lächeln bleibt auf den verklärten Zügen lagern. —

Herma sitzt, hoch aufgerichtet, im Bette und betrachtet die Freundin.

„Ist es wahr? ist es wahr?“ murmeln ihre blutigen Lippen.

Ehe sie indessen klar zur Besinnung kommen kann, hat sich der Schlaf ihrer schon wieder bemächtigt, und der Traumgott knüpft seinen Faden dort an, wo ihn der Feind, das plötzliche Erwachen, rasch abgerissen hat. —

XLVI. Kapitel.

**Wozu kann die blinde Eifersucht den Arning treiben?**

Jetzt verlangt der Schmerz bei der Unglücklichen sein volles Recht.

Ohne zu wissen, warum, ergreift sie die Pistole, welche stets, zum Schutze der Geliebten, geladen über ihrem Bette hängt, und verbirgt sie in die Falten ihres Kleides. Sie hat noch soviel Geistesgegenwart, Mantel und Mütze überzuwerfen. Dann ruft sie das Mädchen, von dem sie mit ängstlichen Fragen bestürmt wird, herbei und befiehlt demselben, an dem Bette der Freundin zu wachen.

„Es ist nichts von Bedeutung, Lore,“ erwidert sie auf dessen ängstliche Fragen hastig. „Die gnädige Frau ist überanstrengt, abgesspannt von den Ausflügen der letzten Tage. Sorge nur dafür, daß ihr Schlaf nicht gestört wird!“

„Aber Sie, gnädiges Fräulein? — Sie sehen erschreckend aus!“

Das kommt von der unerwarteten Angst. — Ich werde einen Augenblick in die Luft gehen!“

„Sie sind doch bald zurück?“

Germa hört schon nicht mehr.

Die treue Dienerin indessen begreift mit ihrem einfachen Verstande, daß hier etwas Bedenkliches vorgefallen ist, was schlimme Folgen nach sich ziehen könnte. Sie beauftragt deshalb Gustav, dem gnädigen Fräulein überall hin nachzugehen, sich jedoch in solcher Entfernung zu halten, daß dasselbe ihn nicht bemerkt.

Planlos und ziellos durchläuft die Gefolterte mehrere Straßen. Die einsamsten, entlegensten, engsten Gäßchen sucht sie auf. Das Menschengewühl kommt ihr wie ein Irrenhaus vor.

Es beginnt zu dunkeln. Trüber Nebel liegt auf den letzten Häusern der Vorstadt, an welchen sie vorüberhastet.

Daß ihr eine dunkle Gestalt auf Schritt und Tritt folgt, gewahrt sie jetzt nicht mehr.

Immer weiter eilt sie, an dem einsamen Kloster, welches friedlich im Flußthale liegt, vorbei.

„Ach, wer in Deinen Mauern lebendig begraben läge, vergessen von den Mitmenschen, selbst ohne Verlangen nach ihrer Gesellschaft, gefühl- und wunschlos!“

Düster und schwerfällig wälzt der Strom seine melancholischen Wellen. Er hat ein Aussehen, als wolle er die ganze Welt verschlingen, als lade er dieselbe ein, in seinen kühlen Armen die erwünschte Ruhe, den ersehnten Frieden zu suchen.

Serma lacht unheimlich auf und umspannt ihre Waffe.

„Feigheit, Gottlosigkeit! hat Hans einst gesagt.“

Der Funke blitzt auf. Ein Schuß kracht durch den schweigenden Abend.

Mit einem erneuten Hohnlachen folgt ihr Auge dem Lauf, der nicht auf sie, sondern auf das Wasser hin gerichtet ist.

„Was er als Weib kann, werde ich doch als Mann vermögen!“

Eine feste Hand hält in diesem Augenblicke die ihrige umklammert und entwindet derselben das gefährliche Werkzeug.

„Wer will mich hindern, Schießübungen zu machen?“ schreit sie wild auf.

„Sofort die Pistole her!“

Ihrem gebieterischen Wesen und dem drohenden Blicke gegenüber ist Gustav machtlos. Schweigend und gehorsam händigt er ihr das Verlangte wieder ein.

Ein zweiter Schuß kracht, der aber gleichfalls auf das unschuldige Wasser abgefeuert ist.

„So: nun nimm das Mordinstrument, der Du zum

starken Geschlechte gehört! Du findest freilich keine Ladung mehr darinnen. Umso glücklicher für Dich!“

Der wiederholte Knall, ihr grelles Aufschachen und die eigenen Worte geben ihr etwas Besinnung zurück.

Sie steht eine Minute lang betroffen, wie um ihre Gedanken zu sammeln. Dann reicht sie dem treuen Diener, in dessen Auge Thränen stehen, die Hand.

„Es giebt noch Menschen. — Du darfst mich heim begleiten.“

Und wie gut ist es für sie, daß sie einen männlichen Beschützer an der Seite hat! Denn an dem feuchten Ufer des Flusses, an welchem sie entlang wandert, lungern verschiedene gefährlich aussehende Gestalten mit drohenden, begehrlischen Blicken, die in dem Halbdunkel, das überall herrscht, wie die Blitze in Katzenaugen funkeln. Es ist wohl nur die Waffe des Mannes in der Hand, welche die Wegelagerer von Thätlichkeiten abhält.

Hat Herma diese Verkommenen auf ihrem Hinwege nicht gesehen? Haben dieselben sie nicht bemerkt? Oder ist es die Größe ihres Unglückes, welche ihr Macht über solches Gefindel giebt? Zwingt es ihr Elend zum staunenden Anbeten? Ist das tiefste Leid heilig?

Die Gequälte denkt nicht weiter darüber nach. Muß sie sich nicht erst fragen, was sie überhaupt hier will?

Hat sich denn Irmgard schon erklärt? Darf diese nicht wählen? Warum zagt sie, bevor die Entscheidung gefallen ist? Sie will ruhig, vernünftig sein. Erst hören und dann — —

Weiter trägt sie ihr Gedankengang nicht.

Doch schreitet sie, in der Wohnung angekommen, mutigen Schrittes in das traute Gemach der Geliebten.

„Du bist lange geblieben, teures Kind,“ ruft ihr diese entgegen. „Sei nicht böse darüber, daß ich Dich so erschreckt habe! Es ist gut, daß Du Dich in der frischen Luft erholtest, und lieb von Dir, daß Du Gustav mitgenommen. Ich

Ein Weib?

hätte mich sonst um Dich geängstigt. Nicht wahr, wenn Du Deinen Thee getrunken, Herz, legst Du Dich zu mir?“

„Das thue ich sogleich, Irmgard. Ich bin durchaus nicht mehr hungrig.“

„Ah, Du hast auswärts gegessen! Das ist brav. — Aber Du steckst ja noch in Deiner Dinertoilette? Rasch dieselbe herunter!“

Herma entkleidet sich schnell, ohne zu antworten.

„So, Herz! laß mich den Kopf an Deine Brust legen! Und nun wollen wir schlafen. Gib mir noch einen Kuß!“ bittet Irmgard. „Sprechen kann ich heute nicht mehr.“

Auch das junge Mädchen vermag nicht zu reden, nicht die Frage zu stellen, welche sein Schicksal entscheidet. Morgen aber muß es sich Gewißheit holen. Mit großen, offenen Augen starrt es die ganze Nacht bald zu der gemalten Zimmerdecke empor, an welcher selige Engel segnend schweben; bald blickt es auf die in ihrem Arm friedlich Schlummernde, welcher nicht einmal das Glück die Ruhe, die innere Harmonie rauben kann. —

Herma wacht jetzt voll und ganz. Sie sieht wirklich die Genien dort oben fliegen, fühlt den Atem der Geliebten ihre Wangen streifen. Aber sie kann es nicht von sich bannen, dieses Schreckliche. Wie, wenn es so wäre? Wie würdest Du weiter handeln? Nochmals spinnt sie, halb mit, halb ohne Bewußtsein, das Entsetzliche weiter —

Kaum dämmert der Tag im Osten, so fährt sie hastig in ihre Kleider und versucht, sich durch einige Gläser Wein zu beruhigen.

„Du schon auf, Kind?“ fragt die Erwachende, sich die Augen reibend. „Und bereits beim Aneipen angekommen? Ei, ei, Hermchen, was soll ich davon denken? Die Zigarette fehlt nur noch.“

Da hält die Angeredete das geliebte Wesen auch schon umschlungen.

„Bist Du mir noch ein klein wenig gut?“

„Freilich, Kind, ich habe Dich herzlich lieb.“

„Kannst Du meinetwegen das größte Opfer bringen, welches ich verlangen könnte?“

„Sprich es aus, Herz, was Du wünschest!“

„O, ich bin eigenmützig! Ich weiß, daß ich es bin. Aber ich weiß nicht, wie ich lernen soll, ohne Dich zu leben.“

„Das verlangt ja niemand von Dir.“

„Er wird es beanspruchen.“

„Er? Lothar? Nimmermehr! — Herma, ich bin sehr, sehr zufrieden darüber, daß ich ihn noch einmal sehen durfte, und daß ich sicher bin, er lebt! — Er ahnt nichts von meiner Nähe. Bald reißt er wieder weiter und wird einst hoffentlich mit einer jungen, geliebten Frau recht glücklich werden. Ich bin nicht mehr die Irmgard, welche er gekannt und angebetet hat. Du hast mir erst gestern gesagt, daß ich alt geworden sei. Er ist derselbe geblieben. Schon deshalb darf ich nicht die Seine werden. Gern entsage ich ihm. — Beruhigt Dich dieses, Kind? — Nicht wahr, ich bin Deiner Bitte zuvorgekommen?“

„Ach, Irmgard, wie fasse ich Deine große Seele? Es muß unendlich viel sein um ein reines, unverfälschtes Weib! Ich liebe Dich nicht nur, ich kniee anbetend vor Deiner Unerschöpfbarkeit.“

„Und schwärme, wie gewöhnlich, mußt Du, Schatz, hinzufügen.“

„Trotzdem, Herz, packt mich eine furchtbare Angst. Wenn er nun doch käme? Wenn er vor Dir stände? Wenn Du für ihn die Alte wärest, wie er für Dich der Unveränderte ist: was würdest Du dann thun? wie könntest Du dieses Dilemma lösen?“

XLVII. Kapitel.

**Die Geliebte verlobt sich.**

Die Baronin schweigt einen Augenblick. Darauf spricht sie ruhig: „Sei still, Kind; fürchte nichts! — Er weiß nicht, daß ich hier bin!“

„O, Teure, Gute, laß uns fliehen, weit, weit hinweg!“

„Du bist wunderbar, Schatz. Doch, um Dir meine volle Liebe zu zeigen, will ich meiner kleinen Eigensinnigen nachgeben. Ob wir Pfingsten reisen, oder wir brechen nächste Woche auf: das bleibt sich so ziemlich gleich.“

„Nächste Woche erst, Geliebte? Bis dahin kann das Unglück hereinbrechen. Nein, nein, komm! Reisen wir heute noch, sofort! auf der Stelle!“

„Das ist nicht möglich, Herma; nimm Vernunft an! Uns bleibt zuviel zu ordnen. Aber morgen, wenn Du nicht anders willst, nicht länger warten kannst, ließe es sich vielleicht arrangieren.“

„Ich wollte, es wäre morgen! — Ich danke Dir indessen, Herz, viel tausend-, tausendmal!“

Sie bringt die nächsten Stunden in einer fieberhaften Hast und Unruhe hin, packt hier, kramt dort, legt zusammen, reißt auseinander, bis die Freundin sie ernstlich bittet, sich für eine Stunde ruhig auf ihr Zimmer zu begeben, damit man schneller fertig würde.

Sie gehorcht und greift zu einem ihrer lieben Bücher; aber bald treibt es sie wieder hinunter.

„Es ist Besuch im Salon,“ berichtet ihr Lore.

Den zu begrüßen, verlangt es sie nicht. Sie setzt sich darum an das Klavier und spielt lange Zeit.

Den schwermütigen Weisen, mit denen sie den Anfang macht, folgen bald feierlich ernste, wild betauschende, heitere und endlich leicht tändelnde. Ein übermütiges Lied vor sich

hinpfeifend, öffnet sie die Thür zum Empfangszimmer. Der Störer muß ja längst gegangen sein.

Wie angewurzelt, wie festgebannt ruht ihr Fuß auf der Schwelle. Ihr Blick heftet sich starr auf einen Punkt. Sieht sie Visionen? Hat sie den Verstand verloren? Ist es krasse, schreckliche Wahrheit? Es ist ja unmöglich!

Irmgard, ihre Irmgard, an welche sie ältere, heiligere Rechte hat als irgend jemand auf der Welt, die ihr allein ganz gehört, diese Irmgard in den Armen eines anderen?

Und solche Treulose wagt noch, ihren Namen zu rufen, als sie heftig das Gemach verläßt? Ha, gewiß wird sie ihr folgen!

Das hat jene auch in der That gewollt. Aber Lothar fleht: „Nur einen Augenblick, Geliebte! Ich gehe sogleich.“

Sie gehorcht der Aufforderung, und beide haben sich noch so unendlich viel anzuvertrauen, daß es wohl verzeihlich ist, wenn Irmgard heute die Freundin mit ihrem Troste allein läßt.

Diese hält sich in dem Bibliothekzimmer krampfhaft am Schreibtische fest, um nicht umzusinken. Ihr Busen wogt heftig. Das Auge droht, aus dem Kopfe herauszutreten. Die farblosen Lippen sind weit geöffnet. Ihre ganze Gestalt wird von einem Frostschauer heftig durchschüttelt. Sie fällt auf den Stuhl. Doch mit dem Rufe: „Ich will nicht!“ springt sie auf und durchschreitet hastig den Raum.

Wieder hat sie mechanisch den Revolver ergriffen; wieder umspannen die zarten Finger den gefährlichen Hahn. Ruhig ladet sie.

„Ha, Irmgard, so leichten Kaufes gebe ich Dich nicht auf! Ich werde um Dich bis zum letzten Blutstropfen kämpfen. Einer von uns bleibt auf dem Plage!

Ach, er wird meine Forderung verlachen! Er wird erklären, daß ich die Gesetze des Ehrengerichtes nicht kenne, nicht satisfaktionsfähig sei! Ich bin ja in seinen Augen nur — ein Weib!

Ob ich glücklich, wenn ich es wäre, wenn mich jemand dazu machen könnte?“

Ein Gedanke klopft ungerufen bei ihr an, ein Gedanke, welcher sie für eine Zeit lang vollständig erstarren läßt.

„O, mein Versprechen! Mein Wort! Es muß mir heilig sein!

Ob Mann oder Weib; selbst wenn ich feige genug dazu wäre: ich darf Dich nicht brauchen, Du meine letzte Zuflucht! — Die Hölle ruft; ich muß hinein!“

Der Revolver fliegt, heftig geschleudert, auf den Boden. Ein Schuß geht los und treibt die Kugel in die Decke des Zimmers.

Sofort stürzen sämtliche Hausbewohner herbei. Herma empfängt dieselben lachend, mit dem Verweise, sie nicht immer zu stören, wenn sie Schießübungen mache.

Als sie aber Lothar an der Seite der Geliebten gewahrt, will sie auf diesen zuspringen, bleibt indessen auf halbem Wege stehen und deutet gebieterisch mit der Hand auf die Thür.

Auf einen flehenden Blick seiner nunmehrigen Verlobten entfernt sich der Gast.

„So: jetzt wären wir also allein? Alle haben mich wieder verlassen — — Irmgard, es ist besser, Du gehst auch!“

„Ich bleibe bei Dir, Herma!“

„Um wieder ganz, wieder ungeteilt die Meine zu sein?“

„Lothar hat mein Wort.“

„Dann lebewohl! — Ich gehe.“

„Sei vernünftig, Herz!“

„Er oder ich! Du hast die Wahl. -- Bedenke indessen, daß Du vorhast, Ehebruch zu begehen; vergiß nicht, daß Du bereits mein Weib! Bist Du es nicht noch zu dieser Stunde? Kannst Du es leugnen?

Wünschst Du es trotzdem, so gebe ich Dich frei: Wähle!  
— Wie uns keines Priesters Spruch zusammengefügt hat, so

ist auch keine weitere Zeremonie nötig, um das Band unserer Ehe zu lösen. — Dein Wille allein soll bestimmen!“

„Herma, es ist mein Lebensglück, ihn zu besitzen!“

„Jetzt habe ich nichts mehr zu sagen. — Ich muß fort!“

Dhne ein weiteres Wort will sie gehen. Aber sie vermag es nicht. Sie wendet sich und preßt die Geliebte ungestüm an ihre Brust. Sie erstickt dieselbe fast mit verfangenden Küssen.

„Nicht wahr, Du bist mir nicht böse? — Du hast mich noch lieb?“ flüstert diese ihr endlich zu.

„Mein Gefühl für Dich bleibt ewig unverändert. Die Erinnerung an mein genossenes Glück wird mir in meinem trostlosen Dasein leuchten. Ich werde beim Sterben Deinen Namen auf den Lippen tragen und werde freudig dahingehen, wenn ich weiß, daß Du selig bist.

Nur, Irmgard, ich fürchte, Du hoffst zuviel. Es kann Dich niemand lieben, wie ich es bis zum letzten Atemzuge thun werde.“

„Lothar hat bewiesen, daß er mir gut ist. — Doch, ich will Dir heute nicht wehe thun. — Höre mich nur kurze Zeit geduldig an: dann wirst Du milder urteilen!“

„Irmgard, ich zürne Dir nicht! Ich verzeihe Dir alles! Du bist ein echtes Weib und kannst mich deshalb nicht verstehen. — Laß mich! halte mich nicht auf!“

„Erst horche!“

„Bitte, Teure, quäle mich nicht mehr!“

Auf der Freundin flehenden Blick setzt sich Herma indessen, während sie unheimlich vor sich hinstarrt.

---

#### XLVIII Kapitel.

### Welche Liebe ist die stärkere?

Mit überzeugungsfreudigem Tone beginnt Irmgard ihren Rechtfertigungsbericht:

„Als vorhin Lothar sich melden läßt, habe ich es nach hartem, aber schnellem Kampfe über mich vermocht, Dir zu Liebe, Herma, ihn abzuweisen.“

Er hat jedoch meine Stimme vernommen und steht neben mir, ehe Lore die Botschaft ausrichten kann.“

„Der Freche, der Unverschämte! Warum warfst Du ihn nicht auf der Stelle zur Thür hinaus?“

Herma knirscht mit den Zähnen.

„Er entschuldigt seine Zudringlichkeit damit, daß er bereits von unserer Abreise gehört habe, und daß auch ihn seine Pflicht nach Afrika zurückrufe.“

• „Er geht?“

„Schon heute, Kind. Er bringt den jungen Ewald an den Ort seiner Bestimmung, ordnet drüben seine eigenen Angelegenheiten und kommt dann so schnell wie möglich wieder nach Deutschland.“

„Um das höchste Kleinod von dort zu holen, um die Braut mit sich fortzuschleppen, die sich ihm auf so bequeme Weise an den Hals geworfen hat. Ha, ha, köstlich! Ja, sieh mich nur so verduzt an! Der Gedanke macht mich rasend! Ich könnte für Dich betteln gehen, würde für Dich arbeiten, bis ich vor Müdigkeit umfielen. O, wie oft habe ich gewünscht, wir wären weniger mit Glücksgütern gesegnet! Hätte ich doch freudig für Dich gehungert. Dir aber würde ich geboten haben, was man nur einer Fürstin bieten kann. Du müßtest alles in vollem Maße besessen haben, und dieses durch mich, durch meine Liebe! Und er, er! Ich möchte nur sehen, wie Dir zartem Geschöpfe die heißen Wüstenwinde, die verzehrenden Gluthen, die Häuser ohne Komfort u. s. w., u. s. w. behagen und bekommen werden!“

„Lothar bleibt hier und tritt in seine alte Garnison ein; oder, wenn es Dir lieber ist, Herz, so quittiert er seinen Dienst, und wir leben dann, wo es uns gefällt.“

„Die Geschichte fängt an, spaßig zu werden. Sagtest Du nicht soeben: „Wenn es Dir lieber ist?“

„Laß mich ausreden, Herma!

Ich wollte Lothar nicht sehen; doch er stand vor mir. Als wir uns jetzt wieder Auge in Auge schauen, da haben wir vergessen, daß Jahre zwischen unserem ersten Geständnisse liegen. Wir denken einzig, daß uns nichts mehr hindert, einander ganz anzugehören.

Sobald jedoch Lothar das ausspricht, was wir fühlen, und als er mir die Frage vorlegt, wann er mich als sein Weib heimführen darf: da ist es mir, als ob mir jemand zürnen könnte. — Kurt? — Nein, mein Glück war stets das seine.“

„Ich danke Dir für Deinen Vorwurf.“

„Das sollte es nicht sein, Kind.

Ich erwidere dem Geliebten — bei diesem Worte ballt Herma die Faust — zaghast, daß ich, bevor ich ihm Antwort gebe, Deinen Rat holen wolle. Er war bereits über unser Verhältnis, soweit es die Welt kennt, unterrichtet und entgegenet darum zuversichtlich, daß, wenn die kleine Sphing mich wirklich so liebe, wie man sagt, sie meinem Herzenswunsche gewiß nicht im Wege stehen wird.“

Herma zerbeißt unmutig ihre Lippe.

„In diesem Augenblicke erscheinst Du und verschwindest ebenso geschwind wieder, wie ein Meteor dahinschießt. Ich will Dir nacheilen; doch Lothar bemerkt: „Ganz so, wie sie mir geschildert wurde. Sie wird sich beruhigen. Überflutende Wogen legen sich am schnellsten, wenn man sie ungestört läßt, wenn man nicht daran rührt.

Ich gebe ihm indessen meine Zusage nur unter der Bedingung, daß Du bei mir bleibst. Er hat durchaus nichts dagegen einzuwenden, stellt Dir sogar frei, die Wünsche über unseren zukünftigen Wohnort offen auszusprechen, damit er dieselben berücksichtigen kann.“

„Ich habe gewählt.“

„So darf ich Deinen Entschluß wissen?“

„Nein, Irmgard; Du wirst nie erfahren, wohin ich gehe!“

„Herma, Du bleibst bei mir!“

„Es ist unmöglich!“

„Bedenke, daß es meinetwegen, daß ich mich nicht so schnell von Dir trennen kann, daß die Kinder trostlos wären, wenn sie Dich nicht hätten!“

„Du hast ihn! Er wird unseren, Deinen Kleinen ein Vater sein, was ich nie vermochte.“

„O, Herz, soll ich Dir vorrechnen, was Du für uns gethan, mit welcher Umsicht Du gesorgt hast, wie Du uns alles gewesen bist?“

„Ja, — es wird immer besser — und schließlich hinzufügen: Wieviel habe ich dafür zu zahlen? — Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan; er kann gehen!“

„Bekenne mein Herz nicht, welches von Dank gegen Dich überwallt!“

„Was Liebe gab, was Liebe nahm, seit wann verdient das Dank?“

Und wollen wir einmal genau begleichen, so bleibe ich ewig Deine Schuldnerin. Du hast mir gewährt, wonach ich lechzte: Dein ungeteiltes Empfinden! — Nur schade, daß es von so kurzer Dauer gewesen!“

„Mein Gefühl für Dich ist, ebenso wie das Deinige für mich, stets unverändert dasselbe, Kind, und wird es immer sein: reine, heilige, treue Freundschaft!“

„Das ist es, was uns trennt, Irmgard! — Ich Thörin, die ich solange verblendet war, verblendet sein wollte! Denn Du hast mir nicht geheuchelt, was Du nicht empfandest. Was Du für mich besitzt, ist Freundschaft. Und was in meinem Inneren wütht, heißt Liebe! Du kennst den Unterschied?“

Die Baronin fürchtet sich fast vor dem Schalle der

Stimme, vor dem Ausdrucke im Auge, mit welchem das unglückliche Mädchen seine Rede begleitet. Sie hält es daher für ratsam, einen harmlosen Ton anzuschlagen und fragt heiter:

„Weißt Du übrigens, Kind, daß man Lothar sehr neugierig auf Dich gemacht hat? Er ist gespannt, Dich kennen zu lernen und hofft, daß Ihr noch recht gute Freunde werdet. Er spricht mit einer solchen Anerkennung von Dir, daß ich eifersüchtig sein könnte, wenn ich die geringste Anlage dazu hätte.

Ihr werdet Euch gewiß, sobald Ihr Euch näher tretet, gern haben. Es wird sich daselbe Verhältnis herausbilden, wie es zwischen Dir und Kurt bestand.“

„Das wird es nicht; denn diesen liebst Du. — Und Du weißt auch, was für Qualen ich damals schon ausgehalten habe. Jetzt kann ich es nicht mehr. Es ist zu spät dazu. Nachdem ich Dich solange allein besessen habe, soll ich mein Eigentum mit einem fremden Eindringlinge teilen, kann zusehen, wie er den Arm um Dich legt, Deine heiligen Lippen berührt? Laß mich nicht weiter denken, Irmgard! Ich werde wahnsinnig! — Ganz oder garnicht!“

„So bleibe bis — sei nicht betrübt, Herma! — bis zu meiner — bis er mich heimführt als — bis — —“

„Als sein Weib, bis zu meiner Hochzeit! Sprich es aus! — Es geht nicht! Ich würde seinen Anblick nicht ertragen können!“

„Er reißt ja heute schon. Seine Abwesenheit nimmt mehrere Wochen in Anspruch. — Du gewöhnst Dich nach und nach an den Gedanken, mich doppelt glücklich zu machen. — Ihr lernt Euch kennen, gewinnt Euch lieb, und alles wird gut. — Du gehst dann nicht mehr davon; nicht wahr, Du kleiner Fitzkopf, Du harrst mir zu Liebe aus?“

„Ach, Irmgard, das hättest Du nicht sagen sollen! Je früher ich Deine göttliche Nähe fliehe, desto besser für mich, für uns alle. — Ich kann jetzt nicht weiter kämpfen. Noch einmal hat mich Dein Wort überwunden. — Doch höre auch mich! Versprechen gegen Versprechen! — Ich bleibe, bis der

Graf zurück ist; ja: ich bleibe länger. Ich bleibe, um ihn kennen zu lernen, um die Beruhigung mit mir zu nehmen, daß ich Dich unbesorgt seiner Obhut überlassen darf.

Ich will Dir zeigen, daß ich versuche, meine heiße, unendliche Sehnsucht und Liebe für Dich in armselige Freundschaft umzuwandeln. Ist es mir möglich zu entsagen, so behältst Du mich. Kann ich es nicht, — ich weiß, daß ich es nicht kann — so versprich mir, mich in meinem Entschlusse nicht zu hindern, mich gehen zu lassen, sobald mein Schicksal ruft! — Frage mich nie mehr darnach, wie lange ich harren will! Bist Du einverstanden?“ —

Die Freundinnen reichen sich stumm die Hände.

---

## II. Kapitel.

### Die letzten Tage vor der Hochzeit.

Es beginnt eine rührige Zeit; denn zu der bevorstehenden Vermählung heißt es: rüsten.

Germa greift überall mit zu, und die Freundin sagt einst lächelnd zu ihr:

„Kind, ich glaube, es geschehen noch Wunder. Ich entdecke Hausfrauentalent in Dir. Du hättest dem armen Hans damals nicht so ohne weiteres den Laufpaß geben sollen!“

„Glaube mir, Teure, es ist besser so! Er schreibt glücklich, und für mich war der Gedanke „Ehe“ stets, als ob ich in die Verdammnis müsse.“

Das kann Fringard nicht begreifen. Mit welcher Freude trifft sie alle Vorbereitungen!

Man hat das Städtchen nicht verlassen. Hierher will Lothar zurückkehren, um bald darauf mit seiner Inniggeliebten das Siegesfest der Vermählung zu begehen. Dann darf er dieselbe in seine alte Garnison führen. Germa hat diesen Plan für den richtigsten erklärt, weil sie weiß, daß er ihrer

Irmgard am besten zusagt, obgleich diese sich instillen über die Freundin wundert, da sie die Vorliebe derselben für das Landleben kennt.

Herma ist überhaupt in ihrem Wesen merkwürdig verändert. Eine Ruhe, eine Gelassenheit ist über ihr ganzes Sein ausgebreitet, die niemand zuvor an ihr gekannt hat. Sie trägt einen Gleichmut zur Schau, welcher predigt, daß sie nichts mehr berühren kann, weder Trauriges, Schmerzlichendes, noch Freudiges, Heiteres.

Ist es die Stille vor einem Sturme, der ein neues Werden, eine Umwandlung der Natur mit sich bringt? Ist in ihrem Herzen etwas erstorben, das nie, nie mehr erwachen kann? Hat sich der dumpfe Friede des Todes über ihr Inneres gelegt und es mit seinem kalten Mantel gewaltsam erstickt?

Vielleicht will er es; aber die Flamme erstirbt nicht plötzlich. Manchmal flackert sie ungezähmt in Hermas Brust auf. Dann quält sie die Freundin mit ihren wahnsinnigen Liebkosungen. Es ist, als will sie vor dem gänzlichen Verzicht voll und ganz schmecken, was sie bald für immer verlieren soll. Sie ergiebt sich schwelgend dem Genuße, wie ein zum Tode Verurtheilter, der den letzten Trank so begierig einsaugt, als könne dieser ihm die verwirkte Seligkeit bringen.

Irmgard fragt sich oft in Gedanken, ob sie nicht ein bitteres Unrecht gegen Lothar begehe. Aber darf sie denn die Freundin von sich stoßen, der sie so unendlich wehe gethan hat, und welcher sie doch gleichzeitig so ungeheuren Dank schuldet? Sie hofft, daß dieselbe, sowie sie ihr in der Trauerzeit treu und unbeirrt zur Seite gestanden hat, auch fähig werden wird, ihr höchstes Glück mit ihr zu teilen. Sie kennt ja ihre vernünftige Herma, die sich in das Unvermeidliche ohne Murren und Grollen fügt, die von selbst aufgeben wird, was ihr nicht mehr gehört. Sie will dieselbe nach und nach daran gewöhnen, um nicht grausam zu sein, und

das Erlaubte mit vollen Händen über sie ausgießen. Der Geliebte wird ihnen beiden gewiß verzeihen, wenn er später alles weiß.

Nachdem derselbe glücklich zurückgekommen ist, verkehrt er täglich im Hause. Es wird der Willensstarken schwer, ihm unbefangen, freundlich entgegenzutreten. Der Freundin wegen zwingt sie sich auch hierzu.

Und so werden die beiden Nebenbuhler bald recht gut mit einander fertig. Sie verstehen sich vortrefflich, sind sie sich doch in der Hauptsache, der Vergötterung der angebeteten Frau, einig. Lothar kennt keine Eifersucht, sondern freut sich über „der Widerspenstigen Zähmung,“ wie er sich zuweilen neckend ausdrückt. Und Herma hat sich das heilige Gelübde abgelegt, dem Glücke der Geliebten nicht störend entgegenzuarbeiten. Sie ist klug genug zu begreifen, daß diese an seiner Seite alles finden wird, wonach ihr Herz von Kindheit auf geschmachtet hat.

Die frohe Braut sieht mit innerer Befriedigung, wie sich ein freundschaftliches Band allmählich zwischen die beiden ihr so lieben Menschen knüpft. Nun muß ja wirklich alles gut werden!

So naht der Hochzeitstag heran. Eine kleine Feier am Abend vorher leitet denselben festlich ein.

Es sind Stunden unendlicher Qual und wilden Kampfes für das unglückliche Mädchen. Aber niemand ahnt das geringste davon; denn die schwermütige Ruhe verläßt es äußerlich nicht.

Endlich sind die letzten Nachzügler aufgebrochen, und Herma befindet sich allein, zum letzten Male allein mit der Geliebten, welche sich bereits zur Ruhe begeben hat. Da beherrscht sie sich nicht länger. Wie rasend wirft sie sich über dieselbe, sie unter Schluchzen und Weinen beschwörend, ihr doch nicht zu zürnen, sie könne ja nicht anders. Morgen

wolle sie alle Rechte an ihm abtreten, sie würde nie wieder verlangen, was ihr nicht mehr zukomme.

„Aber heute, heute bist Du noch mein! Sei es noch einmal ganz, und ich schwöre Dir, daß ich Dich mit nichts Ungebührlichem je wieder belästige!“

Irmgard streift mit der Hand sanft über das Haupt der Unglücklichen, eine Bewegung, die diese immer eigenartig beruhigt, und welche auch heute ihre besänftigende Wirkung nicht ganz verfehlt.

„Kind, ich weiß, daß Du mein verständiges, vernünftiges Mädchen bist und mir das eben genannte Versprechen geben würdest, ohne daß ich es von Dir verlangen, fordern muß. Ich danke Dir innig.

Was Du zusagst, das pflegst Du auch zu halten!“

„Aber — heute, Schatz, Liebchen? — Sei nicht böse, wenn ich Dich noch so nenne!“

„Herma, morgen ist mein Hochzeitstag!“

„Der Todestag meines Glückes! — Man weigert dem größten Verbrecher die Henkersmahlzeit nicht.“

„Noch hat Lothar kein Recht an mich, obgleich er mein Alles ist. — Mag mich die Welt verdammen! — Gott kennt mein Herz. Er weiß, wie unendlich lieb ich Dich habe. — Was ich bin, ist heute Dein!“

„O, Dank, Dank!“

Ein Kuß folgt dem anderen. Sie umstrift die Geliebte so, daß diese fast nicht mehr an morgen denkt. Wie im Rausche plaudert sie die ganze Nacht, ihr selbiges Geplapper immer wieder durch Liebesungen unterbrechend. Als der Morgen kaum anbricht, reißt sie sich gewaltsam los.

„Du mußt noch ein wenig schlafen, Lieb, damit Du mir an Deinem Ehrentage frisch und rosig aussiehst! Ich wecke Dich schon rechtzeitig, um Dich zu schmücken.“

„Du solltest Dich auf einen Augenblick wieder legen!“

„Die Aufregung läßt mich nicht ruhen. — Schlummere süß, mein Herz!“

Noch einen leisen Kuß haucht sie auf die schönen ge=weihnten Lippen. —

Herma hat ihren Mund in der That auf denjenigen Firmgards gepreßt, und diese lächelt ihr, erwachend, freundlich zu.

Da wird es vor ihren Augen wieder klar. Ein Auf=jauchzen, welches einem Freudengeheul gleichkommt, ringt sich aus der tiefsten Brust.

Ein verwundertes Fragen, eine hastige Erklärung, und darauf ein hoher, beseligender Kausch. —

---

## L. Kapitel.

### **Konträrsexualismus und Intelligenz.**

Als Herma mit ihren Seelenkampf theils schriftlich, theils mündlich mittheilte, wozu sie von der Freundin, mir gegenüber, Bollmacht erhalten hatte, fügte sie ehrlich hinzu, daß sie nicht sicher wisse, was an dieser Erzählung Traum sei, was Bilder des Halbschlummers, und was ihre lebhafteste Phantasie hinzuge=thun habe. Sie vermute aber, das Ganze habe sich in der Weise zugetragen, wie sie mir hiermit den Bericht gebe.

Ich habe ihr denselben gewissenhaft nachgeschrieben.

Man wird mich fragen: warum? weil ich doch von vorn=herein erklärt habe, daß ich mit diesem Buche keinen Roman schreiben will. Gerade deshalb gebe ich die Geschichte als das, was sie ist, nämlich: ein Traum. Hätte ich Hermas Lebensbild, wie ich es ursprünglich vorhatte, als eine Novelle in die Welt gesendet, so würde mir dieser Schluß ein höchst willkommenener gewesen sein, ergiebt er sich doch ganz von selbst aus dem Vorhergehenden. Eine schreckliche Weissagung von Hans, eine noch fürchterlichere Prophezeiung des Direktors

machen diese Katastrophe unumgänglich notwendig; es mußte so kommen.

Aber das wirkliche Leben spielt anders, und ich ziehe vor, mich an dieses zu halten, umso mehr, da mir fast sämtliche Beteiligten „den Gefallen gethan haben“, — man verzeihe diesen lieblosen Ausdruck, welchen ich nur brauche, um diesbezüglichen ironischen Bemerkungen schon im voraus das richtige Wort zur Verfügung zu stellen! — vor mir zu sterben.

Ist es indessen nicht überflüssig, die Phantasiegebilde einer vor Aufregung halb Wahnsinnigen so ausführlich wiederzugeben? Ich glaube kaum. Wie ich bereits erwähnt habe, liegt mir weniger an einer regelmäßig fortschreitenden Biographie, als vielmehr in einem Seelenleben. Ich wollte einen Einblick in das innere Wesen, den Charakter, das Denken, Fühlen und Handeln des Urnings in den kritischsten Momenten geben, und ich denke, dieses ist mir gelungen. Hermas Bekenntnis dürfte ein guter, klarer Spiegel sein.

Denn gerade so, wie sie sich in ihrer Vision schildert, würde sie in der betreffenden Lebenslage aufgetreten sein, so und nicht anders hätte sie handeln müssen.

Daß sich auch Lothar und Irmgard vollständig ihrer Veranlagung gemäß benehmen, sich so verhalten, wie sie es sicher gethan haben würden, das beweist uns, daß Herma tief in die Geseze der Psychologie eingedrungen war. Der Graf Bernstorff ist ihr nur flüchtig geschildert worden; nach dem Wenigen jedoch, was sie von ihm gehört hat, ist ihre Schlußfolgerung durchaus korrekt. Auch die Freundin vermag sie trotz ihrer abgöttischen Liebe für dieselbe, richtig zu beurteilen.

Sie hätte auf diesem Gebiete, wie vielleicht noch auf manchem anderen, Großes leisten können, wenn nicht ihre Leidenschaft sie fast ausschließlich beherrscht haben würde. Trotzdem wäre es bei einer längeren Lebensdauer möglich gewesen, daß sie sich zu innerer Klarheit durchgearbeitet und in

den Reihen derjenigen gestanden hätte, deren Spur nicht durch den Staub verweht wird, von denen es nicht heißt: „Sie ist wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.“

Ich habe gefunden, daß die meisten Konträrsexuellen irgend eine bedeutende geistige Gabe besitzen, welche bei günstiger Entfaltung herrliche Blüten und Früchte treibt. Was das Urningstum in der Kunst geleistet hat, darüber hat uns Ludwig Frey in seinem oben genannten, kürzlich erschienenen Werke gute Anhaltspunkte gegeben, wenn auch darin nur auf den männlichen Teil Rücksicht genommen ist.

Krieges- und Wissenschaftshelden glänzen gleichfalls unter den Perverten. Man suche selbst, und man wird finden!

Vor einigen Tagen hörte ich aus dem Munde eines sechzehnjährigen jungen Mädchens, eines echten Backfischleins, den Ausspruch: „Es ist merkwürdig, daß alle bedeutenden Damen abgeschnittenes Haar tragen, während die berühmten Männer fast immer lange Locken haben.“ Ich stutzte, und wie ein Blitz schoß mir das hübsche Wort durch den Kopf: „Und was der Verstand des Verständig'en nicht sieht: Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“

Wo hier der Zusammenhang ist? Ich gestehe, daß mein Sprichwort nicht genau klappt; aber eine gewisse Ideenassoziation wird man mir nicht abstreiten können. Gerade das kurz geschorene Haar bei dem weiblichen und das langwallende bei dem männlichen Geschlechte haben mich oft den Urning vermuten lassen; ich folgte der bezeichneten Spur und fand, — natürlich nicht immer — daß ich durchaus nicht auf dem Holzwege war. Stimmen also diese keineswegs nebensächlichen Merkmale der Konträren mit denen der Berühmtheiten überein: was hindert uns dann an der Annahme, die außerdem nicht neu ist, welche man eben einfach nicht bemerken will, daß die Perverten ein großes Kontingent für das Feld der Intelligenz stellen?

Was die Natur am Körper, am Geschlechtstrieb verdarb, was sie hier in stiefmütterlicher, geizig-sparfamer Weise behandelte, scheint sie am Geiste ausöhnen zu wollen, indem sie diesem ihre besten und schönsten Gaben verschwenderisch zuerteilt.

Aber finden dieselben das richtige Terrain, auf welchem sie sich üppig entfalten, auf dem sie herrlich gedeihen können? Solange nicht unsere erbärmlichen Vorurteile gegen das Urningstum schwinden: nimmermehr!

Das Geheimhaltenmüssen lähmt die Kräfte und konzentriert dieselben oft auf den Punkt, welcher ihnen eher nachteilig als vorteilhaft ist.

Und noch schlimmer, wenn die Betreffenden selbst nicht wissen, wie es mit ihnen steht, warum sie sich vor den Menschen zu verbergen haben, weshalb sie ihr Empfinden nicht offen und laut bekennen dürfen. Es wohnt in ihnen das Gefühl, daß schon der Anstand, die Schicklichkeit verbieten, über das ihnen doch so natürlich, so selbstverständlich Scheinende zu sprechen, und sie können nicht mit sich in das Reine kommen wegen der Gründe des Verstoßes gegen die Sittlichkeit, gegen die bestehenden Moralgesetze.

Herma hätte geistig verkümmern müssen oder würde wie der Rektor Südmann dem Wahnsinne verfallen sein, wenn ihr nicht noch rechtzeitig reiner Wein eingeschenkt worden wäre, welcher sie energisch aus ihrer Selbstgrübelelei riß.

Daß ein Wissen der Sache auch bei den übrigen Beteiligten nur vorteilhaft, werde ich später nachweisen, nachdem ich zuvor „meinen Roman“ beendet. Unter diesem Worte verstehe ich nämlich Hermas Träumereien. Ich muß hinzufügen, daß ich außer dem Angeführten noch einen Grund habe, welcher mir durchaus nicht als der unbedeutendste erscheint, — „last not least,“ sagt der Engländer — mich so lange bei demselben aufzuhalten.

Es werden verschiedene unter meinen Lesern sein, welche die Geschichte wirklich als Roman auffassen und an dem so-

genannten „gelehrten Krimskrans“, welcher sich dort ärgerlich dazwischen drängt, hinwegzulenken, oder denselben auch wohl ganz überfliegen. Ich weiß, daß es deren giebt. Sei es! Auch ihnen will ich gerecht werden, erhalten sie doch, selbst bei ihrer Art und Weise, Lektüre zu betreiben, einen kleinen Einblick in das Wesen des Konträrsexualismus. Sie werden weiter darüber sprechen, der Gegenstand wird Interesse gewinnen und sich in größeren Kreisen bekannt machen. Das ist es, was ich will.

Darum nehme ich es keinem der Leser übel, wenn er das Buch als einen Roman betrachtet. Die bisher gegebenen Phantasien Hermas bilden die natürliche Fortsetzung, und die nun folgenden werden einen befriedigenden Schluß liefern, weil „sie sich kriegen“, das eine Paar gewiß und von dem anderen können wir es doch wenigstens mit einem langen Gedankenstriche sicher vermuten.

Auch ich hat meine junge Freundin, ihre Visionen weiter zu spinnen, freilich nicht aus dem Grunde, um einen interessanten Romanabschluß zu haben, sondern aus psychologischen Rücksichten, und ich hoffe, daß einige Leser mich derselben Ursache wegen weiter begleiten werden.

Herma willfahrte mir nur sehr ungern. Sie wollte sich nicht in eine Situation zurückversetzen, welche soviel des Qualvollen für sie in sich schloß. Endlich überraschte sie mich mit dem Resultate ihrer Phantasie, welches so ausgefallen war, wie ich ahnte, und das ich jetzt meinen Freunden nicht länger vorenthalten will.

---

## LI. Kapitel.

### Das Ende des „Romans.“

Sobald die Unglückliche den letzten Kuß auf die Lippen der Geliebten gedrückt hat, begiebt sie sich auf ihr Zimmer, geht ungeschlüssig auf und ab, und spricht dann gefaßt:

„Es sei! Es ist ihr Lebensglück! Wäre ich davon nicht überzeugt: so risse ich sie von seiner Seite noch an den Stufen des Altares!

Ich aber kann sie nicht in seinem Arm sehen, und ich würde auch in meinem Vorsatze nicht festbleiben! Ich müßte ihre Seligkeit zertrümmern!

Hier schwöre ich es, daß ich sie nach heute nie wiedersehen werde, daß sie nimmer von mir hören soll! — Es ist für sie besser so.“

Schnell packt sie einige Sachen in ihren Reiseforb, nimmt Hut und Handschuhe und eilt hinaus. Unterwegs erteilt sie einem Gepäckträger geheime Anordnungen und geht darauf zum Depeschenamt.

Wiederholt setzt sie die Feder an; wiederholt zieht sie dieselbe zurück.

Dann ein paar kräftige Züge, und der Telegraphenbeamte nimmt das Papier in Empfang.

Ein schwerer Seufzer hebt ihre Brust. Der Würfel ist gefallen. — Sie kann nicht mehr zurück.

Sie wollte warten bis nach der Trauung, wollte der Geliebten den ersten Glückwunsch bringen. — Aber sie fühlt, daß sie unfähig dazu ist. — Sie wollte harren, bis die Neuvermählten ihre Hochzeitsreise angetreten, um dann unbemerkt zu entschlüpfen. — Doch es geht über ihre Kräfte. — In der Aufregung des heutigen Tages wird man sie gewiß nicht sogleich vermissen.

Ein schwerer Gang ist noch der in das Kinderzimmer, in welchem die Kleinen, die sie stets als die ihrigen betrachtet hat, so glücklich sind, einen neuen, guten Papa zu bekommen. Herma ist überzeugt, daß sie sich in ihrer Hoffnung nicht täuschen werden.

Jetzt hilft sie Iringard bei dem Anlegen des Brautschmuckes.

„Du bist noch nicht im Staat, Kind?“

„Du weißt, Irmgard, daß ich immer in der letzten Minute mit meiner Toilette anfangen. Ich bin schnell fertig. Wie rasch läßt sich ein anderer Anzug überwerfen!“

„Daß Du Dich aber recht hübsch machst! Nicht wahr, Du erscheinst nicht in Deinem trüben, finsternen Schwarz? sondern ich kann Dich in dem neuen, weißen Kleide bewundern, welches ich nicht einmal bei der Anprobe sehen durfte? Du mußt entzückend aussehen. — Doch: was ist Dir? Kränkt Dich mein leichtes Geplauder? — Wie fühlst Du Dich?“

„Ich bin sehr ruhig.“

„Das sehe ich, Herma. Aber auf Deinen Mienen liegt ein düsterer Entschluß! — Versprich mir, Kind, heute keine Waffe anzurühren!“

„Ich verspreche Dir sogar, mir auf keine Weise das Leben zu nehmen! — Genügt Dir das?“

„Ich danke Dir, Herz; nun bin ich zufrieden! — Sei recht vernünftig, Kind!“

Wegen der weiteren Vorbereitungen, des Empfanges der Gäste, des Vorfahrens der Wagen u. s. w. bemerkt man nicht, daß Herma sich eiligst aus dem Hause entfernt und den Weg zum Bahnhofe antritt.

Irmgard wird ihre Abwesenheit erst gewahr, als sie sich nach der Trauung zur Seite wendet, um von der geliebten Freundin den ersten Glückwunsch zu empfangen. Von der Standesamts Ceremonie, welche vollzogen wurde, während sich Herma noch einmal mit den Kindern herumtummelte, hat sie dieser absichtlich nichts gesagt.

Daß dieselbe jetzt nicht bei ihr, ist ein herber Tropfen, ein Wermutstropfen in ihrem vollen Freudenbecher. Als Irmgard sie auch im Hause nirgends findet, bricht sie in heiße Thränen aus, welche aber Lothar wegzuküssen weiß. Er versteht es wunderbar, sein holdes Weib zu beruhigen.

Sie glaubt seinem einschmeichelnden Worte, von dem er selbst fest und sicher überzeugt ist, daß die Freundin wieder-

kommen werde. Sie handle ihrer Natur getreu, welche sich austoben müsse, aber doch der Stimme der Vernunft zugänglich sei.

„Vielleicht ist sie zu den Eltern gereist? vielleicht erwartet sie uns in unserer neuen Wohnung, um dort unser Heim zu schmücken und uns mit ihrer lieben Anwesenheit zu überraschen?“

Irmgard hofft das letztere und malt sich das erste Wiederbegegnen mit der Freundin so lebhaft ans, daß ihr Schmerz bei der Enttäuschung umso größer ist.

Aber Lothar hat die Kraft, ihr voll und ganz alles zu ersetzen, und nur zuweilen geht die Trauer um ihre geliebte Herma mit leiser Wehmut durch ihr unbegrenztes Glück.“ —

„Und ihre älteste Tochter wird Herma getauft,“ erlaube ich mir einzuschalten, weil die Sprecherin eine Pause macht. —

Da blickt sie mich lange verständnislos an. Dann krampft sich ihre Hand zusammen. Ihre Brust hebt und senkt sich wild, und abgebrochen stößt sie hervor:

„Tochter? — Kind? — Sie? — Irmgard? — Meine Geliebte? — Von? — Von einem anderen? — O! — — Ach! — Nachdem ich sie ganz befehen habe?“

Freudig zuckt es jetzt in ihrem Gesichte auf. Sie atmet hastig, aber zusehends leichter:

„Dank, Dank! daß es nur Wahn war! — Nein, soweit können mich meine Gedanken nicht tragen. Das muß ein für allemal vollkommen ausgeschlossen bleiben.“

Ich bitte sie, in ihrem Berichte fortzufahren. Erst nach langer Zeit kann sie sich auf Nachfolgendes besinnen:

„Irmgard hat nie mehr von der Freundin gehört. Sie erhielt indessen jene die kleine Residenz in Verwirrung setzende Nachricht, daß an dem Tage von Hermas Verschwinden auch der Rektor Südmann plötzlich verstoßen und unbemerkt die Stadt verlassen habe, und daß niemand wisse, wohin sein Weg gegangen sei.

Nun erst kommt der Gräfin das Versprechen ihrer Freundin in das Gedächtnis zurück. Sie forscht, ob diesbezügliche Briefe gewechselt sind und bringt endlich heraus, daß eine Depesche Hermas bei dem Rektor ankam. Am Aufgaborte läßt sich indessen nichts weiter darüber entdecken, und auch in der Residenz kann der Inhalt nicht ermittelt werden, da der Schalterbeamte, welcher an jenem Tage den Dienst hatte, neu war und somit der Sache kein Interesse entgegengebracht hatte.

Als Lothar später einmal in traulicher Stunde seiner lieben Gattin die Weichte über das wahre Verhältnis zwischen den Freundinnen abhört, ist er im Inneren froh, daß er den gefährlichen Nebenbuhler auf diese bequeme Art und Weise los geworden ist. Seinem holden Weibe verzeiht er natürlich alles und nimmt sogar Anteil an seinem Schmerze, wenn derselbe noch zeitweise auftaucht.

Seine eifrigen Nachforschungen betreffs der beiden Davongelaufenen, die ja doch zu keinem Resultat führen, giebt er allmählich auf.

Auch von dem Rektor Südmann drang nie wieder eine Nachricht an jemandes Ohr.

Haben Sie gemeinschaftlich den Tod aufgesucht und gefunden? — Irmgard behauptet: Nein. Denn sie hat ja Hermas Wort, daß sie sich nicht das Leben rauben will.

Hat ein rauher Orkan auf wildem Meere ihnen den willkommenen Untergang gebracht? — Die Freundin mag dieses nicht denken; sondern sie hofft, daß beide recht, recht glücklich mit einander geworden sind." —

Weiter mag Herma nicht sinnen. Sie kann es auch nicht. Es ist ihr unmöglich, sich auszumalen, welche Gefühle ihr ein Wiedersehen mit dem Rektor gebracht hätte, welches die Folgen des verheißenden Kusses gewesen wären.

Ich glaube, sie hätte denselben vollkommen kalt und spur-

loß an sich vorübergehen lassen, würde ihn als einen Freundschaftsgruß hingegenommen haben.

Denn es ist durchaus nicht unmöglich, daß ein Urning den Kuß der Freundschaft oder Verwandtschaft von einem Mitgliede des anderen Geschlechtes duldet und erwidert; aber den Kuß der Liebe verweigert er und stößt diesen von sich.

Und so möchte ich noch eher annehmen, daß Hermas Natur im entscheidenden Momente so revoltiert hätte, daß sie trotz ihres Versprechens entflohen wäre.

Ich müßte deshalb, wollte ich meinen Roman mit einem Stück Dichtung meinerseits beenden, mit einer offenen Frage oder mit Hypothesen: wenn, wenn zc.: dann — schließen.

Meine Fortsetzung würde sein:

„Hat es die Größe seiner Liebe vermocht, sich ihren kalten Adern mitzuteilen; hat diese mit sengender Blut das Eis ihres Herzens geschmolzen, den harten, undurchdringlichen Stein erweicht? Ist sie mächtiger gewesen als Hermas Natur; hat sie dieselbe verwandelt und das unglückliche Mädchen zu einem liebenden Weibe umgeschaffen?“

Dann haben die beiden ein Glück gefunden, — vielleicht in einem abgelegenen Winkel des weiten Erdballes — wie es sich Sterbliche kaum träumen lassen. Sie bedürfen nichts von der Welt. Sie sind glücklich in sich und durch sich. ---

Schluß.“ —

---

## LII. Kapitel.

### Weitere Schicksalsschläge.

Diejenigen, welche mir weiter folgen wollen, erwarten gewiß noch ein näheres Eingehen auf die Frage, ob ein Kuß unter so starker Hypnose gegeben, wie sie der Rektor auf Herma auszuüben im Stande war, wenn sie es zu einem solchen hätte kommen lassen, die Urningsnatur umwandeln kann.

Ich muß gestehen, daß ich selbst ratlos bei Beantwortung dieser Frage bin. Wie manches Mal habe ich gewünscht, Herma möchte den Versuch wagen, möchte sich, um mich eines medizinischen Ausdruckes zu bedienen: als Meerschweinchen hergeben! Selbstverständlich mußte ich das Unvernünftige meines Verlangens stets sofort einsehen.

Ich habe Menschen kennen gelernt, welche durch Hypnose von ihrem Konträrsexualismus geheilt sind, und die auf die Allgewalt der Suggestion schwören, und dennoch glaube ich nicht, daß bei Herma dieses Mittel ange schlagen hätte. Sie wollte ja nicht geheilt sein. Sie fühlte sich behaglich, wohl und glücklich in ihrem Zustande. Mächtig trat ihr Oppositionsgeist dem Arzte entgegen. In ihr war die Urningnatur so gewaltig, daß ihre Autosuggestion stärker gewesen wäre, als alle Kraft auf der anderen Seite sein konnte.

Außerdem wußte ja der Rektor nicht einmal das Wissenschaftliche des Konträrsexualismus und verstand es also nicht, methodisch gegen denselben vorzugehen.

Daß seine Unkenntnis der Sache die Hauptschuld an seinem Wahnsinne trug, habe ich auseinander gesetzt.

Man wird begierig sein, zu erfahren, ob seine Krankheit nach der Begegnung mit der Geliebten vollständig ausgeheilt war, oder ob sie später wieder auftrat.

Beide Fragen möchte ich mit Ja und Nein beantworten.

Der Rektor schien vollständig der Alte geworden zu sein. Er studierte, arbeitete, hielt Vorträge. Nicht das geringste Auffallende war an ihm zu bemerken. Aber er trug einen Gedanken, der sich schließlich zur fixen Idee festsetzte, mit sich herum: es war das Versprechen Hermas.

Oft schrieb er ihr beschwörende Briefe, garnicht zu lange zu zögern, besonders nachdem er frei war. Sie antwortete immer in einer ruhigen, gemessenen, liebenswürdigen Art und Weise. Wiederholt bat er sie, seine Verlobung mit ihr veröffentlichen zu dürfen. In bestimmtem Tone antwortete sie,

daß sie ihm erlaube, sein Herz einem vertrauten Freunde auszuschiütten, wenn er sein Geheimnis nicht länger allein bewahren könne, diesen aber um Verschwiegenheit zu bitten. Sie stellte ihm frei, demselben ruhig alles zu beichten, was sich zwischen ihnen zugetragen hat. Sobald er ihrer Anordnung zuwider handle, betrachte sie sich ihres Versprechens entbunden.

Herma glaubt durchaus nicht, daß sie jemals in die Lage kommen wird, das gegebene Wort einzulösen. Aber sie fühlt, daß sie irgend eine Waffe ihm gegenüber in der Hand haben muß, welche ihn im Notfalle vor einem verzweifelten Schritte zurückhält. Sie hat die richtige erwähnt; denn mit der Drohung: „Ich würde mich als frei von meinem Versprechen betrachten,“ erreicht sie alles von ihm.

Er zieht den alten Medizinalrat, welcher sich stets teilnehmend gegen ihn gezeigt hat, und der ja doch schon halb und halb eingeweiht ist, in sein Vertrauen, wodurch er sich etwas Erleichterung verschafft. Der gute, treue Freund findet bei wilden Leidenschaftsausbrüchen oft das passende Gegenmittel, und versteht es, den heftig Erregten in liebevoller Weise in die alten Bahnen zu lenken.

Einmal jedoch scheinen alle seine Vorstellungen umsonst zu sein. Er will zu ihr, will sie besuchen, muß sie sehen! Der Arzt bittet ihn, wenigstens vorher zu schreiben, da er ja nicht wisse, ob sie anwesend sei, ob ihr sein Kommen angenehm u. dergl.

„Sie ist da; sie erwartet mich sehnlichst,“ ist seine heftige Erwiderung.

„O, ich Undankbarer, ich Verblendeter! warum zögere ich solange? Sie als Frau kann doch unmöglich zu mir kommen, trotzdem sie ihre Sehnsucht schon längst, längst hierher treibt!“

Kurz entschlossen sendet der bewährte Freund eine De-

peſche hinter ſeinem Rücken ab. Hermas Antwort, gleichfalls telegraphiſch, trifft glücklicherweiſe noch rechtzeitig genug ein.

Es iſt die alte, bekannte Waffe, welche ſie gebraucht, um ihn von der Reiſe abzuhalten. Dieſe verfehlt dann auch ihre Wirkung nicht. —

Da bleibt eines Tages der ſehnlichſt von ihr erwartete Brief aus.

„Sie iſt auf einer Reiſe nach Italien,“ erklärt der Medizinalrat beruhigend, welcher bereits ſeit einigen Tagen die Todesanzeige des jungen Mädchens in Händen hat. Er hatte der ganzen Umgebung dem Rektor gegenüber ſtrenges Stillſchweigen auferlegt, und inſolgedeſſen iſt dieſer in vollkommener Unkenntnis von dem Trauerfall.

So leicht aber iſt er nicht von der Stichhaltigkeit des angegebenen Grundes überzeugt. Es muß erſt zu langen Auseinanderſetzungen kommen.

Hat er dabei irgend einen Verdacht geſchöpft? — Ich konnte es nicht erfahren, vermute jedoch, daß er ſich das Zeitungsblatt mit der Todesbotſchaft, welches man ſorgfältig vor ihm verborgen hatte, verſchafft hat.

Wie die Nachricht auf ihn wirkte, hat niemand erfahren.

Er trat noch an demſelben Tage eine „Erholungsreiſe“ — dieſes ſein eigener Ausſpruch — nach Italien an. Seitdem war und iſt er verſchollen.

Merkwürdig iſt es, daß mein Bericht über den Rektor mit demſelben Ausgange ſchließen muß, wie es Hermas Phantafiegemälde gethan hat.

Ich gab mir große Mühe, ſeine Spur wieder aufzufinden; aber es iſt mir bis heute nicht gelungen. Seine Verwandten beobachten ein hartnäckiges Stillſchweigen über ihn, oder erklären rundweg, daß ſie ebenſo wenig über ſeinen Aufenthaltsort unterrichtet ſind, wie ich ſelbſt es bin.

Vielleicht iſt ſein Wahnsinn mit erneuter Macht zum Ausbruche gekommen, und er verbringt den Reſt ſeiner trüben

Tage, seines traurigen Erbdaseins hinter den Mauern einer Irrenanstalt.

Wäre er gestorben, so hätte sich die diesbezügliche Nachricht doch wohl verbreitet.

Deshalb nehme ich an, daß er unter den Lebenden weilt. Oder er hat endlich dennoch eigenmächtig Hand an sich gelegt und ist durch Selbstmord geendet?

Meine Kenntnis über ihn reicht nicht weiter. —

Umso vertrauter aber bin ich mit dem ferneren Leben der beiden Freundinnen. Es bleibt mir kaum etwas Nennenswerthes zu erzählen übrig. Wir sind Herma durch ihre Seelenkämpfe gefolgt, und dieselben hatten mit der Krisis ihrer schrecklichen Visionen den Abschluß gefunden.

War das Bekanntwerden mit ihrem wahren Wesen der Anfang zu einer inneren Befriedigung, einem hohen Glück, so bedeutete die Enthüllung des Geheimnisses der Geliebten für sie den Beginn einer größeren Ruhe. Sie ist jetzt überzeugt, daß der Gegenstand ihrer Anbetung gefeit ist, daß sie nichts von außen zu befürchten hat, und daß all ihre rasende Eiferfucht unbegründet ist, weshalb dieselbe auch allmählich bei ihr aufhört.

Wohl wünscht sie noch zuweilen, die Freundin möchte feuriger, wilder, rasender sein, auf leidenschaftlichere Art und Weise ihrer Liebe Ausdruck verleihen. Aber sie tröstet sich endlich mit dem Gedanken, daß sie ja dann ihr Glück nicht lange genießen könnten. Sie müßten sich notwendig im gemeinschaftlichen, unsinnigen Rausche, im wahrwitzigen Taumel aufreiben.

Ihr liebes, sanftes, mildes Weibchen bleibt sich aber immer gleich. Dasselbe hielt es für seine Pflicht, der Freundin sein offenes Vertrauen zu schenken, und sich einmal auszusprechen. Dieses ist geschehen, und darnach ist sein altes, glückliches Naturell wieder zum Vorschein gekommen und hat seine gewohnte Herrschaft ergriffen.

LIII. Kapitel.

**Eine gefährliche Krankheit.**

Herma indessen fühlt sehr wohl, das sie unrecht handelt, wenn sie ihrem süßen Schaze, ihrer Geliebten etwas verbirgt. Soll sie ihr endlich reinen Wein einschenken? Es ist ja nur Irngards wegen, daß sie schweigt. Kann sie mit ihr über diese Dinge unverblümt reden? Wen darf sie um Rat fragen? Nein, nein: niemand kennt das Gemüt der Freundin besser als sie selbst. Deshalb kann auch nur sie in diesem Falle entscheiden.

Ist es ein verbotenes Verhältnis, in welchem sie mit der Teuren lebt, so muß diese das längst in ihrem Gewissen fühlen und kann natürlich nicht so heiter glücklich sein, wie sie es in Wirklichkeit ist. Begehen sie aber kein Verbrechen, keine Sünde mit ihrer Liebe, so wird sich auch Irngard mit ihrem großen Charakter über das Vorurteil der Welt hinwegsetzen, und das Wissen dessen, wie man die Sachen öffentlich mit ihrem Namen bezeichnet, kann nicht nachteilig wirken. Darum nur heraus damit!

Die Freundin soll allmählich eingeweiht werden. Dann ist kein Geheimnis mehr zwischen ihnen.

Ehe jedoch Herma zur Ausführung ihres Planes kommen kann, tritt die Krankheit der Geliebten mit Allgewalt in den Vordergrund.

Damit muß ich zu meiner Biographie zurück. Ich sagte schon, daß ich kein neues seelisch interessantes Bild zu bringen habe; aber da ich mit der Geburt meiner Heldin begonnen, wird man auch verlangen, daß ich mit ihrem Tode schliesse, umso mehr, weil ich versprach, eine „Psychologisch-biographische Studie“ zu bringen. Ich darf also diese Erwartungen nicht täuschen:

Nachdem die Freundinnen noch kurze Zeit — Ich setze natürlich voraus, daß die Phantastereien verwischt sind, und

daß man von dem wirklichen Tode Lothars bei Mars la Tour überzeugt ist — in der Universitätsstadt gelebt haben, lassen sie die Kinder dort in der Pension und begeben sich, nach Auflösung des Haushaltes, mit den Verwandten auf Reisen. Sie haben zuvor die Hochzeit von Hermas Schwester mitgefeiert.

Dann leben sie einmal zeitweise bei den Eltern oder sonstigen Angehörigen, zum andern Teile auf Jrmgarbs Gütern. Nur die kleine Residenz und das benachbarte Schloßchen, obwohl dieses letztere gerade das Ziel der Sehnsucht des jungen Mädchens ist, meiden sie, des Rektor Südmanns wegen. Es wird Herma nicht leicht, sich von dort verbannt zu fühlen, wo sie den ersten Kuß auf die Lippen der Geliebten hauchen durfte, wo sich ihr die ganze Seligkeit des Himmels erschloß.

Sie ist indessen glücklich darüber, ewig in der Nähe Jrmgarbs atmen zu dürfen, sei es, wo es sei. Am liebsten ist es ihr natürlich, wenn dieses an irgend einem einsamen, recht weltentlegenen Orte sein kann.

So sind sie auch jetzt wieder auf einem ruhigen, idyllisch im Walde gelegenen Schloßchen der Freundin, als diese nach einem längeren Spaziergange plötzlich anfängt, über Mattigkeit in allen Gliedern, besonders Rückenschmerzen, Übelkeit und Kopfschmerz zu klagen.

Man schiebt die Krankheit auf Überanstrengung. Da Jrmgard aber auch nichts genießen kann, sogar Abscheu vor dem Essen empfindet, hält es Herma für ratsam, zum nächsten Arzte zu senden, der freilich soweit entfernt wohnt, daß er mit einem vorzüglichen Pferde nicht vor einer Stunde an Ort und Stelle sein kann. Der Bote, welcher eiligst zu ihm ritt, hatte zum Hinwege sogar noch etwas mehr Zeit gebraucht.

Die Baronin hat sich bei seiner Ankunft bereits zur Ruhe begeben und Herma, welche selbst etwas medizinische Erfahrung hat, sitzt ängstlich beobachtend an ihrem Bette.

„Herr Doktor, ich fürchte, es ist ein Anfall von Diphtheritis,“

ruft sie dem Eintretenden erregt zu, „ich habe bereits in den Hals gesehen.“

Der Arzt untersucht die Kehle und findet gleichfalls den kleinen giftigen, gelblich-weißen Pilz.

„Gnädiges Fräulein, ich muß sie ersuchen, das Krankenzimmer sofort zu verlassen; sonst setzen sie sich der Gefahr der Ansteckung aus. Ich werde mir übrigens nachher erlauben, auch in ihren Hals zu sehen. Schicken sie, bitte, eine Wärterin!“

Germa scheint nicht zu verstehen, zu begreifen. In der ungezogensten Weise erklärt sie dem Arzte, daß er sie nicht dazu bewegen würde, von der Seite der Freundin zu weichen.

„Wer soll sich ihrer annehmen, wenn ich es nicht will?“ fragt sie empört.

„Schicken sie immerhin eine Schwester aus der Stadt! Die mag für den Haushalt sorgen, sich um die Kinder kümmern! Mich verdrängt sie nicht vom Bette!“

Als der Doktor sieht, daß er nichts gegen ihren Willen ausrichtet, schärft er ihr die nötigen Vorsichtsmaßregeln ein. Sie solle sich vor allem stets gehörig desinfizieren, sobald sie aus dem Zimmer träte und mit den übrigen Hausgenossen zusammenträfe. Ihre Kehle will sie nicht untersuchen lassen, wird aber durch einen flehenden Blick der Geliebten dazu bewogen. Glücklicherweise ist dieselbe noch pilzfrei.

Außerlich gefaßt, nimmt sie nun die Instruktionen des Arztes bezüglich der zu verabreichenden Medizin, des Gurgels u. entgegen. Sie will der Teuren nicht zeigen, welch einen harten Kampf sie gegen die Angst kämpft, die sich ihrer unbarmherzig bemächtigen will. — Soll Irmgard sterben, so mag auch sie nicht länger leben! Begierig saugt sie den vergifteten Atem der Kranken ein und küßt diese wiederholt lange und anhaltend.

Die Geliebte vermag ihr nicht zu wehren, und der Arzt ist bereits gegangen. Er hat eiligst einen Wagen anspannen

lassen und den Diener mit demselben zur Apotheke und einer tüchtigen Pflegerin geschickt.

Alles ist dann auch, so schnell es sich thun ließ, eingetroffen. Die Medizin hat Herma in Empfang genommen und verwendet die Mittel genau nach Vorschrift, während die Schwester in einem anderen Zimmer warten muß, bis man ihrer bedarf. Dieselbe wagt es nicht, trotz der Aufforderung dazu, sich schlafen zu legen, weil sie erwartet, jeden Augenblick ihren Posten antreten zu dürfen.

Erst der Erlaubnis des Arztes, welcher früh am nächsten Morgen wiederkommt, leistet sie Folge.

Als dieser aber in das Krankenzimmer tritt und sieht, wie Herma, über die Geliebte geneigt, dieselbe innig küßt, wird er von solchem Zorn ergriffen, daß er das junge Mädchen fest am Arme packt.

„Gnädiges Fräulein, wenn Ihnen selbst auch ihr Leben keinen Pfennig wert ist, so denken Sie wenigstens an Ihre Angehörigen, an Eltern und Geschwister!“

„Wie geht es mit meiner Freundin?“ fragt die Gescholtene besorgt, ohne weitere Notiz von allem anderen zu nehmen.

„Besser!“ erhält sie nach der Untersuchung zur Antwort.

„Fahren Sie mit dem Eingeben und Gurgeln fort, wie Sie begonnen haben, und sollte etwas von den Medikamenten ausgehen, so lassen sie es gleich nachmachen.“

„Das habe ich schon einmal gethan.“

„Dann haben Sie etwas mehr gebraucht, als ich gewünscht hatte; doch ich sehe, daß es so gut war. Verfahren Sie in der gleichen Weise! — Wenn Sie ermüdet sein sollten, rufen Sie die Schwester zur Ablösung!“

„Ich werde dieselbe kommen lassen, wenn es mir paßt.“

„Bitte, liebes Fräulein, schonen Sie sich! — Versprechen Sie mir, daß Sie vernünftig sein wollen!“

„Ich verspreche garnichts.“

LIV. Kapitel.

### Die Fürsorge für die Kinder.

Der Arzt sieht ein, daß er diesem störrischen Charakter, dieser wilden Entschlossenheit gegenüber nichts auszurichten vermag und versucht es auch garnicht, die Ungezogene zum Zeigen ihres eigenen Halses zu bewegen. Es wäre ihm doch nicht gelungen, da Irmgard gerade eingeschlafen ist und so seine Bitte nicht unterstützen kann.

Er entfernt sich darum ärgerlich mit der Bemerkung, wenn sich der Zustand irgendwie verschlimmere, solle man zu ihm schicken; sonst würde er sich morgen wieder nach dem Befinden der Kranken erkundigen.

Da Herma sieht, daß die Geliebte jetzt wirklich ruhig schläft, karbonisiert sie sich vollständig, wie sie es stets beim Verlassen des Zimmers thut, und wechselt ihre Kleidung. Sie ist den Kindern, welche während der Ferienzeit anwesend sind, diese Sorgfalt schuldig. Bisher hat sie sich von der Freundin nur entfernt, um die nötigsten Anordnungen für das Hauswesen zu treffen. Jetzt aber will sie Irmgard eine stärkende Suppe kochen, damit diese bei ihrem Erwachen etwas Kräftigendes vorfindet. Sie hätte dieses Amt der Köchin überlassen können; aber sie bildet sich ein, daß nur sie allein für die Geliebte schaffen könne. Mag die Schwester sie solange vertreten! Irmgard schläft ja und bedarf ihrer augenblicklich nicht. Sonst würde sie den Platz am Bette keinem anderen überlassen haben.

Wie groß ist die Freude von Hänschen und Kurt, welche jetzt schon ziemlich herangewachsen sind, als sie die Tante Herma in der Küche erblicken und diese nun persönlich nach dem Befinden der lieben Mama fragen können! Sie weichen nicht von ihrer Seite, und das junge Mädchen fühlt wohl das Gefährliche der Situation. Weiß sie denn, ob sie nicht bereits angesteckt ist? Was hilft dann alle Desinfection?

Und die Kinder von sich weisen, darf sie auch nicht. Dieselben würden dann noch ängstlicher werden, als sie augenblicklich schon sind.

Wenn sie noch oft für Irmgard kochen muß, was in ihren Augen absolut notwendig ist, so werden, wie sie voraussieht, die Kinder ihre steten Gesellschafter sein.

Darum teilt sie denselben mit, sie müßten noch heute zu lieben Verwandten reisen, damit mehr Ruhe im Hause sei. Alle Bitten und alles Versprechen derselben, mäuschenstill sein zu wollen, helfen nichts. Sie sind auch daran gewöhnt, die Tante so sehr als Autorität zu betrachten, daß sie sehr bald den Widerstand aufgeben und schon nach einigen Stunden abreisen.

Herma war dieser Gedanke plötzlich gekommen, und sie hatte absichtlich den Aufenthalt bei den bezeichneten Verwandten und nicht die Rückkehr in die Pension gewählt, weil sie weiß, daß dieselben, sollte wirklich etwas Schreckliches vorkommen, sich das Fürchterliche ereignen, vollständig Elternstelle an den Kindern vertreten und über deren Zukunft wachen werden.

Sie will nicht an eine Verschlimmerung von Irmgards Zustand glauben; aber die Angst verläßt sie nicht. Es giebt indessen einen Gedanken, welcher sie aufrecht erhält. Den Trost, den festen Glauben kann ihr niemand entreißen: stirbt die Geliebte, so wird auch sie sterben, an der gleichen Krankheit, in derselben Stunde. Wird diese wieder gesund, so ist es selbstverständlich, daß auch sie sich noch einmal emporarbeitet. — An ihre Angehörigen, auf welche der Arzt sie mahnend hingewiesen hat, vermag sie jetzt nicht zu denken. Es existiert außer der Freundin nichts für sie auf der Welt.

Bald nachdem sie die Suppe im Krankenzimmer warm gestellt und die Schwester, welche auch weiterhin ihre Dienste anbietet und ihre Kräfte zur Verfügung stellt, energisch hinausgewiesen hat, schlägt die Geliebte die Augen auf.

Stürmisch will sie dieselbe küssen, doch errödet sie selbst

über ihren Eigennuz, welcher sie nur an sich denken läßt, und bittet Irmgard, ein wenig zu genießen.

Diese zwingt sich wirklich zum Essen und scheint auch mit der wohlschmeckenden, nahrhaften Hafermehlsuppe frische Kräfte gesammelt zu haben.

Sie bittet Herma, sie nicht mehr zu küssen. Bald werde sie wieder gesund sein, und dann könne die Freundin alles nachholen.

Als diese jedoch nichts von den Warnungen hören will, nichts von dem Hinweise auf die Eltern, da ruft Irmgard endlich verzweifelt:

„Herma, Herma, denke an unsere Kinder! Was soll aus ihnen werden, wenn ich nicht mehr bin, und wenn Du dieselben auch verlassen willst?“

„Sei stille, Herz, Du wirst gesund werden, und ich bleibe bei Dir!“

„Bleibe bei ihnen! Wo sind sie?“

Das junge Mädchen erzählt jetzt, daß es die Kleinen zu den Verwandten geschickt habe, um dieselben vor Ansteckung zu bewahren.

Irmgard seufzt tief. Dann sagt sie beschwörend: „Herma, es ist Deine Pflicht und Schuldigkeit zu leben. Nur dadurch kannst Du mir Deine wahre Liebe beweisen!“

O, welcher bitterer Kampf! welcher heftiger Widerstreit der Gefühle! Nach langem, schmerzhaftem Ringen reicht die Verzweifelte der Freundin endlich bebend die eiskalte Hand:

„Ich werde Dich nicht mehr küssen, Lieb, solange Du noch krank bist!“

„Habe Dank, Kind! Ich wußte, daß ich mich auf Dich verlassen kann. — Nun wollen wir das Beste hoffen.“

Jetzt ist es Herma, als müsse sie dem Tode seine Beute abringen. Von Zeit zu Zeit untersucht sie den Hals der Freundin, als hinge davon die Heilung ab. Hat die Wucherung Fortschritte gemacht, so drängt sie zu schnellerem Gurgeln,

krampft die Hände zusammen und beißt die Lippe blutig; ist dieselbe dagegen in der Abnahme begriffen, so stiehlt sich ein Hoffnungsstrahl in ihr qualvolles Herz.

Irmgard weiß, daß sich die Freundin nicht bewegen läßt, den ihr so nötigen Schlaf aufzusuchen, und duldet es darum stillschweigend, daß sie auch die Nacht am Bette sitzen bleibt und ihre Pflegerinnenpflicht erfüllt.

Am folgenden Morgen kann der Arzt weitere Besserung konstatieren. Als er sich jedoch verabschiedet, eilt ihm Herma nach und beschwört ihn, ihr die volle Wahrheit zu sagen. Sie sei stark genug, dieselbe zu vernehmen.

„Ich hoffe zuversichtlich, mein gnädiges Fräulein, daß wir die Kranke durchbringen. Was aber aus Ihnen wird, wenn Sie in Ihrer Unvernunft fortfahren, weiß ich nicht.“

„Ich küsse Irmgard nicht mehr!“

„Nun, wenigstens ein Schritt zur Besserung. Dann werden Sie mir aber auch gestatten, in ihren Hals zu sehen?“

Er ist noch frei“, fährt er beruhigend fort, nachdem ihm Herma die Untersuchung erlaubt hat.

„Doch jetzt in das Bett! Sie sehen bedenklich aus!“

„Das kann ich nicht!“

„Ganz, wie Sie wünschen! Mit Ihnen ist nichts anzufangen. Auf Wiedersehen!“

„Hoffentlich auf ein frohes, Herr Doktor!“

Mit diesen Worten eilt sie zu der Freundin zurück.

---

## LV. Kapitel.

### Das Ende der Freundinnen.

Wider alles Erwarten verschlimmert sich indessen Irmgards Zustand im Laufe des Tages in einer bedenkenerregenden Weise. Herma hat nun nichts mehr dagegen, daß die Schwester mit ihr zusammen die Leure behütet. Sie hofft, so dem Tode

sicherer trogen zu können. Schleunigst schickt sie zur Apotheke, zum Arzte.

Alles erfordert natürlich, der Entfernung wegen, viel Zeit. Und das Unglück will, daß der Doktor auswärts ist. Auch der zweite im Städtchen lebende ist nicht anwesend.

Erst spät, spät in der Nacht, als bereits in noch entlegeneren Orte gesandt war, treffen beide fast gleichzeitig ein, um, wenn nötig, den Luftröhrenschnitt zu machen.

Es ist schon — vorbei.

Jrmgard hat im Arme der Geliebten den letzten Atemzug ausgehaucht.

Doch nun ist es mit Hermas Fassung vorüber. Mit ihren heißen Küßen will sie die Freundin in das Leben zurückerufen. Sie wirft sich über dieselbe, umschlingt sie, preßt den toten Körper an ihre Brust und bleibt dicht an ihn gedrängt liegen.

Die Schwester ist machtlos ihr gegenüber. Hilfe mag sie nicht herbeirufen, aus Furcht vor Ansteckung. Sie weiß ja, daß einer von den Ärzten bald hier sein muß.

Den vereinten Anstrengungen der beiden gelingt es dann später, während die Schwester, soweit ihre Kraft ausreicht, thätig mithilft, die Rasende in ein benachbartes Zimmer und in das Bett zu tragen.

Diese weiß nichts mehr von alledem. Ein erschütterndes Nervenfieber bewahrt sie, Zeugin der Überführung von Jrmgard's Leiche zu sein, welche im Erbbegräbnisse neben Kurt beigesetzt wird; aber es zehrt auch ihre Lebensgeister vollends auf. Trotz der größten Bemühungen dreier Ärzte, trotz der sorgfältigsten Überwachung und aufmerksamsten Pflege — Hermas Eltern sind telegraphisch herbeigerufen worden — erliegt sie der bössartigen Krankheit.

Von dem Schmerze der Angehörigen zu sprechen, wäre überflüssig. Auch will ich hier gleichfalls der Wahrheit treu bleiben. Sonst könnte ich berichten, daß die Entschlafene an

Jrmgarb's Seite gebettet wird, und die Geschichte hätte einen romantischen Abschluß. Ist es indessen nicht schon eigenartig genug, daß die beiden Liebenden wirklich fast zu gleicher Zeit starben?

Die Eltern ließen es sich natürlich nicht nehmen, die geliebte Tote mit sich in die Heimat zu nehmen, und dieselbe dort zu bestatten.

Unter den zahlreichen Kränzen, welche ihren Sarg schmückten, hatte man den des Betters, ihres einstigen Verlobten, für das Kopfsende gewählt. Er mußte, als er die Todesnachricht empfing, dieselbe drei-, viermal lesen, ehe er sie glauben konnte. Dann erbat er sofort für sich und Günther Urlaub, und beide reisiten zu den Pflegeeltern. —

Es war ein harter Schlag für den, welchen das Leben so stiefmütterlich bedacht hatte. War er denn nicht glücklich? — Soweit er es eben sein konnte, gewiß. Wohl vermochte hm Günthers Liebe Ersatz zu bieten für alle Unbill, die er zu ertragen hatte. Aber wieviel er trotzdem erdulden mußte, das kann nur der verstehen, der entweder selbst Urning ist, oder welcher es gelernt hat, sich in das Empfinden und Denken einer jeden Natur, auch in diejenige des Perversten hineinzuversetzen.

Ich habe gesagt, daß mit dem Bekanntwerden des Konträrsexualismus, selbst wenn noch nicht alle Vorurteile gegen denselben schwinden sollten, eine Wendung zum Besseren eintreten würde, und daß sich die darunter leidenden Geschöpfe glücklicher fühlen müßten.

Hans scheint dieser Annahme zu widersprechen. Und doch behauptete ich, daß dieses nicht der Fall ist. Wohl war der junge Offizier bei Entdeckung seines Wesens unglücklich, aber nicht aus dem Grunde, weil er Seinesgleichen liebte, sondern nur deshalb, weil er mit diesem Empfinden in den Reihen der Verachteten, der Ausgestoßenen stand, nach den Anschauungen unserer Tage.

Ferner ist es auch keine Kleinigkeit, wenn man sich in einer bevorzugten Stellung, für welche doch das männliche Geschlecht bis jetzt noch gilt, wähnt, einsehen zu müssen, daß man sich einen Platz angemacht, welcher einem nicht gebührt, an dem man kein Anrecht hat, und von welchem man sich doch nicht öffentlich entfernen darf. Es würde dieses Aufsehen und Argerniß verursachen.

Ist man dagegen von Kindheit auf daran gewöhnt, einen untergeordneten Rang einzunehmen, so ist dieses Gefühl durchaus nicht niederdrückend. Man findet sich in dem Angenehmen seiner Stellung wohl und sucht bei dem scheinbar Bevorzugten das Unbequeme heraus. Würde mancher Handwerker mit einem Könige tauschen? — Wohl ebenso wenig, wie die meisten Frauen wünschen, Männer zu sein.

Und die wenigen Ausnahmen rangieren im großen und ganzen in das dritte Geschlecht. Weiß der Urning von Jugend auf, daß er in diesem und für dasselbe geboren ist, so wird er sich darin wohl, heimisch und glücklich schätzen und nicht hinaus verlangen, weder auf eine höhere, noch eine tiefere Stufe, wenn wirklich der Rangunterschied fort dauern sollte. Sagt doch schon eine alte Erfahrung, daß der wahre Friede weder in den erhabenen Palästen, noch in den niederen Hütten wohnt, sondern daß er in der guten Mitte zu suchen ist. Wer kennt nicht die Geschichte von jenem Vogel, welcher sein Nest das erste Mal zu hoch, das zweite zu tief baute und schließlich belehrt wurde, daß zwischen Höhe und Tiefe der richtige Platz zu finden sei.

Nach diesem Gesichtspunkte beurteilt, könnten wir den Urning fast beneiden. Sollte er dieses indessen nicht einsehen und sich wirklich in eine andere Sphäre hineinesehen, so gilt auch hier wieder der Grundsatz, daß er den Konträrsexualismus kennen muß. Ist er mit demselben vertraut, so wird er auch erfahren, daß es von seinem eigenen Belieben abhängt, ob er „geheilt“ sein will oder nicht. Bis jetzt hat freilich

nur die Hypnose dagegen gewirkt; aber es genügt, ein Mittel zu besitzen. Der Schwindsuchtskranke würde gewiß froh sein, wenn ihm dieselbe Aussicht blühte.

Fühlt sich nach dem Aufgeben der Vorurteile der Perverse nicht mehr als Leidender und will er nicht auskurirt sein, nun, vielleicht umso angenehmer! —

Herma hätte gewiß ihre Natur um alle Schätze der Welt nicht hergegeben, und ich glaube, niemand, der sich einigermaßen mit dem Konträrsexualismus befreundet hat, wird sie verdammen, weil sie zu der Freundin in einem Verhältnisse stand, wozu sie ihre ganze Anlage trieb? Wie hätte sie anders leben sollen? Alles Übrige war ihr ja unverständlich, zuwider! —

Aber Irmgard? Was sollen wir aus ihr machen? Sie ist und bleibt eine verachtenswerte Sünderin!

Versuchen wir auch ihre Rechtfertigung!

---

## LVI. Kapitel.

### Man studiere die Litteratur des Konträrsexualismus!

Ich bin der Meinung, daß die Baronin anders gehandelt hätte, wenn auch für sie das Wesen des Konträrsexualismus kein Buch mit sieben Siegeln gewesen wäre.

Sie hielt in ihrer Unkenntnis die Annäherung Hermas für edle, hohe Freundschaft, welche zur Ausschmückung und Verschönerung des Lebens beiträgt, war dankbar für das, was ihr so ungesucht entgegengebracht wurde, nahm es mit Freuden auf und lag, wenn ich mich so ausdrücken darf, in der Batsche, noch ehe sie zur Besinnung kam, und ohne daß sie wußte, wie sie hineingefallen war.

Würde sie geahnt haben, mit welchem Empfinden Herma sich ihr näherte, sie hätte vielleicht dem Anstürmen entgegen

gearbeitet, und es wäre nicht soweit gekommen, wie es bei ihrer Unschuld notwendig kommen mußte.

Ich schreibe absichtlich „vielleicht.“ Denn ganz möchte ich in diesem Punkte nicht gut für sie sagen.

Irngard war eine sinnliche Natur, was wir ihr selbstverständlich nicht zum Vorwurfe machen oder ihr als Schuld anrechnen wollen. Für ihre Anlage kann sie nichts. Und giebt es nicht Prediger genug, die sich als Verteidiger einer „gesunden Sinnlichkeit“ aufwerfen? Diese nehmen sie gewiß freudig in ihren Schutz!

Ob sie nun ihren Naturtrieb in den Armen eines Mannes oder eines mit den Merkmalen des Weibes bezeichneten Wesens befriedigt, das dürfte doch die Sache kaum in einem anderen Lichte erscheinen lassen. Ich behaupte sogar, daß sie durch das Verhältnis mit der Freundin vor Polyandrie bewahrt wurde, und dieses hat auch seinen Vorteil. Sie war durch keine wahre Liebe behütet; dieselbe wurde ihr unbarmherzig verschlossen; so bedurfte sie eines Hüters, auf dessen Treue und Ausdauer sie bauen, sich verlassen konnte.

War es unrecht, daß sie die ihr dargebotene Hand dankbar ergriff und diese festhielt, umso mehr, da ihr allein die Macht der Fessel in jenem Falle verliehen war?

Gut: mag man ihr Verhältnis entschuldigen, solange sie frei! Wo aber bleibt die Moral in der Zeit, als sie noch durch die heiligsten Bande an einen rechtmäßigen Gatten geknüpft war? Wie durfte sie eine Buhlerin neben demselben halten?

Die Gegenfrage: Wo bleibt unsere Moral, die wir an ein legitimes Weib gekettet sind, dem wir Treue bis an den Tod gelobt haben, wenn wir trotzdem uns den Luxus einer Maitresse gestatten, ja, wenn wir zu gleicher Zeit der Polygamie huldigen und in gewissem Sinne der Gatte von vielen Weibern sind?

Wir begehen nichts Gesetzwidriges, geben wir zur Ant-

wort, sind nicht öffentlich mit zweien vermählt, können also nicht wegen Bigamie bestraft werden.

War denn dieses bei Irmgard der Fall? War sie legitim mit Kurt und mit Herma verheiratet? — Durchaus nicht. Also auch sie konnte nicht gerichtlich belangt werden.

Ja, wenn überhaupt die Sittlichkeit in der Vermeidung und Umgehung dessen besteht, was in den Augen des gestrengen Richters als strafwürdig gilt, in dem Auskosten der Genüsse, welche es nicht sind, so ist Irmgard vollständig gerechtfertigt und schuldlos, und sie brauchte keinen Anwalt, der ihre Sache führt.

Ich will hier nicht meine Ansichten über Moral zur Geltung bringen. Wen es interessiert, dieselben kennen zu lernen, den verweise ich auf mein gleichfalls im Verlage von Max Spohr, Leipzig, erschienenenes Werk: „Ist „freie Liebe“ Sittenlosigkeit?“ Ich möchte nur noch den wunden Punkt in unserer heutigen Anschauungsweise berühren, daß wir dem einen Geschlechte das als selbstverständliches Privilegium zuerkennen, was wir bei dem anderen als Verbrechen, als Staatsvergehen ausschellen wollen.

Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig.

Betrachten wir das Treiben und Gebahren des männlichen Geschlechtes von heutzutage als mit der Sittlichkeit in Übereinstimmung, so war auch Irmgards Verhältnis durchaus moralisch korrekt.

Noch ein anderer Umstand kommt hinzu, wenn ich von dem Mitleid gegen eine Darbende, Verlangende ganz absehen will, welcher sie reinigt: Es sind die Geseze der Hypnose, der Suggestion. Man mache mir hier nicht zum Vorwurfe, daß ich dieselben so oft, wie es mir unumgänglich nötig erscheint, heranziehe und dieselben doch nicht näher erkläre. Das letztere würde viel zu weit über den Rahmen der Arbeit hinausführen, und es steht jedem frei, sich durch gute, vorhandene Schriften über diesen Punkt genügend Aufklärung und Licht

zu verschaffen. Ich habe bereits ein einschlägiges Buch empfohlen.

Hermas Liebe zu Irmgard war so stark, daß dieselbe, da jeder Ableiter fehlte, notwendig übertragen werden mußte mit allem ihrem Verlangen, Begehren, sinnlichen Lockungen, die bei der Freundin außerdem einen gutgeeigneten, fruchtbaren Boden fanden, heißen Wünschen u. s. w., u. s. w.

Warum Kurts Liebe, die derjenigen Hermas vielleicht nicht nachgab, nicht dieselbe Macht hatte? — Es hat ja niemand behauptet, daß derselbe seiner Gattin, mit Ausnahme in der Krisiszeit, unangenehm war. Sie gewährte auch ihm gern das, was er verlangte.

Wenn sie die Freundin zuweilen vorzog, so lag dieses darin, daß der eine Mensch ein besserer Hypnotiseur ist als der andere, mehr magnetische Gewalt über seine Mitgeschöpfe besitzt. Überdies hatte Irmgard von Anfang an für Herma stärkere Sympathieen als für den Gatten, und auch das wirkte mit.

Wer sie jetzt noch verdammen will, der erhebe die Hand und werfe den ersten Stein auf die Fleckenlose; aber er hüte sich wohl, daß derselbe nicht auf ihn zurückprallt! —

Erwartet man nun noch, daß ich die Konsequenzen, die Schlußfolgerungen aus dem Ganzen ziehe? Ich denke, diese liegen so klar am Tage, daß es dessen nicht bedarf. Bei einem kleinen Nachdenken vermag dies jeder selbst, wenn er meiner Ausführung bis hierher Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Es ist keine Berühmtheit, keine Größe in der Weltgeschichte, deren Leben ich behandelt habe, sondern ein einfach schlichtes Mädchen aus dem Alltagsdasein. Es wäre lächerlich, demselben so viele Seiten zu widmen, wenn es nicht, wie oben gesagt, als Massentypus dienen könnte, was übrigens die anderen im Buche geschilderten Urningsnaturen gleichfalls thun.

Außerdem war mir ihre Biographie nur ein Faden, um

meine Ansichten über den Konträrsexualismus in hausbackener Weise auszusprechen.

Haben sich trotzdem verschiedene gelehrte Brocken, Ausdrücke, welche dem Eingeweihten als Alltagspeise erscheinen, eingeschlichen, und sind mir einige meiner Leser böse, daß ich, obwohl sie der Sache ein lebhaftes Interesse entgegenbringen, unterlassen habe, dieselben zu erklären, so weise ich noch einmal darauf hin, daß uns eine reichhaltige Litteratur über den Konträrsexualismus zur Verfügung steht. Ich habe oben bereits angegeben, wo wir dieselbe hauptsächlich finden und verweise noch besonders auf die umstehenden Anzeigen.

Tr.

Auf dem Gebiete der  
**konträren Geschlechts-Empfindung**

erschienen im Verlage von

**Max Spohr Leipzig**

ferner:

- Die Enterbten des Liebesglückes** oder das dritte Geschlecht. Von Otto de Joux. . . Preis Mark 4.—
- Die verkehrte Geschlechtsempfindung** oder die männliche und weibliche Liebe. Von Dr. med. Norbert Grabowsky. 2. vermehrte Auflage.  
Preis Mark 1.20.
- Die homogene Liebe** und deren Bedeutung in der freien Gesellschaft. Von Edward Carpenter. Preis Mark 1.20.
- Der Fall Wilde** und das Problem der Homosexualität. Ein Prozess und ein Interview von Os. Sero.  
Preis Mark 1.50.
- Der Konträrsexualismus** in Bezug auf Ehe und Frauenfrage. . . . . Preis Mark —.80
- Die krankhafte Liebe.** Eine psycho-pathologische Studie von Dr. Emil Laurent, früher Arzt im Hauptkrankenhaus der Pariser Gefängnisse. . . . . Preis Mark 4.—
- Der Eros und die Kunst.** Ethische Studien. Von Ludwig Frey. . . . . Preis Mark 6.—
- Sappho und Sokrates** oder Wie erklärt sich die Liebe der Frauen und Männer zu Personen des eigenen Geschlechts. Von Dr. med. Th. Ramien. Preis Mark 1.—
- Der Urning vor Gericht.** Ein forensischer Dialog. Von Dr. Melchior Grohe. Preis Mark —.50.
- Die mannweibliche Natur des Menschen** mit Berücksichtigung des psychosexuellen Hermaphroditismus. Von Dr. med. Norbert Grabowsky. Preis Mark 1.—
- Die Liebe des Uebermenschen.** Ein neues Lebensgesetz. Von M. Halm. . . . . Preis Mark 1.—
- Die hellenische Liebe in der Gegenwart.** Psychologische Studien. Von Otto de Joux (Mit dem Bildnisse des Verfassers) Preis Mark 4.—
- Die Schuld der Väter** oder Ist die gleichgeschlechtliche Liebe eine Sünde? Roman. Von Hans Hermann. M. 2.—

Vom Verfasser des vorliegenden Werkes erschien  
im Verlage von Max Spohr in Leipzig:

# Ist „freie Liebe“ Sittenlosigkeit?

Preis 2 Mark.

## Inhaltsverzeichnis:

Der Standpunkt des Urnings.	Die Sittlichkeit in den höheren Ständen.
Wie arbeitet die Erziehung der „freien Liebe“ vor?	Eine kämpfende Lehrerin.
Die Gleichstellung der Frau mit dem Manne.	Der Entschluss zur Sünde.
Das Eheleben von früher und Jetzt.	Gefallen.
Der Mann als Polygame.	Die gedildete Amme.
Etwas über das Mätressenwesen.	Eine kurze Bemerkung über Syphilis.
Die Polygandrie.	Der Männerfang
Die Heuchelei im heutigen Eheleben.	Wie man Dirne wird.
Die Erziehung unserer Landkinder.	Unter Sittenpolizei.
Der Knabe in der Stadt.	Das schlaue Bordellmädchen.
Das heranwachsende Mädchen.	Die Trauung auf dem Sterbelager.
Verbotene Lektüre.	„Wilde Ehen“.
Die Grossstädterin.	Das Unsittliche in den „Künstler- ehen“.
Im Nachtcafé.	Die Sittlichkeit in der „freien Liebe.“
Sollen wir unsere Kinder in die Geschlechtsgeheimnisse einweihen?	„Freie Liebe“ für alle!
Im Reiche der „freien Liebe“ von heutzutage.	Philosophische Betrachtungen.

Der Verfasser dieser Schrift ist ein freier Geist, der mit klarem Auge das Wesen der „freien Liebe“ erfasst und darlegt. Im Dienste einer wichtigen Menschenangelegenheit lässt derselbe jede Prüderie beiseite, er leugnet die dunkeln und niederen Triebe nicht weg wie die Moralisten und beschönigt sie auch nicht wie die Opportunisten, er konstatiert sie und zwingt den Leser mit unerbittlicher Logik sie ebenfalls zu konstatieren.

Verlag von Max Spohr in Leipzig.

# Die Gebrechen und Sünden der Sittenpolizei

aller Zeiten, vorzüglich der Gegenwart.

2. wesentlich verbesserte Auflage.

Von

Dr. Otto Henne am Rhyn, Staatsarchivar.

Preis broch. M. 3.—

---

## Inhaltsverzeichnis:

Einleitung.	5. Deutschland.
Blick auf überwundene Kultur- stufen.	6. Oesterreich-Ungarn.
Die Hetären des klassischen Alter- tums.	7. England und Indien.
Die Frauenhäuser im Mittelalter.	8. Russland.
Die Wandlungen der Prostitution in neuerer Zeit.	9. Das ferne Osten.
Die Sünden der Sittenpolizei un- serer Zeit.	Der Handel mit weissen Sklavin- nen, deren Loos und Ende.
1. Frankreich.	1. Die Voraussetzungen dieses Handels.
2. Belgien.	2. Der Mädchenhandel in ver- schiedenen Ländern.
3. Italien.	Wann wird der Rächer kommen diesem Elend?
4. Schweiz.	Nachwort.

Der berühmte Kulturhistoriker, Dr. Otto Henne am Rhyn, behandelt in diesem Werke ein Gebiet, dessen Kenntnis im allgemeinen, nicht aber in seinen Einzelheiten bekannt ist und leider auf keinen Illusionen, sondern völlig auf nackter Wahrheit beruht, nämlich die Prostitution, deren schmachvollste Seite in dem entsetzlichen, in allen Teilen der Erde betriebenen **Mädchenhandel** gipfelt. Diesen wahren **Schandfleck der modernen Kultur** aufzudecken und eine gründliche Vertilgung desselben zu erlangen, ist der Zweck dieser Schrift, die einen ungeheuren Reichtum von Thatsachen beibringt, welche den zuverlässigsten Quellen entnommen sind.

---

Druck von Berger & Behrend, Lucka S.-A.



Verlegt von Max Spohr in Leipzig.

# Sappho und Sokrates

oder

## Wie erklärt sich die Liebe der Männer und Frauen zu Personen des eigenen Geschlechts?

Von Dr. med. Th. Ramien.

Preis 1 Mark.

Die verkehrte Geschlechtsempfindung ist in den letzten Jahren vielfach Gegenstand eingehender Forschung und öffentlicher Besprechung geworden. Man ist sich Leute darüber vollständig im klaren, dass es sich nicht um verbrecherische Triebe handelt, sondern dass man solche Fälle als Naturtrieb anzusehen habe. In der vorliegenden Broschüre beleuchtet Dr. Ramien die ganze Frage von neuen überraschenden Gesichtspunkten und gelangt damit zu zweifellos unanfechtbaren Resultaten, die im Interesse der Angehörigen des „dritten Geschlechts“ in weitesten Kreisen bekannt werden sollten, damit diesen Unglücklichen endlich Gerechtigkeit zu teil wird. Die Zeitschrift „Die neue Heilkunst“ bespricht das Buch in einem eigenen grösseren Artikel und sagt u. A. darüber: „Das kleine Buch ist so reich an Vorzügen, bietet eine solche Fülle neuer Gedanken und Anregungen, dass wir die Lektüre jedem Menschenfreunde dringend empfehlen können.“

## Die mannweibliche Natur des Menschen

mit Berücksichtigung des

### psychosexuellen Hermaphroditismus.

Von Dr. med. Norbert Grabowsky, prakt. Arzt

Spezialarzt für physik.-diätet. Heilverfahren.

Preis 1 Mark.

Eine hochinteressante Studie des bekannten Arztes und Philosophen, die nicht verfehlen wird, bedeutendes Aufsehen zu erregen.